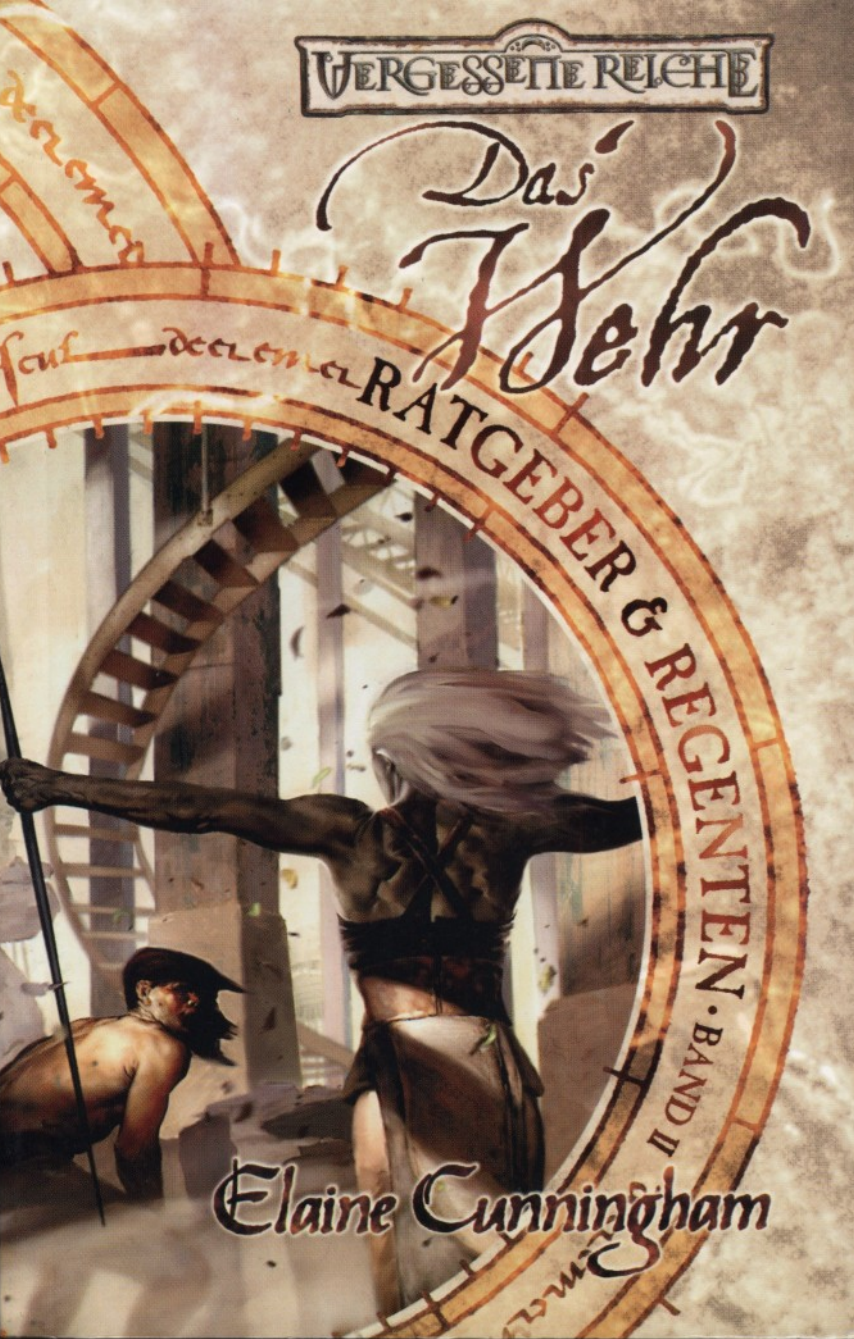


VERGESSENE REICHE

Das Fähr

RATGEBER & REGENTEN • BAND II

Elaine Cunningham



VERGESSENE REICHE

Das Fehl

RATGEBER & REGENTEN

BAND 2

Elaine Cunningham

Autorin	Elaine Cunningham
Deutsch von	Ralph Sander
Lektorat	Oliver Hoffmann
Korrektorat	Angela Voelkel
Art Director, Satz und Gestaltung	Oliver Graute
Umschlagillustration	John Foster

ISBN 3-935282-65-6

Originaltitel: The Floodgate

© der deutschen Ausgabe Feder&Schwert, Mannheim, 2002.

1. Auflage 2002.

Das Wehr ist ein Produkt von Feder&Schwert.

© 2002 Wizards of the Coast, Inc. All rights reserved.

This material is protected under the copyright laws of the United States of America. Any reproduction or unauthorized use of the material or artwork contained herein is prohibited without the express written permission of Wizards of the Coast, Inc.

Forgotten Realms and the Wizards of the Coast logo are registered trademarks of Wizards of the Coast, Inc., a subsidiary of Hasbro, Inc.

All Forgotten Realms characters and the distinctive likenesses thereof are trademarks of Wizards of the Coast, Inc.

U.S., CANADA, ASIA,
PACIFIC & LATIN AMERICA
Wizards of the Coast, Inc.
P.O. Box 707
Renton, WA 98057-0707
+1-206-624-0933

EUROPEAN HEADQUARTERS
Wizards of the Coast, Belgium
P.O. Box 2031
2600 Berchem
Belgium
+32-3-200-40-40



Visit our website at <http://www.wizards.com>
Feder & Schwert im Internet: <http://www.feder-und-schwert.com>

halruaa

Banditenwüste



Widmung

Für Mary Kirchoff, die mich nach Halruaa entführte.

Danksagungen

Diese Geschichte verdankt Andrew, Sean, Brandon, Tycho und Tyler – einer Gruppe von Abenteurern, deren erster Vorstoß ins Rollenspiel mich daran erinnerte, wie ich die Welt von D&D® entdeckte – viel.

Mein Dank gilt auch Peter Archer für seinen Takt und seine unglaubliche Geduld, der als lebender Beweis dafür, daß keine gute Tat ungestraft bleibt, wieder einmal an mich geraten ist. Die Elisabethanischen Gärten auf Roanoke Island, die halbtropische Dekadenz mit erzwungener Ordnung vereinen, waren die Saat, aus der sich die halruaanische Landschaft entwickelte. In der Kunst von M. C. Escher geht alles in etwas anderes über, und nichts ist so, wie es scheint. Sie ist ein ideales Vorbild für die halruaanische Architektur und somit auch für die halruaanische Kultur. Die quintessentielle und nicht wegzudenkende Inspiration für jede Geschichte, die in den Reichen spielt, ist natürlich Ed Greenwood, der »Mann, der nicht vorgestellt werden muß«. Er baute den Sandkasten, in dem wir alle spielen. Ein Dankeschön an alle bei Wizards of the Coast, die einen Ort bieten, an dem Geschichten erzählt werden und Abenteuer beginnen können.

Mein abschließender Dank gilt Andrew für die äußerst verzwickte Zauberkombination in der Schlacht des Nekromanten. Deine Mutter ist sehr stolz auf dich.

PROLOG

Die Schlacht hatte sich gegen den Laraken gewendet. Das Monster wußte das, seine Feinde nicht. Sie kämpften mit jener Inbrunst gegen ihn, die man bei mutigen Männer findet, die eines guten Todes sterben wollen.

Es waren schon zuvor Männer in Akhlaurs Sumpf gekommen, doch diese Krieger waren nicht mit Zaubern bewaffnet, sondern mit gefährlichen Schwertern, Spießen und Pfeilen. Bei ihnen war eine sonderbare Elfe, die weder Nahrung noch Feind war.

Der Laraken drang weiter vor und kreischte wie der Dämon, an den er gemahnte. Er scherte sich nicht um die Pfeile und Speere in seinem Fell. Seine Klauen zerquetschten die gefallenen Menschen. Mit einem beiläufigen Tritt schleuderte er den Körper des Wemic zur Seite, jenes mächtigen Löwen-Zentauren, der beim Versuch gestorben war, die Elfe zu beschützen. Der geschundene Leichnam rollte und rutschte über den morastigen Untergrund und bespritzte dabei die überlebenden Krieger mit fauligem Wasser, bis er zwischen den Wurzeln eines Bilboa-Baums liegenblieb.

Der Laraken watete tiefer in die Reihen der Menschen – und damit fort von der lebensspendenden Magie. Die Schreie des Monsters hatte weniger mit Kampfeslust zu tun als vielmehr mit betäubendem Hunger. Grünlicher Schleim trat aus unzähligen Wunden aus, aber nicht die Waffen der

Angreifer würden die für den Laraken den Tod bedeuteten, sondern der Hunger.

Seine einzige Nahrung waren die Zauber der Elfe und der schwache Strom Lebensmagie, der von dem großen, rothhaarigen Krieger ausging. Der Laraken nahm diese spärliche Nahrung gierig in sich auf und ließ den Menschen durchsichtig wie einen Tautropfen erscheinen. Doch der Mann lebte noch und kämpfte immer weiter!

Auch seine Kameraden kämpften weiter, aber niemand mit solcher Heftigkeit wie jener Mensch, der sich am Rücken des Laraken festklammerte und immer wieder auf ihn einhieb, bis das Monster vor Zorn und Pein schrie.

Die vortrefflichste Widersacherin des Laraken aber war eine zierliche Frau, deren Augen wie dunkle Seen aus Magie waren und deren Stimme er nicht ignorieren konnte. Ihr Lied lockte den Laraken weiter vor, obwohl all seine Instinkte ihm sagten, er solle zu dem Rinnsal aus flüssiger Magie zurückkehren, das seine Hauptnahrungsquelle war.

Sie, die rief, saß in einem hohen Baum, weit oberhalb der tosenden Schlacht. Das Lied, das sie sang, erfüllte den Laraken mit Sehnsucht, die seinen Hunger umwarb und zugleich verspottete. Frustration wich allmählich einer wachsenden Angst. Der Laraken erinnerte sich an einen Magier aus uralter Zeit, dessen Magie er nicht hatte fressen können.

Ein silberner Blitz schoß auf das Auge des Laraken zu und zog eine Explosion aus flüssigem Schmerz nach sich. Der Laraken schrie und preßte das obere Paar Pranken auf das zerstörte Auge. Seine unteren Arme ruderten wild umher, als sie den Krieger zu greifen versuchten, der ihn geblendet

hatte. Krallen fanden menschliches Fleisch. Endlich löste der Mann seinen Griff und rollte sich über den Rücken des Laraken ab.

Von einem verzweifelten, gedankenlosen Überlebensdrang getrieben, löste sich der Laraken aus dem Griff der Sängerin und stürmte zum Teich zurück. Die Elfe rief ein sonderbares Wort und warf etwas in das brodelnde magische Wasser. Im nächsten Moment wurden aus den kleinen Luftblasen schillernde, mannshohe Kugeln, die in einem Regen aus lebensspendenden Tropfen vergingen. So instinktiv, wie es ein Geschöpf getan hätte, das in Flammen stand, warf sich der Laraken ins Wasser.

Sofort wurde das Monster von einem flüssigen Sturm erfaßt, der die Heftigkeit des Kampfs bedeutungslos werden ließ. Der Laraken fiel – oder flog? – durch den wirbelnden weißen Schrecken. Seine geschundenen Sinne nahmen den schmerzhaften Sturz wahr, das Rauschen des Wassers und das dröhnende, hohle Schlagen des magischen Tores, das zugeworfen wurde.

Dann ... Stille.

Benommen und desorientiert ließ sich der Laraken vom Wasser forttragen. Er trieb weiter und nahm nur vage etwas von der kribbelnden Energie wahr, die wie ein Flüstern auf sein schuppiges Fell traf und tief in Knochen und Sehnen eindrang.

Nach einiger Zeit begann der Laraken, seine neue Umgebung wahrzunehmen. Überall war Wasser, aber es war nicht wie das Wasser seines heimatlichen Sumpfs. Das hier war flüssige Magie – nicht so dicht wie normales Wasser und

lebendiger als Luft. Der Laraken konnte das Wasser atmen, und jeder Atemzug ließ ihn erstarken.

Er bewegte sich behutsam weiter, indem er mit den vier mit Schwimmhäuten versehenen Händen ruderte. Er bewunderte weder die Schönheit der Korallenpaläste noch die wallenden Meereswälder, die üppig und bunt waren wie ein Dschungel. Er kümmerte sich nicht um den kunstvoll geschnitzten Bogen, der den Ort umrahmte, an dem unmittelbar jenseits seines Sichtbereiches das magische Tor lag. Die aalgleichen Fortsätze um die dämonische Fratze des Laraken regten sich. Reptilienaugen öffneten sich und richteten den Blick aus, Mäuler wurden aufgerissen, Reißzähne fuhren krallengleich aus. Die Aale begannen sich zu winden und schnappten nach einer Gruppe winziger, juwelenfarbener Fische.

Ein überwältigender Gestank nach Magie umschloß den Laraken, ein beißender Geruch, der seinen Magen malträtierte und den er instinktiv als Gefahr erkannte. Er wirbelte herum, um sich der unbekannten Bedrohung zu stellen.

Ein weißer Schemen schoß übernatürlich schnell heran. Was der Laraken als erstes wahrnahm, waren immense Größe und das Aufklaffen eines gewaltigen, abscheulichen Tores. Der Laraken erkannte in nur einem Herzschlag, daß es sich bei dem »Tor« in Wahrheit um den Schlund eines riesigen Hais handelte, der so weit aufgerissen war, daß er seine über dreieinhalb Meter große Beute mühelos verschlingen konnte. Keilförmige Zähne säumten das Maul in mehreren Reihen, dahinter befanden sich Knochen, sonst nichts.

Der Instinkt sagte dem Laraken, er solle die Flucht ergreifen, aber es war ein sinnloser Weg. Statt dessen schoß der Laraken *nach vorn* in das Tor aus Zähnen und Knochen und tauchte mit kraftvollen Stößen hinab in das offene Wasser jenseits der leeren weißen Rippen.

Die Knochen des Hais legten sich um seine Beute. Knorpel knarrte, als Rippen aneinander schlugen und sich wie Finger fest verschränkten. Der Laraken stieß mit seinem Kopf gegen das schmale Ende des Knochengeflechts, das ihm den Weg in die Sicherheit abschnitt. Zwei der ineinandergreifenden Rippen trennten einen der Aalfortsätze des Laraken ab. Der vom Rumpf gerissene Kopf trieb durch das Wasser in die Freiheit. Ein Fisch, der gerade vorüberkam, schnappte nach dem Kopf und schwamm triumphierend rasch mit ihm davon.

Der Laraken hakte seine Fußkrallen ins Rückgrat des Hais ein und wirbelte herum, um mit allen vier Händen ein Paar ineinander verschränkter Rippen zu fassen. Während er sich mit den Füßen festhielt, versuchte er, die Gitterstangen seines Käfigs aufzubrechen. Der Knorpel des Haiskeletts gab nach, wollte aber nicht brechen und ließ sich auch nicht wegdrücken. Von Panik erfüllt warf sich der Laraken mit aller Wucht mal gegen die eine, mal gegen die andere Seite seines Gefängnisses, bis sein Leib zerschunden und blutig war. Der skelettartige Hai schwamm einfach weiter und hatte das lockende Blut längst hinter sich gelassen.

Der Laraken warf den gräßlichen Kopf nach hinten und schrie wie ein Dämon, der erstmals die Verdammnis erlebt. Mit jedem Schrei stieß er Luftblasen aus, die aufstiegen und

sich mit den wirbelnden Strömen des Wassers vermischten.

Durch das Rauschen des Wassers und seinen eigenen brodelnden Protest hindurch drang etwas Neues ins Bewußtsein des Laraken – eine Magie, die gerichteter und stechender war als die des Wassers. Instinktiv wollte der Laraken sie in sich aufnehmen, konnte sie aber nicht erfassen. Die Magie, die sich ihm entzog, roch ein wenig nach der Lebenskraft der Elfe, war aber viel stärker.

Stärker – und mit einem Mal vertraut.

Verheerende Angst erfüllte den Laraken. Er gab jede Hoffnung auf, entkommen zu können, und zog sich in den entlegensten Winkel seines Skelettkäfigs zurück, um wie wahnsinnig zu kreischen – wie ein Affenjunge, das sich an einen Ast krallt und jeden Moment erwartet, von den Fängen einer Dschungelkatze erfaßt zu werden.

Der Laraken sah den Magier, und sein Schrei wurde zum erstickten Jammern. In völliger Stille wartete – hoffte – das Monster auf den Tod.

*

*

*

Akhlaur bewegte sich so mühelos durch das magische Wasser auf den Hai zu, wie er einst unter der Sonne Halruaas spaziert war. Die Magie des Nekromanten hatte dafür gesorgt, daß er sein langes Exil überlebt hatte. Doch 200 Jahre in der Elementarebene des Wassers hatten ihn grundlegend verändert. Er war immer noch ein kräftiger Mann, groß und schlank, mit schwarzen Augen und scharf geschnittenen Zügen. Doch jetzt bedeckten winzige Schuppen seine Haut,

und Kiemen in Form von Zwillingsblitzen zierten die Seiten seines Halses. Die Finger, die den Zauberstab hielten, waren lang, schmal und hatten Schwimmhäute, die Haut hatte eine blaßgrüne Färbung angenommen.

Der Magier hatte nicht nur überlebt, er war aufgeblüht. Seine Diener versorgten ihn mit Roben aus feinem grünem Seeleinen, bestickt mit Runen aus winzigen schwarzen Perlen. Seine nekromantische Fertigkeit war unübersehbar. Der Stab, den er trug, war nicht aus Holz, es war ein lebender, erstarrter Aal. Kleine Blitze zuckten aus dem reglosen Leib der Kreatur und verbreiteten schimmerndes Licht vor dem kahlen grünen Schädel des Magiers.

Akhlaur streckte die Hand mit dem Aal aus und strich zwischen den leeren, leuchtenden Augen über den Schädel des Hais.

»Was hast du mir denn da mitgebracht, mein Kleiner?« fragte er im Flüsterton.

Blaue Blitze gingen von dem Aal auf den untoten Hai über. Der Knochenkäfig war mit einem Mal in helles Licht getaucht, woraufhin dem Gefangenen des Hais ein Schrei entfuhr, begleitet von einer regelrechten Explosion aus Luftblasen.

Akhlaur war fasziniert, aber unbeeindruckt, als er sich vorbeugte, um besser zu sehen. Er riß die Augen auf, als er die Beute erkannte. »Unfaßbar! Ich erkenne diese Bestie!«

Die Kiemen des Magiers schwellen vor Erregung an, als er über die Bedeutung seines jüngsten Fangs nachgrübelte. Das war der Laraken, Ausgeburt von Wasserdämonen und Elfenmagie! Er war seine Schöpfung, und er war eine Verbin-

dung in Akhlaurs Heimat. Wenn der Laraken einen Weg gefunden hatte, um auf die Elementarebene des Wassers zu gelangen, dann würde es ihm, Akhlaur, vielleicht auch möglich sein, einen Weg *weg* von dieser Ebene zu finden!

»Wieso bist du hier?« wollte der Magier wissen. »Und was hast du mir gebracht?« Er lehnte seinen Stab gegen einen Korallenobelisken und begann mit beiden Händen zu gestikulieren, um einen Zauber zu wirken, den er 200 Jahre lang nicht mehr angewandt hatte.

Als Reaktion darauf entwich die Magie aus dem Monster wie Blut aus einer tödlichen Wunde. Der Laraken krallte sich an seinem knöchernen Käfig fest, während der Magier ihm soviel Kraft entzog, daß er nur noch einen Hauch weit vom Tod entfernt war.

Akhaur genoß die geraubten Zauber wie ein Gourmet, der einen exquisiten Wein kostet. »Höchst interessant«, sagte er nachdenklich. »Eine Mischung aus allen magischen Schulen, mit ein paar azuthischen Beiklängen. Es sind eindeutig halruaanische Zauber, aber die Tonmodulationen liegen ein wenig anders, fast so, als sei es nicht die Muttersprache des Magiers gewesen. Der Akzent ist der ... eines Elfen?«

Akhaur überlegte. Die Beute des Laraken war eindeutig eine Elfe gewesen. Der Einfluß der azuthischen Ausbildung gab den Zaubern ein gewisses Aroma – und für Akhlaurs Geschmack war der Hauch von klerikaler Magie so extrem unangenehm wie Zucker in einem Eintopf.

Er schnaubte und ließ einen Schwall Luftblasen aufsteigen. »Halruaa ist in einem wahrlich traurigen Zustand. Elf-

weiber und Azuth-Priester!«

Doch die Erkenntnis war ihm keineswegs unangenehm. Er hatte hunderte von Elfen geschlagen und Heerscharen von Priestern überlistet und überwältigt. Mit solchen Widersachern wurde er mühelos fertig.

Er würde mühelos mit ihnen fertig werden, wenn es ihm endlich gelang, diesen Ort zu verlassen!

Durch eine kuriose Laune des Schicksals war er, der größte Nekromant seiner Zeit, aus dem Land ausgestoßen worden, das er eigentlich hätte beherrschen sollen. 200 Jahre lang war jeder Versuch, diesem Gefängnis zu entkommen, kläglich gescheitert. Wie hatte es da ein niederer Magier schaffen können, das Tor weit genug zu öffnen, um den Laraken durchzulassen?

Es hätte unmöglich sein müssen. Jeder Magier, der sich dem Laraken näherte, wurde vernichtet, da das Monster ihm die Magie und dann das Leben entzog. Akhlaur war natürlich dagegen immun, aber er hatte das Monster geschaffen und peinlich genau die Kanäle gelegt, die den Laraken zu einem Leiter machten, durch den die geraubte Magie floß. Das Monster war eine von Akhlaurs größten Leistungen gewesen, ein Meisterwerk der nekromantischen Kunst. Es hatte viele Jahre gedauert, den Laraken zu erschaffen. Mehrere Versuche waren gescheitert, da die Brut ihren weiblichen Wirt vernichtet hatte. Erst als Akhlaur auf die Idee gekommen war, einen Todesbund mit dem grünen Elfenmädchen einzugehen, dem er den Spitznamen Kiva gegeben hatte ...

Er unterbrach seinen Gedankengang abrupt, als ihm eine

Idee durch den Kopf schoß.

»Nein«, murmelte er. »Das kann nicht sein!«

Aber es *konnte* sein. Kiva hatte viele seiner im Verborgenen durchgeführten Experimente beobachtet. Sie hatte sich ans Leben gekrallt, wo tausend andere sich dem Schmerz und der Verzweiflung ergeben hatten. Sie hatte sogar die Geburt des Laraken überlebt – knapp, aber sie hatte überlebt. Akhlaur hatte kaum noch einen Gedanken an sie verschwendet. Wer hätte auch ahnen sollen, daß ein mageres Elfenmädchen nicht nur überleben, sondern dazulernen würde?

»Es scheint«, sagte Akhlaur nachdenklich, »als hätte ich unerwartet einen Lehrling herangezogen.«

Er nickte und akzeptierte seine Erklärung. Offenbar hatte Kivas Widerstandskraft gegenüber dem Laraken die quälende Geburt bei weitem übertroffen. Sie konnte weit genug vordringen, um das Tor zu öffnen und das Monster hindurchzuschicken, auch wenn es für sie bedeutete, daß sie ihre Zauberei an den Hunger des Monsters verlor.

Warum sollte sie das tun?

Akhlaur betrachtete die Kreatur, die sich in dem untoten Hai zusammengekauert hatte. Was hatte Kiva dazu veranlaßt, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, um den Laraken herzuschicken? Sicher keine Mutterliebe. Elfen konnten ja kaum den Gedanken ertragen, ihr Blut mit dem von Menschen zu mischen, von Wasserdämonen völlig zu schweigen. Das einzig mögliche Motiv, das Akhlaur einfiel, war das der Rache.

Aber Kiva mußte wissen, daß der Laraken seinen Schöp-

fer nicht vernichten konnte. Vielleicht sollte das Monster kein Attentäter sein, sondern ein Bote.

Ja, entschied Akhlaur. Das war die Antwort. Die kleine Kiva hatte ihm eine Nachricht geschickt.

Der Magier sah zu dem Korallenobelisken, auf dem jede Rune für einen verstrichenen Mondzyklus stand. Die Mondphasen hallten durch die winzige Öffnung nach, die seine Gefangenschaft verspottete, und der Obelisk wies wie der Finger einer Göttin den Weg nach Hause. Schon bald, wenn Vollmond und der Pfad zwischen den Welten am kürzesten und sichersten sein würde, sollte eine erstaunliche mächtige Kiva zu ihm kommen, um es ihm mit gleicher Münze heimzuzahlen.

»Komm ruhig, kleine Elfe«, sang er und sah an dem Obelisken vorbei Richtung unsichtbares Tor. »Komm und erfahre die volle Wahrheit über den Todesbund, den wir eingegangen sind.«

An die Herrin Mystra!

Herrin, wir haben nie zuvor miteinander gesprochen, wenigstens nicht in Worten, die ich selbst wahrgenommen habe. Ich bin Matteo, Ratgeber Königin Beatrix' von Halruaa und der herrschenden Magier-Fürsten. Ich habe immer gewußt, daß Ihr über Halruaa wacht. Jetzt, da ich darüber nachdenke, erscheint es mir seltsam, daß dies mein erstes richtiges Gebet an Euch ist.

Ihr müßt wissen, daß wir Jordaini dazu erzogen werden, die Herrin der Magie und Azuth, den Schutzheiligen der Magier, zu verehren – aber immer aus einer respektvollen Distanz. Wir sind von Eurer Kunst unberührt und besitzen große Widerstandskraft gegen ihre Macht. Wir wer-

den dazu ausgebildet, neben dem Strom des Lebens in Halruaa zu stehen, um zu beobachten und Ratschläge zu geben.

Aber nie, um etwas selbst zu tun!

Bitte verzeiht diesen Ausbruch. Er war nicht nur unziemlich, sondern auch ungenau. Ich habe seit dem letzten Frühjahr vieles getan, und dabei bin ich weit von meiner anfänglichen Vorstellung vom Dienst eines Jordaini abgekommen. Was ich bin und was ich sein soll – beides ist mir nicht länger so klar, wie es einmal war.

Diese Ungewißheit bringt mich zu Euch. Ich habe geschworen, keinem meiner Herren die Wahrheit zu verschweigen. Doch wie soll ein Mann die Wahrheit ermessen? Ich habe einst den Magier-Fürsten vertraut, dem Jordaini-Orden, den Klerikern und den Bluthunden, den Gesetzen von Halruaa, dem Wissen und den Wissenschaften, die ich in mein Gedächtnis aufgenommen habe. Dies alles sind schöne Dinge, doch ich kann weder ihnen allen noch einzelnen davon weiter blindlings folgen. Doch welcher Sterbliche ist schon weise genug, um seinen eigenen Weg zu gehen? Welches Muster soll ich in den merkwürdigen Wendungen erkennen, die mein Leben nimmt?

Seit ich das Jordaini-Kolleg verlassen habe, war ich Ratgeber Procopio Septus', des Oberbürgermeisters von Halarahh, und nun bin ich es für Königin Beatrix. Ich lernte, daß große Magier Schwächen haben und fehlbar sind. Ich habe wegen des »Todes« meines ältesten Freundes Andris getrauert, wurde dann wieder mit ihm vereint und mußte hilflos mitansehen, wie aus ihm nur noch ein Schatten seines Lebens wurde. Ich hatte erwartet, Magier in Kampfstrategien zu beraten, aber nicht mein Geschick und meinen Mut in einem wirklichen Gefecht auf die Probe zu stellen. Und doch habe ich an der Seite meiner Jordaini-Brüder gekämpft, von denen viele ihr Leben an die falsche Bluthündin Kiva verloren. Wir haben ein finsternes, uraltes Übel besiegt, und wir haben Kiva

dem harten Urteil von Azuths Klerikern überantwortet. Die wohl gewaltigste Veränderung meines Lebens wurde durch meine Freundschaft mit einer Streunerin namens Tzigone ausgelöst.

Ich vermute, Tzigone ist wie ich mit Gebeten nicht verschwenderisch umgegangen. Das Leben hat ihr wenig Anlaß gegeben, den Magiern von Halruaa oder – verzeiht mir diese Worte – deren Göttin zu danken, und doch ist Tzigone glücklich und froh und voller Lieder, auch wenn eine innere Dunkelheit existiert, die so umfassend ist, daß sie ihre frühesten Erinnerung wie hinter einem Schleier versteckt. Sie sucht Antworten auf die Geheimnisse ihrer Vergangenheit und die Wahrheit über eine Mutter, an die sie sich kaum erinnern kann. Ich vermute, Tzigone will so wie ich wissen, wer sie wirklich ist.

Ihre Wahrheit, meine Wahrheit – ich vermute, daß sie miteinander verbunden sind. Dieser Glaube trotz aller Logik und läßt sich nicht mit dem erklären, was ich als Jordain lernte, und doch weiß ich, daß es so ist. Mein eigenes Herz ist mir fremd, aber ich glaube, es besitzt seine eigene Logik und Weisheit.

Diese Vision ist jedoch noch jung und unklar. Zum ersten mal, große Herrin, erkenne ich, daß ich Euch brauche. Helft mir, meinen Eiden gerecht zu werden, ohne mein Herz zu verraten. Lehrt mich, die Wahrheit zu erkennen, wenn ich sie sehe, lehrt mich zu wissen, wann ich sprechen und wann ich schweigen soll. Dies sind keine leichten Bitten, und während ich sie ausspreche, vermute ich, daß Ihr mein bisheriges Schweigen nicht allzu sehr bedauert! Doch mir behagt nicht der Gedanke, daß ein Mann seinen eigenen Weg finden kann, wenn er sich nur von der Wahrheit in seinem Herzen und der Stimme einer Göttin leiten läßt.

Vielleicht werden wir mit jedem Tag, der verstreicht, weiter ausgesöhnt werden.

ERSTES KAPITEL

Die Sonne brannte auf den harten Grund des Übungsplatzes am Jordaini-Kolleg nieder. Von der Taertalbuchth wehte eine sanfte Brise, die salzige Luft mit sich brachte, aber nicht für Abkühlung sorgte. Die Hitze flimmerte über der Erde, und die beiden Kämpfer, die sich mit gezogenem Schwert und feurigem Grinsen gegenüberstanden, waren schweißgebadet.

Plötzlich machte Matteo einen Satz und führte einen tiefen Schlag mit seiner Klinge – ein Angriff, der bei erfolgreichem Ausgang einen Mann verstümmeln konnte und damit für ein rasches Ende des Kampfs sorgte. Andris wehrte ihn mühelos ab und wirbelte aus dem Weg. Er kehrte mit einem Wirbel von kurzen Hieben in den Kampf zurück und täuschte mit einer Folge von hohen und tiefen Schlägen so massiv an, daß es unmöglich war, seine nächste Aktion vorherzusagen. Matteo begegnete jeder Attacke und erfreute sich an dem Geräusch aufeinandertreffender Klingen, wie ein Weiser eine gute Unterhaltung genossen hätte. Es war alles so vertraut, daß er für einige Momente lang fast vergessen hätte, welche Veränderungen dieses Jahr mit sich gebracht hatte.

Aber wie sollte er es je vergessen können?

Andris' Haar hatte eine satte kastanienbraune Farbe gehabt, seine Augen waren grün-braun und seine helle Haut

war von Sommersprossen überzogen gewesen. Er pflegte darüber zu scherzen, indem er sagte, seine Haut habe eine gleichmäßige Färbung, wenn nur die Sommersprossen die Höflichkeit besäßen, nahtlos ineinander überzugehen. Jetzt war von all den auffallenden Farben nur noch ein geisterhafter Schatten übrig. Selbst das Schwert in seiner Hand wirkte mehr wie Glas denn wie Metall. Andris hatte soviel Substanz wie ein Regenbogen in Gestalt eines Mannes.

Als wolle er Matteos trübe Gedanken vertreiben, drang Andris vor. Er führte eine Reihe heftiger Hiebe, die keinen Zweifel an der Kraft ließen, die hinter ihnen steckte. Die beiden Männer bewegten sich in einem Kreis und griffen abwechselnd an. Als sie in einen neuen Rhythmus verfielen, bemerkte Matteo, das fast der gesamte Morgen verstrichen war, da die Sonne sich der Kuppel auf der Debattierhalle näherte. Gebäude und Sonne waren deutlich durch Andris' durchscheinende Gestalt zu sehen.

Matteo rief sich zur Ordnung und sah sich einem hohen Hieb gegenüber. Er hielt das Schwert schräg über seine Schulter und konnte den Angriff so abwenden. Während Andris' Schwert über die Klinge glitt, verlagerte Matteo sein Gewicht auf den vorderen Fuß und versuchte so, sich aus der Reichweite eines Gegenschlags zu bringen. Er wirbelte nach hinten und drehte seinen Arm, damit er seine Waffe in eine Angriffshaltung bringen konnte.

Ein plötzlich aufflammendes, grelles Licht blendete ihn unerwartet. Im gleichen Moment verstand Matteo, was Andris getan hatte. Er hatte Matteo eine klassische Gelegenheit für einen Konter gegeben. In dem Augenblick, da Matteo

seitlich dastand, hatte Andris das durchscheinende Schwert wie ein Prisma benutzt und die Morgensonne eingefangen, um den konzentrierten Strahl direkt auf die Augen seines Widersachers gerichtet.

Matteo tänzelte einige Schritte zurück und blinzelte, damit die dunklen Flecken verschwanden, die sich beharrlich vor seinen Augen hielten. Er war aber nicht schnell genug. Die Breitseite von Andris' Schwert traf ihn an der Hüfte. Matteo hielt sein Schwert und wich zurück, während er die Stelle rieb, an der er getroffen worden war.

»Guter Trick«, gab er zu.

»Ich habe noch einen besseren«, grinste Andris.

Der geisterhafte Jordain startete einen weiteren Angriff, begleitet von zahlreichen Finten. Während Matteo völlig auf sein Schwert konzentriert war, zog Andris einen Dolch. Er hob ihn hoch über sich in die Luft und paßte seine Bewegungen so an, daß der Dolch stets im gleichen Winkel zur Sonne stand. Deren Strahlen wurden vom glänzenden Metall von Andris' Dolch aufgenommen und zu einem feinen Strahl gebündelt. Der begann, den harten Boden zu versengen, bis von einem geschwärzten, sich ausbreitenden Kreis Rauch aufstieg.

Eine solche Waffe in der Hand eines anderen konnte den Tod bedeuten. Von seinem Freund hatte Matteo nichts zu befürchten, dennoch kämpfte er mit Nachdruck, um das Rätsel zu lösen, das Andris ihm präsentierte. Einige Augenblicke lang kämpften die beiden Jordaini dicht an dicht. Es war das einzige, was Matteo tun konnte, um den Angriffen seines Widersachers etwas entgegenzusetzen. Er hatte keine

Chance zum Konter, ganz zu schweigen davon, Andris aus seiner Position zu locken und den Fokus des Dolches zu brechen.

Plötzlich bewegte Andris den Dolch leicht. Der rote Strahl spaltete sich in zwei Lichtfäden, von denen einer hochsprang und Matteo am Arm traf.

Matteo schrie überrascht auf und machte einen Satz zurück. Er erholte sich rasch von dem Schrecken und stürmte auf den großen Jordain zu, brachte sein Schwert über das seines Gegners und drückte es so weit nach unten, daß er sich nach vorn beugen konnte, um die Spitze seines Schwerts mit dem Gewicht seines Körper in den Boden zu bohren, womit er gleichzeitig Andris' Waffe festsetzte. Mit der freien Hand umfaßte er das Handgelenk des anderen. Andris war zwar fast einen Kopf größer, aber Matteo brachte mehr Muskeln und Masse in den Kampf. Mit einer raschen Drehung brachte er den größeren Mann dazu, den Dolch loszulassen. Eine weitere Drehung, und Andris ging auf einem Knie zu Boden.

»Du gehörst mir«, sagte Matteo triumphierend.

»Das glaube ich nicht«, erwiderte Andris und sah auf den Arm seines Gegners.

Matteo folgte seinem Blick und verzog den Mund zu einem bitteren Lächeln. Das Sonnenlicht, das mit dem Dolch auf ihn gelenkt worden war, hatte eine Rune in seine Haut gebrannt, die für den Namen Andris stand.

»Offenbar bin ich gebrandmarkt«, gab er zu. Er schob sein Schwert zurück in die Scheide und half Andris auf, um ihm mit einem Schlag auf die Schultern zum Sieg zu gratulieren.

»Und da die Rothe geschlachtet wird, nicht der Bauer, haffet meinem Anspruch auf den Sieg etwas Falsches an. Du bist verschlagen geworden.«

Die Bemerkung war bewundernd gemeint, doch Andris wurde so rasch ernst, als hätte man ihn auf das ärgste beleidigt.

»Besser verschlagen als arrogant«, sagte er. »Wir Jordaini möchten glauben, alles sei einfach und nichts könne sich dem Verstehen entziehen.«

Der merkwürdige Ausdruck in Andris' durchscheinenden Augen überraschte Matteo. »Viele seltsame Dinge haben sich in letzter Zeit ereignet«, pflichtete er ihm bei. »Aber tief im Herzen sind unsere Ziele die gleichen.«

Der große Jordain zuckte die Achseln. »Mag sein.«

Matteos Unbehagen wurde noch stärker. Seine Zweifel begannen dadurch an Substanz zu gewinnen, daß er seine Zweifel in der Stimme eines anderen Mannes hörte. Warum sollten sie nicht offen sprechen? Vielleicht würden sie gemeinsam zu einer Lösung kommen.

»Sag mir, was sich verändert hat«, forderte er Andris auf.

Andris warf den von der Sonne erwärmten Dolch in ein Wasserbecken und sah zu, wie Wasserdampf aufstieg, während seine Waffe abkühlte. Erst als sich der Dampf verflüchtigt hatte, antwortete er: »Du weißt, ich habe Elfenblut in mir.«

Matteo blinzelte, überrascht über die plötzliche Wendung. »Ja und?«

»Das verändert alles. Ich meine nicht das Offensichtliche«, stellte Andris klar, indem er auf sein kristallines Aus-

sehen deutete. »Der Pfad meines Lebens wäre auch ein anderer, wenn sich in Akhlaurs Sumpf nicht mein Erscheinungsbild geändert hätte.«

Die beiden schwiegen, als sie an den schrecklichen Ort zurückdachten.

Matteo sprach als erster wieder. »Warum sollte eine entfernte Verwandtschaft zu Elfen deinen Pfad bestimmen?«

»Die Macht der Abstammung ist immens. Hast du dich nie gefragt, warum es uns Jordaini verboten ist, unsere Eltern zu kennen?«

Ein düsteres Bild zuckte durch Matteos Kopf: die Erinnerung an eine zierliche, verlorene Frau, gefangen im Gefängnis ihres Geistes. Wenn Tzigone ausnahmsweise einmal die ungeschönte Wahrheit gesagt hatte, dann war sie die Frau, die ihn geboren hatte. Durch eine Laune des Schicksals hatte Tzigone Matteos Mutter gefunden, als sie nach ihrer eigenen gesucht hatte. Matteo verstand nicht, warum es Tzigone so nach einer Familie verlangte, aber er erkannte in Andris' geisterhaften Augen das gleiche Gefühl.

»Der Orden hat seine Gründe«, sagte Matteo und versuchte, nicht über die Andeutungen nachzudenken, die Tzigone über seinen Vater hatte fallenlassen. »Dann hast du eben Elfenblut. Bist du ein anderer Mann, weil du das jetzt weißt?«

Andris drehte sich um und ging zu seiner ordentlich gestapelten Ausrüstung am Rand des Feldes. Er beugte sich über einen Lederbeutel und holte einen kleinen, funkelnden Gegenstand heraus.

»Wissen bringt Verantwortung mit sich«, sagte er, wäh-

rend er Matteo die offene Hand entgegenhielt. In ihr lag eine fein gearbeitete Statue, ein winziger geflügelter Feengeist, der nicht größer war als seine Handfläche. Die Figur schien aus Kristall geschaffen zu sein und wirkte in jeder Einzelheit so echt wie ein lebendes Geschöpf – und das war sie tatsächlich auch einmal gewesen. Matteo wunderte sich, daß Andris den Geist in der Hand halten konnte. In Akhlaurs Sumpf war Matteo versehentlich gegen einen kristallinen Elf gestoßen und hatte dabei festgestellt, daß er nicht aus massivem Glas war, sondern es sich um nichts weiter handelte als eine Leere in Elfengestalt, die weitaus kälter als Eis war.

Er legte eine Hand auf die durchscheinende Schulter des Freundes. »Die Elfen in Akhlaurs Sumpf und der Feengeist, dessen Abbild du hältst, wurden durch den Tod befreit, lange bevor du geboren wurdest. Es gibt nichts, was du tun könntest. Du bist es, um den ich mich Sorge, Freund. Nachdem die Azuth-Priester alles getan haben, was in ihrer Macht steht, mußt du dies hinter dich bringen und wieder deinen Pflichten als Jordain nachkommen.«

Andris zuckte die Achseln und wandte sich ab, aber nicht schnell genug. Matteo konnte einen kurzen Blick auf den Kampf erhaschen, der in seinen Augen tobte.

»Du fürchtest dich vor der Inquisition«, stellte er fest.

»Tätest du das nicht?« gab sein Freund zurück. Er schwieg einen Moment lang, während er den kristallinen Feengeist wegsteckte. Dann drehte Andris sich um und sah Matteo an. »Du kennst die Kleriker. Sie werden so lange fragen, nachhaken, forschen und bohren, bis Mystra selbst es nicht mehr

hören kann. Sie werden vielleicht ihr Verständnis von der Magie erweitern, aber sie werden eine wichtige Frage nicht beantworten können: Warum habe ich überlebt? Warum hat Kiva überlebt? Sie ist eine Elfe. Warum wurde sie nicht wie die anderen von einer kristallinen Leere verschlungen?«

»Vielleicht kann Kiva das beantworten.«

Andris' Augen leuchteten. »Hat sie sich erholt?«

»Bisher nicht«, sagte Matteo. »Die Bluthunde, die sie getestet haben, erklären, sie habe mit ihren Zaubern einen Großteil ihrer Kraft verloren. Es scheint, als seien Leben und Magie in Elfen enger miteinander verbunden als bei den Menschen. Sie bezeichnen es als Wunder, daß sie überlebt hat.«

Andris seufzte ungeduldig aus. »Im Tempel finden sich mehr Kleriker, als ein Grottenschrat Läuse hat. Keiner von ihnen konnte ihr helfen?«

»Die Frage habe ich auch gestellt.« Matteo schüttelte verständnislos den Kopf. »Kiva besitzt Wissen, das für Halruaa von größter Bedeutung ist. Doch die Kleriker bleiben dabei, es sei ein Sakrileg, für Heilkräfte zu beten, die einem Verräter nutzen sollen.«

Andris murmelte etwas Unverständliches. Er ging ein Stück weiter, hob seine weiße Tunika auf und zog sie an. Das feine Linnen wurde sofort durchscheinend, als es sich um seinen Leib legte. Der Jordain bückte sich erneut, um eine Wasserflasche aufzunehmen. Er zog den Korken heraus und nahm einen tiefen Schluck. Matteo erwartete fast, sehen zu können, wie das Wasser durch die substanzlose Kehle seines Freundes rann, aber es verschwand in dem Moment, da es

Andris' Lippen berührte.

Andris ertappte ihn dabei, wie er ihn anstarrte, und ließ die Flasche sinken, woraufhin Matteo sofort den Blick abwandte.

»Vergib mir, ich wollte dich nicht so ansehen.«

»Keine Magie, keine Strafe«, sagte er beiläufig als Reaktion auf Matteos Entschuldigung. Es war eine unter Jordaini häufige Bemerkung. »Was wirst du jetzt machen? Wirst du in Beatrix' Palast zurückkehren?«

Matteo schüttelte den Kopf. »Mir scheint, Halruaa hat meinen aktiven Dienst nötiger. Königin Beatrix braucht mich nicht mehr so sehr. Kiva hat das Tor zur Ebene des Wassers nicht geschlossen, sondern nur seine Position verändert. Der neue Standort muß gefunden werden. Ich habe außerdem Tzigone versprochen, ihr bei der Suche nach ihrer Mutter zu helfen oder wenigstens etwas über ihr Los zu erfahren.«

»Um die erste Aufgabe beneide ich dich nicht, aber die zweite dürfte recht einfach sein. Kiva beschrieb Keturah als Meisterin der Beschwörungsmagie. Solche Magier sind weit hin bekannt, du mußt nur nach ihnen fragen.«

»Es ist viel komplizierter«, erwiderte Matteo. »Fragen zu stellen kann heißen, daß Tzigone Aufmerksamkeit zuteil wird, die unerwünscht und vielleicht gar gefährlich ist. Niemand sonst darf wissen, daß sie Keturachs Tochter ist. Du mußt mir dein Wort geben, mit niemandem darüber zu sprechen.«

Das Licht brach sich in Andris' Gesicht, das einen Ausdruck des Entsetzens angenommen hatte. »Matteo! Du willst

doch nicht sagen, Tzigone sei der Bastard eines Magiers?«

»Nein«, gab Matteo zurück. »Aber ich habe es getan.«

Andris fuhr mit der Hand durch sein blasses Haar und atmete tief durch. »Du hast interessante Begleitung, mein Freund. Weiß sonst jemand davon?«

»Von Kiva abgesehen, glaube ich es nicht.« Er erzählte Andris von der Notiz, die Kiva gefälscht hatte, einem Brief, der angeblich von Cassia kam, der Jordaini-Ratgeberin des Königs. Damit hatte sie alle Jordaini in Halarahh dazu anhalten wollen, bei der Suche nach Keturahs Tochter mitzumachen. »Zunächst dachte ich, die Nachricht sei an alle gesandt worden, aber Kiva hatte die Nachricht nur für Tzigones und meine Augen bestimmt. Sie wollte uns beide in die Gemächer von Cassia locken und von dort in Akhlaurs Sumpf. Sie köderte Tzigone mit dem Wissen über ihre Herkunft, wie man ein Muli mit einer vor ihm baumelnden Karotte zum Weitergehen verleitet.«

»Und welcher Karotte bist du gefolgt?« fragte Andris, in dessen durchsichtigen Augen mit einem Mal Besorgnis zu erkennen war. »Dem Mädchen?«

Die Frage stellte Andris aus gutem Grund, und Matteo dachte lange nach, ehe er antwortete. Doch er fand keine geeigneten Worte, um seine Freundschaft zu Tzigone zu erklären. »Ich vermute ja«, gestand er ein.

Andris' Gesicht verfinsterte sich. »Du weißt, daß Jordaini die Heirat verboten ist.«

Das Bild Tzigones, ihr freches Grinsen ersetzt durch ein steifes Lächeln und ihre Augen demütig unter einem Schleier verborgen, war so unglaublich albern, daß Matteo lauthals

lachen mußte.

»Das ist mir nie in den Sinn gekommen, und ich würde die Mitgift der Königin darauf verwetten, daß es ihr nicht anders geht! Tzigone ist eine Freundin, sonst nichts.«

Andris machte einen erleichterten Eindruck. »Sie wird eines Tages Magierin sein. Die Jordaini sollen den Magiern Halruaas dienen, nicht sich mit ihnen anfreunden.«

Ein junger Student kam auf sie zu gelaufen und rettete Matteo davor, diese beunruhigende Wahrheit eingestehen zu müssen. Der Blick des Jungen fiel kurz auf Andris und wandte sich dann ab.

»Andris hat die Erlaubnis, das Kolleg zu verlassen«, verkündete er. »Und der Schulleiter will Matteo sehen.«

»Ich komme«, versicherte Matteo dem Jungen. Er wartete, bis der Überbringer der Nachricht außer Hörweite war, dann fuhr er fort: »Es ist bedauerlich, daß die Magier des Kollegs dich nicht testen können, um dir die Reise gen Norden zu ersparen.«

Andris verzog das Gesicht. »Das ist eine der Gefahren, wenn man Jordain ist. Nur die Magie der Bluthunde wirkt bei uns. Es ist ein wichtiger Schutzmechanismus.«

Matteo reagierte nicht auf die Ironie: Andris war von einer Bluthündin des Ordens des Azuth als abtrünniger Jordain verurteilt worden – zu Unrecht, wie sich herausgestellt hatte. Wieder lag sein Leben in der Hand der Bluthunde.

Er konnte seinen Freund nicht allein dieser Qual aussetzen. »Wann brichst du auf?«

Andris sammelte seine Ausrüstung ein. »Morgen früh wird reichen.«

»Ich reite mit.« Als Andris ihm einen fragenden Blick zuwarf, fügte Matteo an: »Wenn sich Kiva erholt hat, will ich ihr Fragen stellen, die ich lieber nicht einem Bluthund überlassen möchte.«

»Gutes Argument.« Andris erhob sich und legte eine durchsichtige Hand auf Matteos Schulter. »Du solltest dir besser anhören, was der Leiter von dir will. Alles andere kann bis morgen warten, nur Ferris Grail nicht.«

Matteo lachte, dann ging er zügig zum Turm des Schulleiters.

Der geisterhafte Jordain sah ihm nach. Seufzend lud er sich seine Ausrüstung auf die Schulter und überquerte den glutheißen Platz in Richtung der Gästequartiere. Es war ein komisches Gefühl, an dem Ort zu Gast zu sein, der für ihn die einzige Heimat gewesen war. Andererseits war er einige Monate lang fort gewesen, und schon erschien ihm seine Zeit am Kolleg wie ein ferner Traum.

Andris freute sich nicht auf die Inquisition, aber trotz seiner Erfahrungen mit Kiva glaubte er nicht, daß alle Bluthunde verschlagen und korrupt waren. Er zweifelte nicht daran, daß die Azuthaner gründlich die eigenen Reihen durchforstet hatten, nachdem Kivas Verrat ans Licht gekommen war. Die Inquisition würde nicht angenehm werden, aber sie würde vorübergehen. Und dann? Zurück in den Jordaini-Orden? Dienst bei einem Magier, der zu unbedeutend war, um sich über das transparente Erscheinungsbild des Jordain und über seinen zweifelhaften Ruhm auszulassen?

Ein Bild drängte sich ihm auf: Kivas strahlende Miene, als sie die aus dem Sumpf von Kilmaruu geborgene Kristallkugel

zerschlug und die Geister der seit langem toten Elfen befreite, die von dem bösen Akhlaur gefangen worden waren.

Dieses Bild *bedeutete* etwas, entschied Andris.

Anfangs war er Kiva gefolgt, weil er geglaubt hatte, sie spreche für König Zalathorm. Nachdem dieser Irrtum aufgeklärt worden war, hatten sich andere Gründe ergeben, die schwer genug wogen, um an der Seite der Elfe zu bleiben.

Nach allem, was Andris wußte und woran er glaubte, nach den Gesetzen des Landes und dem Erlaß des Ältestenrats war Kiva des Verrats an Halruaa schuldig. War es möglich, daß sie einer tieferen, verborgenen Wahrheit gefolgt war? War ihre Sache gut, auch wenn sie Wege ging, die manchmal verworren und finster waren?

In Gedanken versunken öffnete Andris die Tür zum Gästegemach. Rauhes Krächzen und lautes Flügelschlagen begrüßten ihn.

Er lächelte, als er den Papagei auf dem Fenstersims sitzen sah. Er war kaum größer als Andris' Faust, sein rosafarbenes und gelbes Federkleid glich einem Blumenmuster. Der Vogel saß ruhig da, während der Jordain zu ihm kam. Den Kopf hatte er leicht schräg gelegt, was ihm einen neugierigen Ausdruck verlieh.

»Sei begrüßt, kleiner Freund«, sagte Andris. »Ich nehme an, du bist ein Zugvogel. Gratuliere zu deiner Flucht. Ich werde nie verstehen, daß man Vögel einsperrt, um sich an ihrem Gesang zu erfreuen!«

»So geht es mir auch«, sagte der Vogel mit klarer Stimme. »Zum Glück scheint diese aufgeklärte Meinung hier weit verbreitet zu sein. Ich komme und gehe, wie es mir gefällt.«

Andris trat einen Schritt zurück. Viele Vögel in Halruaa konnten wie ein Echo reden. Auch intelligente Vögel waren keine Seltenheit. Er hätte nur nie erwartet, daß jemand am Kolleg sich ein solches Tier hielt.

»Das ist ein unerwartetes Vergnügen, kleiner Freund. Darf ich fragen, was dich zu mir führt?«

Der Vogel machte ein paar Schritte auf ihn zu. Er drehte den Kopf nach links und rechts, als wolle er sichergehen, daß niemand mithörte. »Eine Nachricht.«

»Eine Nachricht? Von wem?«

»Lies einfach die Bücher.«

»Die Bücher?« fragte Andris verständnislos.

Der Vögel plusterte sich ungeduldig auf, das Federkleid raschelte. »Versteckt unter der Matratze. Lies sie und dann lege sie wieder zurück.«

Der Vogel war fort. Er war nicht weggeflogen, er war ... fort.

Andris blickte konsterniert drein. Das war das Werk eines Magiers, und es war kein geringes Werk! Drastische Gesetze untersagten den Jordaini, Magie anzuwenden oder jemanden in ihrem Auftrag Magie anwenden zu lassen. Ein Blinzelvogel war entweder ein Geschöpf der Natur oder ein heraufbeschworenes Bild, aber beides war verboten.

Dieses Wissen hinderte ihn nicht, unter der Matratze nachzusehen, wo er auf ein altes, in dünnes, vergilbtes Leder gebundenes Buch stieß. Die Seiten waren aus feinem Pergament, das mit dem Alter eine blasse Sepiafärbung angenommen hatte und mit ausgebleichter Schrift überzogen war. Andris nahm das Buch mit zum Fenster und begann zu

lesen.

Mit jeder Seite, die er las, entfernte er sich ein Stück mehr vom Fenster, als könne er so auf Distanz zu den Schrecken gehen, die ihm offenbart wurden. In seinen Händen hielt er Akhlaurs Tagebuch! Die Runen hatte der Magier persönlich geschrieben, und er hatte jede der Seiten umgeblättert.

Andris fühlte, wie er eine Gänsehaut bekam. Übelkeit stieg in ihm auf und steigerte sich noch, als er den Einband des Buchs ansah. Es gab kein Tier, dessen Haut ein so dünnes, feines Leder hätte hervorbringen können. Es handelte sich vielmehr um die Haut eines Menschen – oder genauer gesagt: um die eines Elfen.

Argwohn verwandelte sich in Gewißheit, als er weiterlas. Runen, die mit vollkommener Präzision geschrieben worden waren, dazu detaillierte Zeichnungen, die distanziert Grausamkeiten darstellten, die schlimmer waren als die finstersten Träume, die Andris sich ausmalen konnte. Elfen waren die bevorzugten Versuchsobjekte des Nekromanten gewesen, und keiner von ihnen hatte annähernd soviel über sich ergehen lassen müssen wie ein Mädchen namens Akivaria, das gemeinhin besser bekannt war als Kiva.

Andris fühlte sich wie ein Mann, der vom Moskitofieber erfaßt war – er brannte vor Zorn, aber zugleich empfand er eine lähmende Unentschlossenheit. Dieses Buch enthielt Geheimnisse, die den Jordaini-Orden zerstören konnten, wenn sie bekannt wurden – und er kannte sie jetzt.

Wie hatte er zu Matteo gesagt? Wissen bringt Verantwortung mit sich.

Mit zitternden Händen nahm Andris das zweite Buch unter der Matratze hervor, das sich als detaillierte Geschichte des frühen Jordaini-Ordens entpuppte. Während er las, betete er dafür, daß Matteos Freundin Tzigone keine Einzelheiten über sein Elfererbe wußte und auch nicht erkannte, daß einer seiner Vorfahren noch immer lebte und gegenwärtig »Gast« im Azuth-Tempel war.

Schlagartig kam Bewegung in ihn. Er packte seine wenigen Habseligkeiten in seine Reisetasche, zögerte einen Moment und steckte dann auch die Bücher ein.

Nicht vergossene Tränen brannten in seinen Augen, während er sich auf dem Weg zurückzog, den sein Freund Themo nutzte, um heimlich zum Hafen von Khaerbaal reisen zu können. Niemand bemerkte die dunkle Gestalt, die das Kolleg verließ. Zum ersten Mal war Andris froh darüber, daß die Jordaini ein solches Geschick darin entwickelt hatten, wegzusehen. Er konnte sich zwischen ihnen bewegen, als sei er wirklich ein Geist.

Gewissermaßen war er das auch. Seine Zukunft war zu nichte gemacht worden, ihm entrissen durch den restlichen, verbliebenen Wahnsinn des Magiers Akhlaur und durch die Jordaini-Meister, die dieses Wissen zunächst unterdrückt hatten, um es dann in einer einzigen gewaltigen Woge auf ihn einstürmen zu lassen. Andris hatte kein anderes Leben als das eines Jordain gekannt, seine Zukunft gab es nicht mehr.

Mit behendem Schritt machte sich Andris daran, seine Vergangenheit für sich in Anspruch zu nehmen.

ZWEITES KAPITEL

Wie ein Hund auf einer Fährte folgte Matteo dem jungen Jordain zum Turm des Schulleiters.

»Ich kenne den Weg«, stellte er klar. »Wenn du noch andere Aufgaben hast, dann laß dich nicht aufhalten.«

Der Junge warf ihm einen ungläubigen Blick über die Schulter zu. »Der Schulleiter sagte, ich soll Euch zu ihm bringen.« Das war für den Jungen A und O aller Dinge, die ihm aufgetragen waren.

Matteo seufzte und beneidete den Jungen, der so überzeugt war von dem, was er tat. Das Leben war sehr viel einfacher gewesen, als das Credo des Jordaini-Dienstes – Wahrheit, Halruaa und die Magier-Fürsten – drei nahtlos ineinander übergehende Aspekte eines heiligen Ganzen gewesen waren.

Der Turm des Magiers erhob sich in einem eleganten Bogen aus weißem Marmor und erinnerte an einen schlanken Stiel, der von einer Lotosblüte gekrönt wurde. Die gewaltige Größe störte nicht das Gefühl von Erhabenheit und Ruhe, die von der Blüte ausging. Ein üppiger Garten umgab den Turm, und Diener in einfacher weißer Kleidung gingen darin ihren Aufgaben nach.

Trotz des Verbots der Anwendung von Magie wirkte der Turm des Schulleiters nicht deplaziert. Die Jordaini wurden so unterrichtet, daß sie mit Magie fast genauso vertraut wa-

ren wie jeder Magier. Matteo konnte hunderte von Zaubern an der bloßen Geste der Hand eines Magiers ebenso erkennen wie am kombinierten Geruch der Zauberkomponenten. Magier als Herren zu haben war ihm immer normal und natürlich erschienen.

»Normal und natürlich«, murmelte Matteo verbitterter, als ihm bewußt gewesen war. Gar nichts war natürlich an dem Bild, das ihn täglich verfolgte – eine alternde Frau mit bleichem Gesicht und leerem Blick. Er kannte nicht ihren Namen, wußte nichts über sie. Nur, daß sie ihn geboren hatte.

Wenn Tzigones Andeutungen der Wahrheit entsprachen, dann war ihm der Name seines Vaters nur allzu bekannt. Wahrscheinlich hatte er ihn sein ganzes Leben hindurch gehört, ohne je die Bedeutung zu kennen.

Seit seiner Rückkehr ans Kolleg hatte Matteo oft die Gesichter seiner Meister studiert, immer auf der Suche nach etwas, das seine Züge widerspiegelte. Von allen ähnelte ihm Ferris Grail am stärksten. Das verlieh dem anstehenden Gespräch eine beunruhigende Note.

Ein in Grün gekleideter Diener empfing Matteo und führte ihn in ein kleines Vorzimmer, wo er warten sollte, bis der Schulleiter ihn rief. Hier saß er und wartete. Als er nicht mehr sitzen konnte, ging er auf und ab. Für beides hatte er Zeit genug, da die Sonne den Zenit überschritt und eine Strecke zurücklegte, die mehr als dreimal ihrem Durchmesser entsprach, ehe endlich wieder ein Diener auftauchte. Zu der Zeit kochte Matteo innerlich schon. Warum rief Ferris Grail ihn zu sich und ließ ihn dann warten?

Er zwang sich, eine Miene der Gelassenheit zur Schau zu tragen und trat ins Arbeitszimmer des Leiters. Zwei Magier erwarteten ihn. Ferris Grail war ein großer Mann, der in der späten Mitte seines Lebens stand, er war muskulös und trug das einfache weiße Gewand eines Jordain. Man hätte ihn für einen der Krieger-Gelehrten halten können, wären da nicht der sorgfältig gestutzte schwarze Bart und der goldene Anhänger mit seiner Sigel gewesen. Wäre er ein Jordain gewesen, dann hätte er glattrasiert sein müssen und hätte ein Medaillon mit dem Emblem der Jordaini getragen: Halbkreise in grün und gelb, geteilt durch einen kobaltblauen Blitz. Der zweite Magier war älter, faltig geworden durch den Lauf der Zeit und durch das Wirken mächtiger Magie. Vishna, Matteos bevorzugter Meister, war Kampfmagier gewesen, ehe er sich entschlossen hatte, am Jordaini-Kolleg zu unterrichten.

Grail winkte Matteo herein. »Da ist eine Nachricht für dich«, sagte er ohne ein Wort der Begrüßung und deutete auf eine Mondstein-Kugel, die auf einem Sockel befestigt war.

Matteo sah hin und zog konsterniert die Brauen zusammen. In der Kugel spiegelte sich das Gesicht einer Frau, bleich wie Porzellan und übernatürlich ruhig. Ihre dunklen Augen waren ausdruckslos, die Konturen waren mit großem Können mit Kajal nachgezogen und wirkten im Gegensatz zu ihrem unnatürlich weißen Gesicht immens groß. Sie hatte ein hübsches Gesicht, das von einer kunstvollen Perücke aus weißen und silbernen Locken eingerahmt wurde, auf der wiederum eine Silberkrone ruhte.

»Königin Beatrix wartet«, drängte Grail.

Der Jordain warf ihm einen ungläubigen Blick zu. Grail räusperte sich. »Die Königin ist sich der Auflagen ihrer Jordaini-Ratgeber bewußt. Sie hätte dich nicht mit Magie gerufen, wenn es nicht unbedingt nötig wäre. Der Dienst an den Magiern von Halruaa ist die oberste Regel, die du befolgen mußt.«

Matteo war sich dessen nicht sicher, aber er kam zu dem Schluß, daß es nicht schaden konnte, einen Blick in die Mondsteinkugel zu werfen. Noch an diesem Morgen hatte er und Andris den Kampf mit Schwertern geübt, nicht mit dem Dolch, der traditionellen Waffe der Jordaini. Die Wahrheit konnte man sich nicht aussuchen, die Länge der zu wählenden Waffen und die Mittel der Kommunikation aber sehr wohl.

Sein Bewußtsein akzeptierte dieses Argument, doch Matteos Füße fühlten sich an wie Blei, als er vor die Kugel und damit in die Sichtlinie seiner Herrin trat.

Der Gesichtsausdruck der Königin gab keinen Hinweis darauf, ob sie ihn erkannt hatte, doch nach einem kurzen Moment sprach sie mit gleichmäßiger, fast tonloser Stimme seinen Namen. »Ich bin bereit zum Spaziergang auf der Promenade. Du kannst kommen.«

Matteo unterdrückte ein Seufzen. »Majestät, Ihr gabt mir Zeit, um mich um eine dringende Angelegenheit zu kümmern. Ich war seit mehr als einem Mondzyklus nicht im Palast.«

Die Königin ließ keine Regung erkennen. Sie wirkte auch nicht verstimmt, weil sie möglicherweise den Grund für

Matteos Abwesenheit vergessen hatte – oder weil sie sich vielleicht über seine Abwesenheit ärgerte. »Ist diese Angelegenheit jetzt abgeschlossen?«

Die Ausdehnung von Akhlaurs Sumpf war gestoppt worden, den Laraken hatten sie erfolgreich vertrieben. Kiva war in den Händen der Azuth-Priester. Die Jordaini, die Kiva fälschlich beschuldigt hatte, damit sie in ihrer persönlichen Armee kämpfen konnten, waren von allen Vergehen losgesprochen worden, und nach allen Maßstäben – seinen eigenen ausgenommen – hatte Matteo seine Pflichten als Ratgeber nicht nur erfüllt, sondern übertroffen.

»Nein, Königin«, sagte er schließlich. »Es gibt noch Dinge, derer ich mich annehmen muß.«

»Gut.« Sie sprach in einem Tonfall, als seien seine Antwort oder gar seine Präsenz für sie völlig ohne Konsequenzen. Ihr Bild verschwand aus der Kugel, die nun wieder ein schwach leuchtender Mondstein war.

»Dinge, derer du dich annehmen mußt?« fragte Grail.
»Was soll das sein?«

Matteo verbeugte sich respektvoll vor dem älteren Mann.
»Persönliche Angelegenheiten, Herr. Wenn Ihr Fragen habt, richtet sie bitte an meine Herrin.«

Das kam einer Lüge so nah wie nichts zuvor in Matteos Leben. Er behauptete nicht, er kümmere sich um Beatrix' Angelegenheiten, aber man konnte seine Worte so auslegen. Grail hob eine schwarze Augenbraue, um seinem Argwohn Ausdruck zu verleihen.

Vishna sprang auf und nahm Matteos Arm. »Dann solltest du dich wieder auf den Weg machen«, sagte er freund-

lich. »Du hast schon lange genug hier herumgelungert.«

Matteo ließ es zu, daß der alte Magier ihn aus dem Turm geleitete. Als sie den Hof erreicht hatten, löste er sich aus Vishnas Griff und deutete mit dem Kopf eine dankbare Verbeugung an. »Das war nett von Euch. Ich wollte dieses Treffen nicht in die Länge zu ziehen.«

Vishna warf ihm ein wehmütiges Lächeln zu. »Höre dir erst einige Ratschläge an, mein Sohn, dann kannst du immer noch entscheiden, ob du mir danken willst oder nicht. Du hast viele Begabungen, aber Lügen gehört nicht dazu! Wenn du diese Kunst lernen willst, schlage ich vor, daß du sie vor dem Spiegel übst, bis du siehst, daß dir die Schuld nicht mehr ins Gesicht geschrieben steht!«

Vishna sprach mit lockerem, leicht neckendem Tonfall, doch Matteo wußte nicht, was er erwidern sollte. Was sollte man sagen, wenn ein vertrauenswürdiger Meister von gelungener Falschheit erzählte, als sei sie ein gutes und erstrebenswertes Ziel?

Während das Schweigen kein Ende zu nehmen schien, betrachtete Vishna den jungen Mann mit wachsender Sorge. »Diese Angelegenheit, die noch nicht erledigt ist ... sie muß sehr ernst sein.«

»Nicht ernster als das, was vor jedem Jordain liegt«, sagte Matteo knapp. »Ich suche die Wahrheit.«

»Aha.« Das ironische Lächeln des alten Mannes erkannte den in Matteos Worten enthaltenen Tadel an. »Die Suche nach der Wahrheit kann auf sehr erstaunliche Pfade führen. Dein Pfad hat Distanz zwischen dir und dem Orden entstehen lassen.«

Der Scharfsinn Vishnas irritierte Matteo. »Warum sagt Ihr so etwas?«

»Ich kenne dich, seit du die Kinderstube verlassen hast, um mit dem Studium zu beginnen. Ich habe nie erlebt, daß du eine ausweichende Antwort gabst. Es spricht für nachlassendes Vertrauen.«

Matteo konnte nichts dagegensetzen. »Wenn ich gefehlt habe, Meister Vishna, dann bitte ich um Verzeihung.«

»Das ist unnötig.« Vishna klopfte Matteo auf die Schulter. »Der Weise faßt nicht leicht Vertrauen und spricht nicht offen.«

»Wohl wahr, doch Mißtrauen nagt an der Seele. Ebenso wie das Schweigen. Ich vermisse die Tage, an denen wir offen sagen konnten, was uns bewegte, ohne etwas schönzureden oder auf einer Metaebene auszudrücken.«

»Das Privileg eines Kindes, Matteo. Du bist kein Kind mehr.« Vishnas Lächeln nahm den Worten jede mögliche Schärfe. »Aber laß uns offen reden. Was nagt an meinem früheren Studenten?«

Diesmal wählte Matteo seine Worte mit größter Sorgfalt. »Wir Jordaini gelten als die Hüter der halruaanischen Vergangenheit, und doch gibt es so vieles, das wir nicht lernen.«

»Aha. Ich nehme an, du denkst an etwas bestimmtes.«

»An mehrere Dinge. Warum lernen wir nichts über die Geschichte der halruaanischen Elfen?«

»Es gibt keine Elfen, über die man euch etwas beibringen könnte«, erwiderte Vishna.

»Genau, und doch gab es einst zahlreiche Elfen in den Akhlaurs Sumpf und dem von Kilmaruu. Es kommt mir

seltsam vor, daß sich zwei solche Orte, die beide keine Sümpfe aus Urzeiten sind, ausgerechnet auf den Gräbern von Elfensiedlungen entwickeln sollen.«

Vishna reagierte mit einem nachsichtigen Lächeln und wiederholte das Jordaini-Spruchwort über den Sumpf von Kilmaruu, der demnach nur existierte, damit es in Zalasuu nie zu viele Narren gab.

»Andris ist kein Narr«, erklärte Matteo, »und dafür sollte Halruaa Mystra dankbar sein. Ist Euch nicht aufgefallen, daß die Untoten von Kilmaruu zur Ruhe gekommen sind?«

»Jetzt, da du es erwähnst«, sagte Vishna nachdenklich. »Auf den Höfen und in den Küstenregionen, die an den Sumpf grenzen, war es in letzter Zeit ruhig. Du sagst, das sei Andris' Verdienst?«

»Er entwickelte eine Strategie, um den Sumpf von den Untoten zu befreien. Er legte sie als These für die fünfte Stufe vor. Ich bin überrascht, daß Ihr darüber nichts wißt.«

»Hmm«, brummte Vishna nachdenklich. Sein faltiges Gesicht ließ Besorgnis erkennen.

»Das Jordaini-Kolleg ist mit Informationen nicht so freigiebig, wie sein Ruf vermuten läßt«, fuhr Matteo fort. »Ich habe mit eigenen Augen Beweise dafür gesehen, daß früher Elfen in Akhlaurs Sumpf lebten. Warum wird das nicht gelehrt?«

Vishna spreizte die Finger, die Handflächen nach oben gewandt. »Solche Dinge sind schwierig. Wenn es um Elfen geht, gibt es stets mehr Legenden als Fakten. Du könntest ebensogut versuchen, die Wahrheit über die Kabale herauszufinden.«

Sein Tonfall war locker und spielerisch, als hätte er das unübertreffliche Beispiel für ein sinnloses Unterfangen geliefert, doch Matteo war nicht in der Stimmung für Vishnas Unbekümmertheit. Er verschränkte die Arme und betrachtete ernst den lächelnden Magier.

»Vielleicht wären beide Dinge es wert, sich näher mit ihnen zu befassen.«

Vishnas Lächeln verschwand, und sein Blick ließ Bestürzung erkennen.

»Ihr findet das nicht«, stellte Matteo fest.

»Nein. Die Elfen gibt es nicht mehr, von ein paar wenigen abgesehen. So ist die Natur. Vor ihrer Zeit herrschten Drachen. Ihre Zahl hat sich drastisch verringert, und doch gefiele es ihnen nicht, wenn du ihre Eier mitnähmest, um sie für sie auszubrüten. Genauso wäre es den Elfen unangenehm, wenn du dich in ihr Leben einmischtest, und sie würden dich nicht mit offenen Armen empfangen, wenn du versuchtest, ihre Geschichte zu erforschen.«

»Und die Kabale? Mein Leben lang habe ich den Namen gehört, aber wir haben nie etwas über sie *gelernt*.«

»Aus gutem Grund. Die Kabale ist eine besondere Art von Legende«, sagte Vishna langsam. »Die Art von Legende, die im Lauf der Zeit Gestalt annimmt, geschaffen aus Mutmaßungen, die so oft wiederholt wurden, daß sie wahr zu sein scheinen.«

»Manche sagen, es handle sich um eine äußerst geheime Verschwörung.«

Vishna schnaubte verächtlich. »Verschwörungen sind etwas nützliches. Sie lenken den oberflächlichen, tragen

Verstand davon ab, sich echte Gedanken zu machen. Menschen betrachten drängende Warnungen als Beweis für Weisheit. Wir sind beide schon Halruaanern begegnet, die einen gutgelaunten Weisen für einen Götterlästerer oder bestenfalls für einen Scharlatan halten würden.«

»Das Sprichwort sagt doch: Verwechsele nie schlechte Laune mit großer Nachdenklichkeit.«

»Genau, mein Junge.« Der Magier wirkte erleichtert, daß sich das Gespräch wieder in eine Richtung verlagerte, die ihm genehm war. »Wann wirst du dich in Beatrix' Angelegenheiten auf den Weg machen?«

»Morgen früh«, sagte Matteo. »Ich reite mit Andris zum Tempel des Azuth.«

Der Alte sah ihn verwundert an. »Aber Andris ist doch schon aufgebrochen?«

»Was?«

Matteos schneidender Tonfall erschreckte Vishna. »Ja«, versicherte er, als hätte Matteo an seiner Aussage gezweifelt. »Vom Fenster des Schulleiters aus hat man einen guten Blick auf die Hintertür der Küche. Ich sah Andris dort herauskommen, als ich mich mit dem Schulleiter besprach. Aber warum erstaunt dich das so? Er hat die Erlaubnis aufzubrechen, und er wird im Tempel des Azuth erwartet.«

Matteo konnte nichts sagen. Seine Kehle war zugeschnürt, als würde sie von der Faust eines Eisengolems zuge-drückt. Er konnte hinnehmen, daß einige Magier von Halruaa düstere Geheimnisse wahrten. Er konnte auch mit viel gutem Willen akzeptieren, daß sein geliebter Jordaini-Orden in diese Geheimnisse verstrickt war. Doch daß Andris, sein

bester Freund, ihn absichtlich angelogen hatte – das ging über sein Verständnis hinaus.

Er wirbelte herum, aber Vishna packte ihn am Arm. »Nicht, Matteo«, flüsterte er. »Um deines Freundes willen – halte inne und denk nach. Ich weiß nicht, warum Andris sich allein auf den Weg gemacht hat, aber ich weiß eines: Du mußt nicht immer die Entscheidungen deiner Freunde verstehen, aber du solltest sie achten. Kehre zurück nach Halarahh und laß ihn dem Schicksal folgen, das die Göttin für ihn vorgesehen hat.«

Matteo löste sich aus dem Griff. »Ich danke Euch für die Lektion, Meister«, sprach er die traditionellen Worte zwischen Jordaini-Schüler und -Lehrer. »Eure Worte künden von großer Weisheit.«

Vishna wirkte erleichtert. »Dann wirst du an den Hof zurückkehren?«

»Das ist nicht die Schlußfolgerung, die ich aus der Lektion ziehe«, erwiderte der junge Mann. »Ihr habt gesagt, man solle die Entscheidung eines Mannes nicht notwendigerweise verstehen, aber respektieren.« Er verbeugte sich rasch, wandte sich ab und lief zu den Ställen.

Am Tor nahm er sich Zaumzeug und Reiseausrüstung. »Ich nehme Cyric«, rief er dem überraschten Stallburschen zu. »Ich sattle ihn selbst.«

Der erleichterte Seufzer des Jungen hatte fast schon etwas Komisches an sich. Cyric war ein schwarzer Hengst, der ungewöhnlich schnell war und ein höchst explosives Temperament besaß. Seinen Namen verdankte er einem bösen, wahnsinnigen Gott. Das Pferd war fast unmöglich zu reiten,

aber sein Temperament paßte hervorragend zu Matteos Stimmung und Plan.

Er machte sich daran, Cyric zu satteln und ihm den Zaum anzulegen. Der hatte offenbar gespürt, wie eilig es der Jordain hatte, und das war ganz nach seinem Geschmack. Der Hengst hielt still, was selten vorkam, und ließ sich sogar problemlos Zügel und Zaumzeug anlegen. Matteo hatte sich gerade in den Sattel gesetzt, als Cyric wie ein Blitz aus dem Stall schoß und auf das Tor zustürmte, ganz gleich, welches Abenteuer ihn und seinen Reiter dahinter auch erwarten mochte.

DRITTES KAPITEL

In seinem nassen Reich beugte sich Akhlaur über seinen Tisch und ritzte mit fieberhafter Eile Runen in feines, blaßblaues Pergament. Nach langwierigen Experimenten hatte er herausgefunden, daß die Haut eines Tritonen für seine Zwecke das beste Pergament ergab. Es war haltbar und wasserabweisend, von der angenehmen Färbung ganz zu schweigen.

Eine Dreiergruppe von Tritonen, die noch ihre blaue Haut besaßen, drängten sich in einem der Käfige, die die gewaltige Korallenkammer säumten. Akhlaur mochte diese Kreaturen, und mit Blick auf ihren Nutzen kamen sie für ihn den Elfen am nächsten. Von ihrer Farbe, ihrer außergewöhnlichen Schönheit und den Flossen abgesehen, die an die von Robben erinnerten, ähnelten sie Menschen und waren damit ideale Testobjekte. Die ihnen angeborene Magie sorgte allerdings für manch überraschende, interessante Möglichkeit.

Akhlaur beschränkte sich in seinem Studium nicht auf die Tritonen. In jedem Käfig waren Wesen untergebracht, deren Leben und Sterben auf die eine oder andere Weise dem Handwerk des Nekromanten dienten. Ihr Stöhnen und ihre Schreie bildeten einen Kontrapunkt zu Akhlaurs rasenden Gedanken.

»Interessanter Zauber«, murmelte er beim Schreiben.

»Hätte nie gedacht, daß eine Elfe so etwas hinbringt. Elfen können keine Nekromanten sein! Ha! Wer sich *den* Unsinn ausgedacht hat, der kennt meine Kiva nicht.«

Stolz erfüllte den Magier, als er an die Elfe dachte. Er ignorierte Kivas Jahre der Gefangenschaft und der Folter und beschloß, sie als seinen »Lehrling« zu sehen.

»Lehrlinge fordern ihre Meister heraus. So ist das eben. Du hast dich gut geschlagen, kleine Elfe ...«, sagte er und unterbrach sich, um eine besonders geschickte und todbringende Rune zu ritzen, »... aber du bist noch nicht bereit, um dich Akhlaur zu stellen.«

Der Magier vollendete den Zauber mit Effet. Er erhob sich und strich über seine Schuppenhaut, während er an einer Käfigreihe entlangging.

Vor dem Verlies aus Knochen und Korallen, in dem der Laraken saß, blieb er stehen. Das Monster schoß instinktiv auf die lebensspendende Magie zu, die Akhlaur umgab, wich aber zurück, als es deren Quelle erkannte.

Akhaur betrachtete seinen neuesten Gefangenen eine Weile. Er brauchte ein Testsubjekt, um den schwierigen Zauber versuchsweise anzuwenden, den er soeben niedergeschrieben hatte. Der Laraken hatte den Zauber schon einmal überlebt, aber Akhlaur war nicht ganz sicher, daß dies bei einem zweiten Versuch auch der Fall sein würde. Die meisten Zauber, die Kiva entzogen worden waren, wurden durch den Laraken vollständig weitergeleitet, doch dieser erreichte Akhlaur mehr wie der Schatten eines Zaubers. Der Laraken hatte die allgemeine Form des Zaubers in sich aufgenommen, als er gewirkt worden war, und diesen unvollständigen Be-

richt an seinen nekromantischen Meister weitergeleitet. Akhlaur hatte einige Lücken gefüllt und den Zauber verbessert, doch bei Elfenmagie war das nicht mit Sicherheit zu sagen.

»Zu riskant«, entschied Akhlaur. »Wir wollen ihn erst mal an einer anderen Bestie testen und sehen, was passiert.«

Der Nekromant spazierte an der Galerie gefangener Monster entlang. Ein wütender vierarmiger Fischmensch, der ihn an einen mutierten Sahuagin erinnerte, fiel ihm ins Auge. Diese Wesen kamen auf der Elementarebene oft genug vor. Sollte das Experiment scheitern, konnte er mühelos für Nachschub sorgen.

Mit einem Nicken holte Akhlaur die Pergamentrolle hervor und begann, laut zu lesen. Der Zauber, den er von dem Laraken gewonnen hatte, der ihn seinerseits von Kiva hatte, pflanzte sich durch das lebende Wasser fort. Luftblasen entwichen aus dem Mund des Nekromanten und trieben auf das Geschöpf im Käfig zu, hüllten es ein. Sie wirbelten, leuchteten und erinnerten an Elfen, die unter dem Sternenhimmel ausgelassen tanzten. Akhlaur ignorierte den elfischen Hauch von Kivas Zauber und konzentrierte sich ganz auf dessen Raffinesse.

Während er die Beschwörung fortsetzte, begannen die Blasen zu verschmelzen und dadurch immer größer zu werden. Als Akhlaur das letzte, entscheidende Wort der Macht sprach, schlossen sich die Blasen zu einer großen Kugel zusammen, die das Monster einhüllte.

Einen Moment lang stand der Nekromant einfach nur da und sah der Kreatur zu, die sich von einer Seite ihres Gefän-

gnisses zur anderen warf und in der dünnen, ungewohnten Luft nach Atem rang. Der Geruch des Schreckens war so berauschend wie der duftende Kräutergarten einer Grünmaga. Akhlaur nahm ihn in tiefen Zügen in sich auf, um seine Schärfe zu genießen. Als er sich gut gesättigt fühlte, nahm er einen kleinen Korallenring aus einem Zauberbeutel und plazierte ihn zwischen sich und dem gefangenen Monster. Er hing im Wasser wie ein runder, leerer Bilderrahmen an einer unsichtbaren Wand oder wie ein Guckloch, das die Machtlosen und Mißtrauischen oft in ihre Türen bohrten.

Wieder begann Akhlaur, monoton zu singen. Eine Energiewand begann, von den Rändern des Korallenkreises auszugehen, der schwach grün leuchtete. Als die Wand sich über die gesamte Kammer erstreckte, nahm der Magier ein kleines Metallstück und schleuderte es auf den Korallenrahmen, während er ein einzelnes Wort rief.

Das Stück verschwand in einer Explosion aus Licht und Lärm. Die Blase näherte sich dem Korallenring und berührte ihn, woraufhin die Luft in einem Wirbel aus kleinen Blasen durch das Loch entwich. Auch das Monster wurde von der Öffnung angezogen und verformte sich zu einer langgestreckten Kreatur, die durch das Loch gesogen wurde wie ein Flaschen-Geist durch den Hals einer Flasche.

Augenblicke später war die gigantische Blase verschwunden, und das Monster war kaum drei Schritt von Akhlaur entfernt. Der ließ die Energiewand fallen und lächelte die Kreatur an, die ihm ihr abscheuliches Gesicht zuwandte und wie ein in die Enge getriebener Wolf die Reißzähne bleckte.

»Greif mich nur an«, forderte Akhlaur das Geschöpf.

»Diesem Tag fehlt es an Abwechslung.«

Einen Moment rangen Instinkte miteinander, während das Monster sicheren Tod gegen weitere Gefangenschaft abwog. Ein gequälter Schrei entrang sich seiner Kehle.

Akhlaur grinste. »Unentschlossenheit ist auch eine Entscheidung«, stellte er fest. Er nickte, und sofort öffnete sich das Knochentor des Käfigs. Auf ein Fingerschnippen des Nekromanten entstand hinter dem Geschöpf ein winziger Wirbel, der es zurück in sein Gefängnis riß, dessen Tür sich hinter ihm unerbittlich schloß.

Der Nekromant verschwendete keinen weiteren Gedanken an das Wesen und legte den Korallenrahmen um einen der Gitterstäbe, wo er ihn mit Abwehrzaubern sicherte.

»Ein Geschenk für dich, kleine Kiva«, sagte er und sah zu einer anderen kleinen Öffnung, jenem unvollkommenen Tor, jenes Leck, aus dem Wasser und Magie nach Halruaa entwich. »Du sandtest mir den Laraken. Wenn du das Wasser der Quelle berührst, werde ich mit einem eigenen Boten reagieren. Angesichts der Mühe, die du dir meinerwegen machst, wäre es unhöflich, mich nicht zu revanchieren. Schließlich muß alles Hab und Gut im Auge behalten werden.«

Der Nekromant kicherte, während er sich vorstellte, wie überrascht Kiva wäre, wenn ihr aus dem Tor jene vierarmige Bestie entgegensprang. Es war nur ein erster Zug, eine bloße Finte in der Eröffnung der Schlacht. Doch die Aussicht auf einen würdigen Gegner hatte etwas Wunderbares.

Akhlaur gestattete es sich, in angenehme Racheträume abzugleiten. Seine Gedanken verweilten aber nicht bei der

kleinen Elfe, sondern bei seinen ältesten Freunden – seinen meistgehaßten Gegnern.

*

*

*

Der Nath, die nordöstlichste Ecke von Halruaa, gehörte zu den wildesten und entlegensten Regionen im ganzen Land. Einige Handelswege führten dort hindurch, aber sie waren schmal und wurden wenig bereist. Öde, felsige Täler erstreckten sich zwischen Hügeln, die mit Höhlen durchsetzt und überwiegend dicht bewaldet waren. Monster und Banditen lauerten an diesen verborgenen Orten, doch viel gefährlicher waren die schmalen grauen Gestalten, die sich wie Schatten durch die qualmenden Überreste einer Handelskarawane bewegten.

Sie alle waren weibliche Crinti, ein von den Elfen abstammendes Volk mit grauer Haut und grauem Haar – und grauer Seele. Die Anführerin ging zu einem dunklen Pferd und saß auf, um mit beiläufigen Gesten der schmalen Hände die Aktivitäten der anderen zu dirigieren. Hin und wieder stieß sie Anweisungen in einer Sprache aus, die einst die der Dunkelelfen gewesen war. Shanair, eine Anführerin unter den Crinti-Plündererinnen, war auf ihre düstere Abstammung sehr stolz.

Die Halruaaner nannten ihre Art »Schattenamazone«. Dank der menschlichen Barbaren in ihrer Ahnentafel war sie für jemanden mit Elfenblut groß und kräftig gebaut. Ihre Gliedmaßen waren lang und schlank, ihr muskulöser Leib wies bemerkenswerte Kurven auf. Ein wilder Schopf eisen-

farbenen Haars fiel ihr einem Gebirgsbach gleich über die Schultern und rahmte ein kantig geschnittenes Gesicht ein. Ihren Ohren verfügten nur über winzige Spitzen, aber Shanair betonte ihre Elfenherkunft durch silbernen Ohrschmuck, der in übertriebenen, mit Widerhaken versehenen Spitzen auslief. Ihre Stiefel, das Leder ihrer Kleidung, der Umhang – alles war grau. Bis auf ihre Augen, die von einem überraschend lebhaften Blauton waren. Den einzigen anderen Farbtupfer bildete eine gezackte rote Tätowierung um ihren Oberarm und die rote Farbe, die ihre Fingernägel wie blutige Krallen wirken ließ.

Aus der Ferne gellte ein Schrei durch das Gebirge. Shanair hob den Kopf, als sie hörte, wer dort schrie.

»Rekatra!«

Sie preßte die Fersen in die Flanken ihres Pferdes.

Zwei von Shanairs Helferinnen sprangen sofort auf ihre Reittiere und schlossen zu ihr auf, während sie zu der Kundschafterin eilten, die bereits durch ihre eigene Stimme dem Untergang geweiht war, da keine Crinti vor Angst oder Schmerz aufschrie.

Sie fanden Rekatra neben einem schmalen Bach. Sie hielt sich vier tiefe, klaffende Wunden, die ihr durch den Lederpanzer hindurch zugefügt worden waren. Die Crintikundschafterin war bereits fast völlig ausgeblutet. Ihre Augen waren stumpf und leer, als sie sich Shanair zuwandte.

»Mutter«, sagte sie schwach. Ihre Stimme war voller Hoffnung und Bitten, wie das Flehen eines verletzten Kindes.

Shanair sprang vom Pferd und ging zu der gefallenen

Kundschafterin. Sie zog in einer einzigen, fließenden Bewegung zwei Krummschwerter und ließ sie auf die Kehle der jungen Frau zufahren. Im nächsten Moment waren die Klängen blutig.

Die Crinti steckte die Schwerter wieder weg und beugte sich über die Leiche ihrer Kundschafterin und Tochter. Die beiden anderen Frauen stiegen auch ab und kamen näher. Die Tat ihrer Anführerin hatte bei ihnen weder Abscheu noch Überraschung ausgelöst.

»Seht euch die Male an.« Shanair wies mit einem Finger auf den Rand einer der klaffenden Wunden.

Die anderen hockten sich neben sie. Die Schnitte an sich waren schon tief genug, um zu töten, aber in jeder Wunde war ein weiterer Riß zu sehen, der quer zum eigentlichen Schnitt verlief.

»Was sich in sie hineingeschnitten hat, war nicht nur sehr scharf, sondern mit Widerhaken besetzt«, bemerkte Whizzra, Shanairs Stellvertreterin.

»Und groß«, fügte die dritte Crinti an. Xibryl, eine massige Kriegerin, die fast so groß und kräftig war wie Shanair, legte eine Hand auf den Bauch der toten Kundschafterin und spreizte die dicken Finger, soweit es ging. Ihre Hände waren lang und kräftig, und wie bei Shanair waren auch ihre Fingernägel blutrot lackiert. »Wenn das Spuren von Klauen sind, dann war die Hand viermal so groß wie meine. Welche Kreatur aus den Hügeln könnte so etwas tun?«

Shanair richtete sich mit einer geschmeidigen Bewegung auf. »Etwas neues. Etwas, das wir noch nicht gesehen haben.«

Ihr Blick wanderte über die Umgebung und suchte nach

Hinweisen. Ihre scharfen Augen konnten keine Spuren ausmachen. Rekatras Angreifer mußte durch das Wasser entkommen sein.

Shanairs blaue Augen verengten sich, als sie den plätschernden Bach betrachtete. Die höchsten Gipfel der Gebirgsketten rund um Halruaa waren noch mit Schnee bedeckt, doch das Tauwetter des Frühlings war gekommen und verstrichen. Der Sommer stand bevor, aber die schweren Regenfälle der Monsunzeit waren noch zwei bis drei Monde entfernt. Das Wasser hätte nicht in dieser Menge fließen dürfen.

»Wir folgen dem Strom bis zur Quelle«, erklärte sie und ging zu ihrem Pferd. Dann galoppierte sie nach Norden, ohne einen Blick oder einen Gedanken an das tote Mädchen zu verschwenden.

Der Weg wurde mit jedem Schritt steiler und schwieriger, dann wich der felsige Weg einem Pinienwald, der schnell lichter wurde, je höher sie sich in die Berge begaben. Je weiter sie vordrangen, um so lauter und drängender wurde das Lied des Bachs.

Die Crinti ritten, bis die Sonne sank, und hielten auch nicht inne, als die Dämmerung immer längere Schatten warf. Die Geräusche der nahenden Nacht hallten durch den lichten Wald – der Ruf der Jäger, das Fauchen der Wildkatzen, das plötzliche Schreien der Beute. Als es zu dunkel wurde, um weiterzureiten, stiegen sie ab und gingen vor ihren Pferden. Dabei vertrauten sie ihrer guten Nachtsicht, die sie von ihren fernen Verwandten, den Dunkelelfen, geerbt hatten.

Der Anbruch des nächsten Tages war nicht mehr fern, als sie auf eine kleine Lichtung kamen. In ihrer Mitte entsprang der Bach aus einem kleinen, offenbar flachen Teich. Von der Kreatur, die Rekatra zerfetzt hatte, war nichts zu sehen.

Shanair ließ ihr Pferd am Rand der Lichtung zurück und ging vorsichtig näher. Sie ging um die Quelle des Bachs herum und beobachtete aufmerksam den moosbedeckten Boden. »Bringt mir einen dicken Ast.«

Xibryl zerrte sofort einen einen Meter achtzig langen, abgebrochenen Ast heran und schlug mit ihrer Handaxt die Zweige ab. Shanair hob den Ast und stach vorsichtig ins Wasser. So sehr sie sich auch bemühte, es gelang ihr nicht, die Quelle auszumachen. Der Boden unter dem Wasser war solider Fels.

»Unmöglich«, murmelte Shanair. Sie hob den Ast und stieß ihn mit aller Kraft ins Wasser.

Der Ast tauchte so tief und mühelos ein, daß Shanair fast den Halt verloren hätte. Sie sprang zurück und starrte fassungslos auf die noch verbliebenen sechzig Zentimeter Länge, die sie in der Hand hielt.

Eine riesige grüne Hand schoß aus der Quelle und griff an der Stelle ins Leere, an der sich Shanair um ein Haar befunden hätte. Sie hatte die Größe eines kleinen Kampfschilds. Zwischen den Fingern, von denen jeder so lang war wie Shanairs Unterarm, spannten sich Schwimmhäute, die Spitzen waren mit Klauen besetzt, die einem Angelhaken gleich einen Widerhaken besaßen. So plötzlich, wie die Hand aufgetaucht war, verschwand sie auch wieder in der rätselhaften Quelle.

Shanair überwand ihre Überraschung und zückte ihre

Schwerter. Kalter Stahl wurde aus Whizzras Gehenk gezogen. Das Knarren einer kreisenden Kette kündete vom tödlichen Tanz des mit Dornen besetzten Morgensterns Xibryls. Die drei Crinti stellen sich rasch und geräuschlos um die Quelle und bildeten ein Dreieck.

Mit einem Mal schien die Lichtung zu explodieren. Das Monster sprang geysirgleich aus dem Wasser und schrie mit einer Stimme wie ein Wasserfall.

Die wuchtige Kreatur war doppelt so groß wie Shanair. Von der Gestalt her war sie annähernd humanoid, kauerte aber auf zwei froschähnlichen Beinen. Vier Arme, alle muskulös und mit einem Panzer aus grünen Schuppen überzogen, erhoben sich und nahmen die Haltung eines kampfbereiten Ringers ein. Der Kopf der Kreatur war gewaltig, ihn krönte eine stachelbesetzte Flosse. Das mit klappernden, dolchgroßen Reißzähnen bewehrte Maul teilte den Kopf fast in zwei Hälften.

Die Crinti betrachteten ihren Gegner, um einen Eindruck von seinen Stärken und Schwächen zu bekommen.

»Ist das ein Sahuagin?« fragte Xibryl.

»Viel schlimmer«, erwiderte Shanair mit finsterem Lächeln. Sie vermutete, dieses Monster sei keine auf dieser Welt bekannte Kreatur. Kampflust brannte in der Crinti-Führerin, während sie zu einem alten Todestanz ansetzte.

Die anderen folgten ihren Bewegungen, beugten sich von einer Seite zur anderen, bewegten sich lockend ein Stück vor, um dann einen Satz nach hinten zu machen. Ihre Bewegungen hatten etwas Magisches, einen Lockruf, der mächtig war wie der Gesang von Sirenen. Crinti schwächten ihre

Gegner nicht, sondern stachelten sie an.

Die Kreatur kam herangeschossen und schlug nach der ersten, die in Reichweite war. Whizzra ließ sich fallen und rollte zur Seite weg, während Shanair einen Vorstoß wagte, bevor das Geschöpf das Gleichgewicht wiedererlangte. Mit dem Schwert in ihrer Linken schlug sie kraftvoll nach der Stelle, an der einer der Arme aus dem Leib wuchs, doch die Klinge glitt ab, ohne Schaden anzurichten.

Shanair duckte sich, als ein weiterer riesiger Arm nach ihrem Kopf hieb. In einer blitzschnellen Entscheidung berechnete sie die Kraft, die hinter diesem Schlag steckte, und kam zu dem Schluß, daß sie den Aufprall nicht würde absorbieren können. Sie lockerte den Griff um ihr Schwert und ließ zu, daß es von dem Schlag durch die Luft gewirbelt. Dann rief sie einen Befehl, der nur ein Wort umfaßte und für ein oft geübtes Kampfmanöver stand.

Die anderen Crinti entfernten sich zu beiden Seiten von der Kreatur und hantierten mit den Waffen, um alle vier Arme des Monsters zu beschäftigen. Shanair tauchte unter den rudernden Armen weg, hielt ihr Schwert mit beiden Händen fest und machte einen Satz nach oben. Ihr Schuppenhemd rieb sich an dem massigen grünen Torso, während sie weiter nach oben drang.

Ihre Klinge bohrte sich in die echsenartigen Hautlappen unter dem Kinn der Kreatur, fuhr durch Unterkiefer und Zahnreihen und rammte sich mit großer Wucht in die Knochenplatte des Oberkiefers. Der Schrei des Geschöpfes wurde fast vom hervorschießenden Blut erstickt, aber Shanair wußte instinktiv, daß sie keinen tödlichen Treffer gelandet hat-

te.

Xibryls Axt schlug die Klauenhand weg, die nach der Waffe greifen wollte. Shanair ließ ihr Schwert los, um den Axthieben ausweichen zu können, drehte den Kopf, um nicht vom Funkenflug geblendet zu werden, als Stahl auf Stahl traf, und griff dann wieder nach dem Heft. Sie machte einen Satz nach oben, stellte ihre Füße auf der Brust des Monsters und stieß sich ab, während sie die Klinge herausriß.

Die Crinti machte einen Salto nach hinten und landete auf den Füßen. Sie wich zurück und pfiff ihr Pferd zu sich. Das kampferfahrene Tier kam zu ihr, als bemerke es nichts von dem Wesen und dessen hektischen Versuchen, sich der Angreifer zu erwehren.

Shanair packte ein Bündel Speere aus und stieß sie mit der Spitze nach unten in den moosbedeckten Boden. Einen nahm sie hoch, zielte und schleuderte ihn.

Die Waffe flog auf die Kreatur zu, zerfetzte einen von Xibryls wehenden grauen Zöpfen, der einem Banner gleich an dem Speer hängenblieb. Der traf das Geschöpf genau in eines der schwarzen Augen.

Shanairs Siegeschrei verstummte, als sie sah, daß der Speer abprallte und zu Boden fiel. Gezielt hatte sie genau, aber der Speer war nicht eingedrungen!

Dennoch war das Monster halb blind. Shanair warf einen weiteren Speer und vollendete ihre Aufgabe. Das Wesen setzte sich aber weiter mit der gleichen Präzision zur Wehr.

Die guten Ohren der Crinti-Frauen nahmen das leise schnalzende Geräusch wahr, das wie fernes Zirpen durch die Luft zu ihnen vordrang. Unter Wasser setzte sich das Ge-

räusch vermutlich etliche Kilometer weit fort. Shanair konnte sich vorstellen, daß das Sonar der Kreatur auch in der Luft so scharf war wie bei einer Fledermaus.

Shanair schlug ihrem Pferd auf die Flanke und ließ es laufen. Die beiden anderen Pferde folgten ihm sofort und galoppierten in einem engen Kreis über die Lichtung, wobei sie immer und immer wieder über den Bach springen mußten. Das Echo des Hufschlags ging in ein erschütterndes Dröhnen über, das an die Kriegstrommeln der Dschungelelfen erinnerte. Sogar Shanairs Kriegsruf wurde von der Geräuschkulisse geschluckt, während sie sich der verwirrten, verwundeten Bestie näherte.

Das Wesen war jetzt wirklich blind. Es versuchte vorzupreschen, konnte aber nicht einmal die Quelle hören und machte einen fatalen Schritt in die falsche Richtung. Die Crinti kamen näher.

Der Kampf zog sich lange hin, was nicht ausschließlich mit dem Vergnügen an einem langsamen Tod zu tun hatte. Sie spielten mit der Kreatur, bis sie erschöpft war. Dann begannen sie, Vereinzelte Schuppen zu lösen und heftig und tief mit ihren Klingen zuzustechen, um festzustellen, welche Wunde bluteten, Welche Treffer den größten Schmerz verursachten und welche wohl tödlich waren. Wenn dies nicht die einzige Kreatur ihrer Art war, würden solcherlei Informationen über den Ausgang des nächsten Kampfs entscheiden.

Schließlich standen die Crinti um ihr totes Opfer herum. Sie waren müde und blutverschmiert, aber es war nicht nur das Blut der Kreatur. Alle drei lächelten erschöpft, aber zufrieden.

»Nehmt die Trophäe an euch«, wies Shanair an.

Ihre Kriegerinnen machten sich daran, den Kopf vom Rumpf zu trennen und dann Haut und Fleisch abzulösen. Shanair brach einige der dolchähnlichen Zähne ab und gab sie den Kriegerinnen. Der Schädel war so ausladend, daß er nicht auf einem einzigen Pferd transportiert werden konnte. Also spannten sie zwischen zwei Pferden einen Umhang und legten ihn hinein. Dann stiegen sie auf und machten sich auf den Rückweg zu ihren Kameradinnen.

»Gute Beute«, sagte Whizzra.

Ihre Worte trafen zu, doch in ihrer Stimme lag neben Zufriedenheit auch ein Zögern. Shanair hob fragend eine Braue.

»Dieses Monster, dieser Bach«, fuhr die Kriegerin fort.
»Was bedeutet das?«

»Erkennst du die Lichtung nicht?« fragte Shanair. »Ich komme her, um mich mit Kiva zu treffen. Der Bach ist ein Tor zur Welt des Wassers. Das muß bedeuten, daß die Elfe es geschafft hat.«

Freude, die so finster und hell war wie das Höllenfeuer, leuchtete in den Augen der Crinti-Kriegerin auf. »Ist die Zeit zum Kämpfen gekommen?« fragte Xibryl begierig.

Shanair schüttelte den Kopf. »Bald. Wir machen weiter wie geplant. Wir brandschatzen und plündern. Wir warten auf Kiva. Schon bald werden die Crinti aus dem Schatten hervortreten, und ganz Halruaa wird in einer See aus Blut fortgespült werden!«

VIERTES KAPITEL

Eine junge Frau saß an einem Tisch in der Bibliothek eines Magiers und trug das blaßblaue Gewand, das sie als Lehrling eines Beschwörers kennzeichnete. Sie trug es offen, so daß man darunter ihren durchtrainierten Körper sehen konnte, der in eine abgewetzte Tunika gekleidet war. Ihre Gamaschen endeten ein Stück über ihren nackten Füßen. Ihr Gesicht war fein geschnitten, sie hatte große, dunkle Augen und einen vollen, ausdrucksstarken Mund, dessen Winkel im Moment schmollend nach unten gezogen waren. Ihr kurzes braunes Haar stand hoch, als wäre jemand mit ungeduldiger Hand hindurchgefahren, und ihre Finger waren mit purpurnen Tintenklecksen übersät. Links von ihr lag ein Stapel Pergamente, zu ihrer Rechten drei fertige Schriftrollen, und um ihre Füße hatten sich etliche zerknüllte Stücke Pergament angesammelt.

Plötzlich warf sie die Feder weg und stand auf. Ein rascher, ungeduldiger Tritt, und ein Wust von Pergamentbällen geriet in Bewegung.

»Kopiere diese Schriftrolle, die einen Zauber enthält, Tzigone«, wiederholte sie im gutgelaunten Tonfall ihres Meisters. »Bis Mittag kennst du den Zauber so gut wie deinen eigenen Namen, und dann hast du den Abend frei.«

Sie ging im Raum auf und ab, dann warf sie einem Portrait ihres Meisters einen wütenden Blick zu und sagte mit

ihrer normalen Stimme: »Soll ich dir was sagen, Basel? Ich *kenne* meinen wirklichen Namen nicht. Die Sonne steht so hoch oben am Himmel, wie es nur geht, und den verdammten Zauber kann ich schon auswendig, seit ich ihn zum ersten Mal geschrieben habe!«

Das Bild Basel Indoulurs sah nach wie vor auf sie herab, völlig unbeeindruckt von ihrem untypischen Temperamentsausbruch.

Tzigone seufzte und entschuldigte sich bei ihrem Meister, indem sie einen Kuß in Richtung des Bildes hauchte. Sie mochte ihren neuen ... ihren *ersten* Meister wirklich gut leiden. Wenn sie die Kunst der Magie erlernen sollte, was sie offensichtlich tat, dann gab es zweifellos schlechtere Methoden, um das zu bewerkstelligen.

Basel war ein rundlicher, gutgelaunter Mann, der schöne Dinge und gute Zeiten liebte. Er verstand Spaß, neigte aber nicht zu Frivolitäten. Er war ein Meister der Beschwörungen, und er war Mitglied des Ältestenrates sowie Bürgermeister der Stadt Halar unmittelbar im Süden der Stadt des Königs. Er liebte es zu unterrichten und war einer von vielen Magiern, die sich nach dem Vorfall in Akhlaurs Sumpf um Tzigone bemüht hatten. Viele Magier waren darauf versessen, eine von Natur aus Begabte auszubilden, die stark genug war, um der Magie entziehenden Macht des Laraken zu trotzen. Tzigone hatte sich aus zwei Gründen für Basel entschieden, von denen sie nur einen zugeben wollte: Seine Augen verstanden es, zu lachen.

Er war ein geduldiger, aber fordernder Lehrer. Solche Disziplin war für Tzigone etwas neues, und es war eine unbehag-

liche Situation für eine junge Frau, die nur selten einmal zwei Nächte nacheinander am selben Ort geschlafen hatte. Basels andere Lehrlinge hatte die langweilige Aufgabe, Schriftrollen zu kopieren, vor ihr überlebt, also konnte Tzigone davon ausgehen, daß auch ihre Überlebenschancen recht gut waren.

Sie war seit dem Morgen damit beschäftigt, die Runen immer wieder zu kopieren. Basel hatte ihr geduldig erklärt, man lerne die Magie genauso wie die Zahlenlehre am besten in einer genau definierten Abfolge. Ein Lehrling mußte das Gedächtnis ebenso trainieren wie die Konzentrationsfähigkeit, hunderte von präzisen und beiläufigen Bewegungen mit der Hingabe eines Tänzers auswendig lernen, sich die verborgene Sprache aneignen, in der alle halruaanischen Zauber gesprochen wurden, und er mußte ein Grundwissen über einfache Zauber und Sprüche ansammeln. Scheinbar war Zauberei mehr als einfach ein paar sonderbare Zutaten in einen Topf zu werfen und eine Beschwörung zu murmeln.

Tzigone bewegte ihre verkrampften Finger, nahm einen der zur Seite geworfenen Federkiele und tauchte ihn in die Tinte. Aus einem plötzlichen Impuls heraus schüttelte sie den Federkiel in Richtung eines Portraits aus, das irgendeinen finster dreinblickenden Vorfahren Indoulurs zeigte. Die Tinte traf das Bild in einem Regen feiner purpurfarbener Tropfen. Tzigone machte eine rasche Geste, woraufhin sich die Tropfen auf der Leinwand neu formierten und das Aussehen eines langen, geschwungenen Schnauzbarts annahm.

Sie grinste zufrieden über den Effekt, auch wenn es sich um eine Ahnfrau handelte. Er verlieh der Seide, den Juwe-

len und den schwungvollen Pfauenfedern eine neue Note.

Der Erfolg brachte Tzigone auf eine Idee. Sie nahm ein leeres Pergament und heftete es an die Wand. Sie tauchte die Feder wieder ein und schüttelte sie erneut. Als die Tinte auf das Blatt zuflog, sprach sie den Zauber, den sie kopieren sollte.

Die Tinte traf das Pergament und begann umherzuwandern, bis sich die Runen so sauber und präzise bildeten, wie sie es mit der Hand niemals hinkommen hätte.

Tzigone stieß einen unterdrückten Freudenschrei aus und tänzelte einen Moment lang, bis ihr einfiel, daß sie den Zauber nur zweimal am Tag wirken konnte.

Es sei denn ...

»Hier muß sich doch irgend etwas nützliches finden lassen«, murmelte sie und suchte den Raum ab. Überall lagen und standen Zauberbücher, Phiolen, Flaschen sowie kleine, abgedeckte Töpfe, außerdem eine merkwürdige Sammlung von Trophäen und Geschmeide.

Ihr Blick fiel auf eine Mystra-Statue. Ein heller Regenbogen umgab die Göttin. Tzigones Blick folgte dem Regenbogen bis zu seinem Ursprung. Sonnenlicht fiel durchs Fenster herein und von einem Glasprisma gefiltert, das hoch oben auf einem hölzernen Podest stand.

Tzigone ging hinüber und nahm das Prisma in die Hand. Es sah aus wie ein gewöhnlicher Kristall zum Briefbeschweren, aber sie fühlte die ihm innewohnende Magie und überlegte, was sie wohl bewirken würde.

Sie mußte breit grinsen, als ein Plan Gestalt annahm. Sie legte einige Dutzend Federkiele rings um das Prisma, als

handelte es sich um Speichen, die von der Radmitte nach außen wiesen. Jedes Gläschen Tinte, das sie finden konnte, stellte sie rings um diesen Kreis auf, dann befestigte sie mit etwas Wachs Pergamente an den Wänden. Als alles bereit war, sprach Tzigone den Zauber.

Wie erwartet erfaßte das Prisma ihren kleinen Zauber und verstärkte ihn. Alle Federkiele erhoben sich von selbst in die Luft und tauchten in die Tinte, stiegen wieder ein Stück nach oben, spritzten die Tinte auf die Pergamentblätter und füllten sich auf. Nach kürzester Zeit war der Zauber auf jedes verfügbare Blatt Pergament übertragen.

Aber die Federkiele wollten nicht von ihrem Werk ablassen. Sie begannen, die Tinte auf Wände, Seidenvorhänge, Spiegel und Decke zu verteilen. Sie trafen erneut das Portrait der mittlerweile schnauzbärtigen Vorfahrin Indoulurs, und sie trafen auch die Zauberwinkerin selbst.

Tzigone spie ein Ladung Tinte aus und wollte nach dem Prisma greifen, wurde aber von einer Reihe von Federkielen getroffen, die erneut in ihr Tintenfäßchen eintauchen wollten. Sie wechselte daraufhin die Taktik und begann, auf alle Tintenbehältnisse den Korken zu setzen.

Das erwies sich auf den ersten Blick als hilfreiche Vorgehensweise, doch einige Kiele, die wieder eintauchen wollten, trafen den Korken und blieben stecken. Sie versuchten, sich aus der mißlichen Lage zu befreien, und zerrten so heftig, daß die Fäßchen auf dem Tisch umhertanzten.

Tzigone griff nach dem letzten Fläschchen und tauchte zur Seite weg, als ein großer, spitzer Kiel auf sie zugeschossen kam. Sie drückte den Korken hinein und machte einen Satz,

um dem Kiel auszuweichen. Zu ihrer Verärgerung folgte ihr der Kiel und zuckte so agil hin und her, daß er an den Flug einer Zwielficht-Fledermaus erinnerte.

Weitere Kiele schlossen sich der Verfolgungsjagd an – die achtlos weggeworfenen Kiele auf dem Boden, noch nicht angespitzte Exemplare aus einer Schublade, Federn, die sich in einer Ecke aus einem gewaltigen ausgestopften Silberreihher losrissen. Als Tzigone in die Nähe des Portraits von Indoulurs ferner Verwandter kam, sprangen die Pfauenfedern aus dem Gemälde und gingen mit auf die Jagd.

Es gab keine andere Lösung, als sich der Tinte zu entledigen, auch wenn eine Flasche Zaubertinte soviel wert war wie Tzigone in Perlen aufgewogen. Sie hob die Flasche, zielte auf ein offenes Fenster und schleuderte sie fort.

Die Federkiele folgten dem Wurfgeschloß, und als sie fort waren, ging Tzigone zum Fenster und lehnte sich hinaus. Sie sah, wie das Fläschchen mit den Kielen in den Gartenteich stürzte, dessen Wasser Momente später eine Lavendelfärbung annahm.

Sie ging vom Fenster fort und stieß eine Reihe von Flüchen aus, die sie über die Jahre hinweg von den unterschiedlichsten Streunern und Wanderschauspielern gelernt hatte. Mitten in einem besonders derben Fluch hielt sie inne. Ihr neuer Meister stand in der Türöffnung und betrachtete sie erstaunt mit weitaufgerissenen, schwarzen Augen.

Basel stand schweigend da. Tzigone empfand das als irritierend, da der Magier sonst immer in Bewegung war – seine mit Perlen durchflochtenen Zöpfe strichen über seine Schultern, das Doppelkinn wackelte als Reaktion auf sein häufiges

Lachen. Jetzt lachte er nicht.

Tzigone folgte seinem Blick, der den verwüsteten Raum erfaßte. Jetzt, da sie Zeit hatte, sich umzusehen, war sie überrascht, welches Ausmaß das Chaos hatte. Reichtum und die schönen Dinge, die man sich dafür kaufen konnte, bedeuteten ihr nichts, aber sie wußte, daß nur wenige ihre Auffassung teilten.

Basel ging langsam durch den Raum und blieb vor dem verunzierten Bild stehen. Er drückte die Schultern durch.

Tzigone seufzte. Es gab nur wenige Dinge, die einen Halruaaner mehr erzürnen konnten, als wenn man seine Ahnen schmähte. »Ihr müßt es nicht sagen. Ich packe.«

Der Beschwörer räusperte sich und drehte sich um. »Du hast meiner Großtante einen Schnauzbart verpaßt.«

Sie zuckte leicht die Achseln.

»Das ist wirklich eine Schande, vor allem, wenn man bedenkt, welche Mühe es sie kostete, den echten loszuwerden.«

Die Stimme des Magiers hatte etwas Ersticktes, und mit einem Mal hatte Tzigone das Gefühl, er unterdrücke nicht Zorn, sondern Belustigung.

»Die Tinte sollte sich spurlos entfernen lassen, und es wird mir vermutlich auch gelingen, die Pfauenfedern ins Bild zurückzubekommen«, schlug sie vor.

»Auf keinen Fall! Als kleiner Junge war es mir immer zuwider, meiner Großtante Aganzard einen Gutenachtkuß zu geben, da sie immer so viele Federn trug, daß mindestens ein Vogel sein gesamtes Federkleid geopfert haben mußte. Meine Nase juckt, wenn ich nur daran denke. Es tut mir im

Herzen gut, sie endlich einmal ohne dieses Federzeugs zu sehen.« Dann wechselte Basel den Tonfall und klang, als sei er bereit, das Geschehene auf sich beruhen zu lassen. »Sind die Schriftrollen fertig? 27 Kopien?«

»Mindestens.«

»Schön, schön«, sagte er gutgelaunt. »Da du die Arbeit für heute erledigt hast, darfst du dir etwas gönnen.«

Tzigone war sprachlos. Zwar war sie froh, daß der Magier nicht wütend war, aber sie hatte nicht damit gerechnet, für die Verwüstung seines Arbeitszimmers auch noch belohnt zu werden.

»Wir steigen mit der *Avariel* auf«, fuhr er fort und sprach damit das Himmelsschiff an, das Tzigone seit ihrem ersten Tag in Basels Turm bewundert hatte. »Ich will Procopio Septus, dem Oberbürgermeister Halarahhs, einen Besuch machen und dich ihm als meinen neuen Lehrling vorstellen. Du willst sicher erst baden und dich umziehen. Wenn Procopio auf die Idee kommt, wir könnten Trauben ausgepreßt haben, will er etwas von dem Wein abbekommen.«

Sie sah an sich herab. Ihr Gewand, ihre Tunika und die Arme waren mit Tintenflecken übersät. Ein Blick in den Spiegel verriet, daß ihr Gesicht nicht verschont geblieben war. Es war förmlich in purpurne Tinte getaucht– und bleich wie Pergament, als ihr klar wurde, daß die Aussicht bestand, noch einmal in Procopios Landhaus zu gelangen.

Tzigone konnte sich den kurzen Anflug von Panik nicht erklären. Sie hatte sich in das Gebäude geschlichen, als Matteo dort Dienst getan hatte. Es war nicht Schlimmes geschehen, aber sie mochte die Atmosphäre nicht, die das

Haus ausstrahlte.

»Ich soll Procopio Septus begegnen?« wiederholte sie fragend.

»Es ist Tradition, seinen Lehrling vorzustellen. Damit demonstriere ich Respekt meinem Kollegen gegenüber. Ich habe auf den passenden Moment gewartet, und ich wage zu behaupten, daß er gekommen ist.«

Sie begann, Basels Absicht zu durchschauen. »Manchmal kann man eine Strafe nicht von einer Belohnung unterscheiden.«

»So ist es, meine Liebe«, sagte er mit schneidendem Grinsen. Er legte ihr väterlich den Arm um die Schultern. »Ich bin kein Erkenntniszauberer, aber ich kann mir vorstellen, daß es für euch beide eine passende Belohnung ist, wenn ich dich mit Procopio zusammenbringe.«

Tzigone folgte seinem Blick durch das Zimmer und mußte einsehen, daß sie nichts dagegen einwenden konnte.

*

*

*

Procopio Septus war nicht erfreut, von Basel Indoulurs bevorstehendem Besuch zu erfahren. Als Meister der Erkenntniszauberei gehörte Procopio zu den angesehensten Magier in Halruaa. Beschwörungen, Basels Spezialität, waren nicht so hoch angesehen, doch Basel ließ sich einfach nicht davon beeindrucken, wenn Procopio versuchte, ihn auf seinen niederen Status hinzuweisen.

Procopio hatte das dumme Gefühl, daß sich diese Versuche nun rächen würden. Basel wollte sich zweifellos am

Verlust Zephyrs weiden, eines alten Elfen-Jordain, der im Dienst Procopios gestanden hatte, kürzlich aber als Verräter an Halruaa hingerichtet worden war.

Ein solcher Vorfall war für jeden ehrgeizigen Mann eine Schande, erst recht aber für einen Erkenntniszauberer! Procopio hätte wissen sollen, was sich direkt vor seiner Nase abspielte, aber er hatte es nicht gewußt, und es gab keinen Weg, das zu beschönigen.

Er konnte auch nicht darüber hinwegsehen, welchen Ansehensverlust ein solches Scheitern mit sich brachte. Er hegte Absichten, Zalathorms Nachfolger auf dem Thron zu werden, doch es gab bereits Gerüchte, er solle als Bürgermeister von Halarahh durch einen anderen ersetzt werden! Wenn er nicht bald im Ansehen der anderen stieg, würden sich seine Träume in Nichts auflösen.

Nur das Wissen über ein Geheimnis würde ihm helfen, Basels Anwesenheit zu ertragen. Der Narr hatte Keturahs Tochter als Lehrling zu sich geholt!

Wegen seines hohen Amtes hatte Procopio von den Skandalen um Keturah gehört. Aber die waren in Vergessenheit geraten, nachdem die flüchtige Magierin und ihr Bastardkind gefaßt und nach den Buchstaben des Gesetzes bestraft worden waren. Doch erst vor kurzer Zeit hatte er von Cassia – einer Jordainin, die König Zalathorm als Oberste Ratgeberin zur Seite stand – erfahren, daß Keturahs Tochter noch lebte. Seitdem hatte Procopio alles daran gesetzt, die Identität des Mädchens in Erfahrung zu bringen – eine Aufgabe, die durch den Mord an Cassia deutlich schwieriger geworden war. Er hatte Geld, Magie und Einfluß

in die Waagschale geworfen, um sicherzustellen, daß niemand das Geheimnis erfuhr, das Cassia ihm anvertraut hatte. Es war ein Risiko, das er einzugehen bereit war. Es war seine Geheimwaffe gegen Basel, wenn es irgendwann einmal erforderlich werden sollte.

Auch wenn Procopio ein umsichtiger Mann war, hoffte er doch, daß der Fall eintreten würde.

Er trat hinaus auf die Brüstung der Mauern rund um sein Landhaus, um die Ankunft des Beschwörers zu beobachten. Die *Avariel* kam schnell näher, ihre drei bunten Segel waren stark gebläht, als sich das Schiff vom Wind tragen ließ.

Während sich das Schiff näherte, bemerkte Procopio ein viertes, kleineres Segel, das mit mehr als einer Schiffslänge Abstand folgte. Verwundert griff er nach seinem Fernglas und richtete es auf das Himmelschiff. Ein langes Seil reichte vom Heck des Schiffs bis zu einer kleinen Gestalt und von dort zu dem Segel aus bunter Seide, das vom Wind gebläht wurde und den Windtänzer in der Luft hielt.

Er hatte von dieser Sportart gehört, kannte aber niemanden, der mutig genug war, sie auch zu auszuüben. Er schob eine stärkere Linse ein, um die Gestalt besser erkennen zu können. Was er sah, veranlaßte ihn, seine Lippen zu einem schwachen Lächeln zusammenzupressen.

Das war Keturahs Tochter. Von weitem betrachtet wirkte das Mädchen mehr wie ein Straßenbalg denn wie das Kind der hübschen gefallenen Magierin. Das vom Wind zerzauste Haar war kurz geschnitten wie das eines Knaben, und der Körper, der sich unter der Tunika abzeichnete, machte auch einen eher knabenhaften Eindruck.

Procopio richtete seine Aufmerksamkeit auf das Deck des Schiffs. Dort stand Basel Indoulur mit einem seiner allgegenwärtigen Lehrlinge, und gemeinsam betrachteten sie das Treiben der jungen Frau mit erfreutem Grinsen. Ihre Bewunderung war keineswegs ungewöhnlich, immerhin war dieser »Straßenbalg« die Heldin von Akhlaurs Sumpf.

Geschichten über den Kampf verbreiteten sich wie vergossener Wein. Wer immer diesen Geschichten lauschte, strahlte vor Stolz, von den magisch toten Rothe-Hütern bis hin zum mächtigsten Magier. *So stark ist die Magie Halruaas, daß sogar eine Streunerin, die in dieser Kunst gänzlich ungeübt ist, ein solch schreckliches Monster unterwerfen kann!* Es wurden darüber Balladen auf den Plätzen, in den Festhallen und Palästen gesungen. Sogar die Azuth-Kleriker schreckten nicht davor zurück, die Heldentat in ihre Gesänge einzubeziehen!

Procopio fragte sich, wie Basel reagiert hätte, wenn er wüßte, daß sein neuer Lehrling Diebin, Vagabundin und überdies der Bastard einer Magierin war.

Es tat ihm gut, sich Basel Indoulurs Gesicht vorzustellen, wenn er davon erfuhr.

Das Himmelsschiff wurde langsamer, als es sich dem Dock auf der südlichsten Mauer von Procopios Anwesen näherte. Das Mädchen zog sich am Seil zurück an Deck, während Basel und sein Lehrling auf sie zukamen, um sie an Bord zu holen. Im letzten Moment verlor sie das Gleichgewicht und riß die beiden mit sich zu Boden, wo alle drei einen Moment lang ausgelassen lachend liegenblieben.

Angewidert legte Procopio das Fernglas weg und ging in

seinen Hof, um seine »ehrenwerte Gäste« zu begrüßen.

Basel Indoulur kam als erster, seine dunklen Augen funkelten vor Vergnügen. »Seid begrüßt, Meister Procopio. Wir kommen in Frieden und Freundschaft und werden innerhalb dieser Mauern keine ungebetene Magie wirken.« Er sah sich nach seinen Lehrlingen um.

Die waren insgesamt zu dritt: ein atemberaubend hübsches Mädchen aus der Familie Noor, ein Bürgerlicher und Keturahs Bastard. Die beiden ersten wiederholten den traditionellen Eid. Basel sah abwartend die junge Frau an, die nur die Achseln zuckte und dann sagte: »Gut, ich schließe mich dem an, was sie gesagt haben.«

Basel Indoulur schüttelte den Kopf und sah übertrieben gen Himmel. »Lord Procopio, du kennst Farrah Noor und Mason.

Dies ist Tzigone, mein neuester Lehrling. Ich bete, daß sie Halruaa so treu dienen wird, wie du selbst es getan hast.«

»Möge Mystra dich erhören. Aber was soll schon schiefgehen, wenn sie einen solchen Meister hat, der sie inspiriert?« fragte Procopio und lieferte mit ernster Miene, einem süffisanten Tonfall und sehr viel verborgen gehaltener Ironie die angemessene Reaktion auf Basels traditionelle Worte.

Einige Augenblicke lang gelang es beiden, Höflichkeitsfloskeln auszutauschen, ohne sich an ihnen zu verschlucken. Als Diener Kelche mit geeistem Wein und gekühltes Obst brachten, schlug Procopio vor, die Lehrlinge könnten sich nach Belieben im Garten umsehen. Es überraschte nicht, daß Tzigone höchst erleichtert wirkte, sich aus seiner Gegenwart zurückzuziehen. Procopio wußte, daß Menschen, die

Geheimnisse hatten, meist einen großen Bogen um mächtige Erkenntniszauberer machten – und das aus gutem Grund. In Kürze würde er mit den dunkelsten Winkeln der Seele dieser knabenhaften jungen Frau vertraut sein. Procopio hob rasch seinen goldenen Weinkelch, um das Lächeln zu verdecken, das er nicht unterdrücken konnte.

»Ich nehme an, dein neuer Lehrling wird deinen Erwartungen gerecht?«

Basel lächelte amüsiert. »Sie macht sich gut. Aber nach ihrem Erfolg mit dem Laraken müßte sie schon Armdrücken mit einem roten Drachen machen, um den Erwartungen gerecht zu werden.«

»Ja, der Laraken«, sagte Procopio. »Diese Geschichte würde ich gerne aus dem Munde des Mädchens hören. Persönlich. Ohne ein großes Publikum, das sie dazu bringen könnte, das Erlebte zusätzlich auszuschnücken. Dein Einverständnis vorausgesetzt.«

Basel Indoulur konnte die Bitte nicht ausschlagen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, gegen mindestens ein Dutzend Protokolle zu verstoßen. Natürlich bewegte sich Procopio am Rande des Erlaubten, aber darauf konnte Basel ihn nicht aufmerksam machen. Statt dessen legte er die Fingerspitzen an die Schläfe, um einen verschlagenen Hellseher zu imitieren. »Ich sehe ein Armdrücken zwischen meiner Schülerin und einem roten Drachen. Bei Mystra! Ich sehe Tzigone, die neue Stiefel aus Drachenleder trägt.«

»Ich bin vorgewarnt«, sagte der Erkenntniszauberer trocken.

Er ging hinüber zum Gitterzaun, wo Tzigone mit ver-

schränkten Armen stand und den rankenden Jasmin betrachtete, als hätte sie mit ihm eine Rechnung offen.

Er betrachtete sie eindringlich und versuchte, sich an Keturahs Gesicht zu erinnern und in den Zügen des knabenhaften Mädchens etwas zu entdecken, das sein Gedächtnis auffrischte. Tzigone wandte sich um und erwiderte seinen prüfenden Blick. Ein Funkeln blitzte in ihren Augen auf – die scheue, instinktive Vorsicht eines Tiers, das einen Jäger wittert.

Procopio Septus lächelte freundlich. »Ich habe deine Darbietung auf der *Avariel* gesehen. Mutig.«

Sie zuckte die Achseln, sah ihn nur an und wartete darauf, daß er auf den Punkt kam. Procopio kam näher und beschrieb mit einer Hand verstohlen die Gesten für einen einfachen Zauber, der einen allgemeinen Eindruck von den magischen Kräften und den moralischen Neigungen einer Person vermittelte. Es war ein simpler Zauber, aber zugleich auch eine massive Verletzung der Gastfreundschaft. Man ging so nicht mit einem Gast um.

Zu Procopios Erstaunen blieb der Zauber ohne Wirkung. Entweder war die junge Frau mächtig genug, um sich seiner Kunst zu widersetzen, oder sie war magisch so tot wie ein Klumpen Lehm.

Fasziniert wandte Procopio sich einem stärkeren Zauber zu und forschte intensiver, drang tiefer vor und bediente sich einer Magie, die den Widerstand eines jeden Verstandes überwinden konnte. Dieser Zauber war so zudringlich, daß eine Halruaanerin weniger empört gewesen wäre, wenn ein Fremder ihr zwischen die Schenkel gegriffen hätte. Doch

selbst er führte zu keinem Resultat.

Aber er blieb nicht ohne Reaktion. Tzigones Augen flammten vor Zorn auf. »Hör auf«, sagte sie mit leiser, bedrohlicher Stimme. »Wenn du das noch einmal versuchst, reiße ich dir den Arm ab und stecke ihn in deinen ... Zauberbeutel.«

Trotz seines Fehlverhaltens war Procopio nicht bereit, so mit sich reden zu lassen. Er richtete sich würdevoll auf. »Du vergreifst dich im Ton! Ich hätte nicht erwartet, den Tag zu erleben, an dem ein grünschnäbliger Lehrling so mit einem Meistermagier redet.«

»Tatsächlich?« zischte sie. »Dann muß der heutige Tag ja eine richtige Überraschung sein.«

Ehe Procopio reagieren konnte, ballte sie die kleine, mit Tintenflecken übersäte Hand und schleuderte sie in sein Gesicht.

Er war sicher, daß seine magischen Schilde intakt gewesen waren. Darum konnte er nicht verstehen, wieso er plötzlich rücklings auf dem Pflaster lag, sein Kopf von dem Aufprall dröhnte und sein ganzes Gesicht ein einziger Schmerz zu sein schien.

Die sich überschlagenden Gedanken erbrachten keine Antwort auf dieses Rätsel. Nach einem Augenblick schaffte er es, sich aufzusetzen. Er legte eine Hand an seinen Unterkiefer und bewegte ihn vorsichtig.

Basel kam angestürmt, sein Gesicht zuckte vor Emotionen. »Ich bin entsetzt, mein Freund! Fassungslos! Entrüstet! Bei Wind und Wort schwöre ich, daß ich mich meinem Lehrling angemessen widmen werde!«

Der Erkenntniszauberer wehrte die fleischige, beringte Hand ab, die Basel ihm reichte, und stand ohne fremde Hilfe auf, hielt sich aber an dem vom Jasmin überwucherten Zaun fest, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Als sich der Garten endlich nicht mehr um ihn drehte, wandte er sich seiner Angreiferin zu.

Die junge Frau stand angespannt da, das Gewicht auf die Balten verlagert, die Hände zu Fäusten geballt und gesenkt, aber sofort einsatzbereit. Trotz des Ernstes der Situation wirkte sie, als würde sie ihm am liebsten noch einen Schlag verpassen.

Procopio brachte sein Temperament unter Kontrolle und rettete seinen verletzten Stolz. Das kleine Miststück würde noch früh genug dafür bezahlen müssen, wenn er sie als Trumpf im langanhaltenden Spiel mit Basel benutzte. Für den Moment war Basel aber an sein Wort als Magier gebunden, sie hart zur Rechenschaft zu ziehen. Da der Angriff auf einen Magier eines der schwersten Verbrechen im Land war, mußte Basel eine Strafe finden, die nur knapp an einem Todesurteil oder Verstümmelung vorbeiging.

Procopio Septus entließ alle mit einer ausholenden Geste. »Nimm diese Furie und bestrafe sie. Du hast es geschworen.«

Basel Indoulur verbeugte sich und nahm Tzigone am Arm, zog sie vom Hof hinter sich her, bis sie die Straße erreicht hatten.

Das war's dann, dachte sie entmutigt. Was war bloß in sie gefahren, daß sie geglaubt hatte, sie könnte in der Enge des Turms eines Magiers leben und die unendlich vielen Regeln und Vorschriften befolgen, die man von einem halruaani-

schen Magier erwartete? Tzigone eignete sich für dieses Leben genauso gut wie ein halbwildes Greifenjunges. Früher oder später hatte so etwas passieren müssen. Nun mußte Basel Indoulur trotz seiner unverwundlich guten Laune zur Tat schreiten. Tzigone überlegte, ob sie sich losreißen und fortrennen sollte, doch die Spitze eines Stabs aus Eberesche, der aus Basel Indoulurs karmesinrotem Ärmel hervorlugte, überzeugte sie davon, das nicht zu tun. Für eine so unbeschwerte Seele trug Basel außergewöhnlich viele magische Waffen bei sich.

Sie gingen schweigend durch einige Straßen, dicht gefolgt von Mason und Farrah Noor, die den Kopf hängen ließen. Tzigone hielt es nicht für ratsam, zu fragen, warum sie sich nicht sofort zur *Avariel* zurückkehrten.

Schließlich blieben sie vor einer Reihe edler Geschäfte stehen. Basel ließ Tzigones Arm los zeigte auf die Auslage im Schaufenster. »Gefallen sie dir?«

Tzigone sah in die Auslage, dann mußte sie noch einmal hinsehen. Auf schwarzem Samt lag die erlesenste Auswahl an Waffen, die ihr je unter die Augen gekommen war.

Der Ladenbesitzer kam strahlend auf die Straße. »Genau das richtige für kluge Magier, meine Damen und Herren! Kein Schwert, kein Dolch und kein Messer hier nimmt einen Zauber an. Niemand kann ihre Spur verfolgen, sie mit einem Zauber belegen oder gegen Euch wenden. Natürlich müßt Ihr sie von Zeit zu Zeit schleifen, schließlich gibt es noch keinen Zauber, der Klingen von selbst scharf werden läßt«, sagte der Mann und lachte über seinen Scherz. »Aber dafür steht unser Schleifstein zur Verfügung«, fügte er an,

um jedem Zögern zuvorzukommen.

Tzigone betrachtete die edlen Waffen. Warum präsentierte Basel Indoulur ihr diesen Anblick? Sie hatte nicht genügend Münzen, um selbst eine zu kaufen, und sie ging auch nicht davon aus, daß sie ihm ihre Fertigkeit als Diebin unter Beweis stellen sollte. Wenn er sie töten oder mit einem Mal versehen wollte – was er beides durfte, wenn sie das halruaanische Recht richtig verstanden hatte –, warum sollte sie dann selbst die Waffe aussuchen? Sie hatte ihn nie für sadistisch gehalten.

»Gefällt dir etwas davon?« fragte Basel Indoulur geduldig.

Sie räusperte sich. »Ich habe nie bessere Waffen gesehen.«

»Sie sind sehr gut. Ja, sie sind auch überteuert, doch was soll ich tun? Ich bin an mein Wort als Magier gebunden, rasch zu handeln. Such eine aus.«

Tzigone sah ihn fragend an. Zu ihrer großen Erleichterung war Basel Indoulurs beunruhigend gelassener Ausdruck einem breiten Grinsen gewichen.

»Du hast Procopio mit einem Haken zu Boden geschickt. Ich habe geschworen, mich mit dem Vorfall in angemessener Weise zu befassen. Ich glaube, ein teures Geschenk ist angemessen.« Er sah seine Lehrlinge an. »Mason? Farrah?«

»Sehr angemessen«, nickte Mason erleichtert lächelnd. Farrah lachte herzlich und klatschte in ihre mit Juwelen besetzten Hände.

»Es steckt mehr dahinter, als du weißt«, sagte Basel Indoulur und war mit einem Mal ernst. »Erkenntniszauber sind in Halruaa so an der Tagesordnung wie Regen während eines

Monsuns, aber es gibt Regeln und Grenzen. Procopio setzt sich darüber hinweg. Ein hungriges Straßenbalg riskiert, daß man ihm eine Hand abschlägt, wenn er einem Reichen die Riemen seiner Tasche durchschneidet, um an sein Geld zu gelangen. Aber der mächtigste aller Magier darf einfach in den Geist eines anderen eindringen, ohne zur Rechenschaft gezogen zu werden. Procopio hat das schon bei einem meiner früheren Lehrlinge gemacht«, sagte Basel und sah zu Farrah, »und ich ahnte, daß er der Herausforderung nicht aus dem Weg gehen würde, die du für ihn darstellst. Es war längst überfällig, ihn mit der Nase darauf zu stoßen, daß nicht jeder seine Arroganz unwidersprochen hinnimmt.«

Basel wurde noch ernster. »Verzeih mir, daß ich dich einer solchen Entwürdigung ausgesetzt habe. Ich hatte nicht erwartet, daß Procopio so weit gehen würde, auch wenn ich damit hätte rechnen sollen.«

Tzigone atmete sichtlich erleichtert auf und umarmte Basel rasch. Dann entschied sie sich für ein silbern glänzendes, langes, schmales Messer, das perfekt ausbalanciert war und das sich zum Nahkampf ebenso gut eignete wie als Wurfmesser. »Ich wußte doch, daß ich dem Schlag noch einen Tritt in seine Lenden hätte folgen lassen sollen.«

»Ich bin froh, daß du es nicht getan hast«, erwiderte Basel. Seine schwarzen Augen funkelten verschmitzt, während er die nötigen Münzen abzählte. »Dann hätte ich dir nämlich die *Avarel* überschreiben müssen.«

FÜNFTES KAPITEL

Matteo folgte Andris länger, als er erwartet hatte. Am ersten Tag hatte er seinen Hengst ungezügelt laufen lassen, bis er ihn schließlich hatte bremsen müssen, damit Cyric nicht die ganze Nacht durch weitergaloppierte. Am zweiten Tag erschwerten ihm heftige Regenfälle das Vorankommen und verwischten die Spur. Matteo war ein guter Fährtenleser, aber wenn er Andris nicht so gut gekannt hätte, hätte er ihn schon längst verloren. Es war seit geraumer Zeit nicht mehr die eigentliche Spur, der er folgte, sondern es waren die kleinen Tricks und Ablenkungen, mit denen der Jordain versucht hatte, die Fährte zu verwischen. Auf sie wurde Matteo aufmerksam und konnte ihnen folgen.

Am dritten Tag bestand kein Zweifel mehr an Andris' Ziel. Der Jordain war eindeutig auf dem Weg zum Tempel des Azuth, so wie es ihm aufgetragen worden war. Das ergab keinen Sinn. Wenn Andris sich den Inquisitoren stellen wollte, warum hatte er sich dann ohne ein Wort davongeschlichen?

Die letzten goldenen Sonnenstrahlen trafen auf die hohe Kuppel der Azuth-Kathedrale, als Cyric auf das Tempeltor zustürmte. Matteo nannte dem Wächter am Tor seinen Namen und sein Begehr, dann wartete er, bis der Mann mit einem Priester zurückkehrte.

Nach einer Weile kam ein älterer Mann ans Tor. Er trug

das graue Gewand der Jünger des Azuth. Matteos Blick fiel auf das heilige Symbol über seinem Herzen: eine Männerhand, den Zeigefinger erhoben und von Flammen umgeben. Die Flammen der Stickerei waren nicht aus Seide, sondern aus magischen Fäden, die sprangen, tanzten und tiefrotes Licht ausstrahlten. Die Farbe der Flammen bestimmte den Rang. Matteo sah, daß sein Gegenüber Hohepriester war. Angesichts der Rolle, die Matteo bei der Gefangennahme Kivas gespielt hatte, war es angemessen, daß er von einer so hochrangigen Person empfangen wurde.

Der Priester begrüßte ihn so hastig, daß er ihm nicht einmal seinen Namen nannte. Er schob Matteo vor sich her in ein Arbeitszimmer und schloß die Tür. Matteos Verwirrung wuchs, während der Priester zu beten begann und monoton von Azuth festgelegte Zauber sang, um den Raum vor magischem Eindringen zu schützen.

Schließlich konnte Matteo seine Neugier nicht mehr zügeln. »Fürchtet Ihr, irgendein Magier könne in diesen heiligen Ort eindringen? Das ist verboten.«

»Verboten oder nicht, solche Dinge geschehen dennoch.« Der Priester sank in einen Sessel und bedeutete Matteo, sich auch zu setzen. »Der Mann, den Ihr sucht, der Jor-dain Andris ... er wurde nicht im Tempel vorstellig.«

»Er versicherte mir, er würde herkommen.«

»Das habt Ihr der Torwache auch gesagt. Ihr sagtet aber auch, Andris habe versprochen, nicht vor dem nächsten Morgen das Kolleg zu verlassen«, hob der Priester hervor.

Matteo konnte darauf nichts erwidern. »Ich muß zugeben, daß die Handlungen meines Freundes mir ein Rätsel sind.

Ich wäre für jede Auskunft dankbar, die Licht in diese Angelegenheit bringen könnte.«

Der Priester zögerte. »Ihr müßt alles, was ich Euch sage, mit der gleichen Verschwiegenheit behandeln, zu der ein Jordain seinem Herrn gegenüber verpflichtet ist.«

Matteo nickte. »Das werde ich, solange ich nicht den Interessen meiner Herrin, der Königin, schade und solange der Wahrheit gedient wird.«

»Das muß reichen.« Der Priester seufzte. »Andris hat sich nicht an unserem Tor vorgestellt, aber er war hier. Meiner Meinung nach suchte er Kiva.«

Das war die seltsamste Neuigkeit, die Matteo je erfahren hatte. »Hat Andris Kiva gefunden?«

»Wenn Ihr die Antwort auf diese Frage gefunden habt, laßt es mich wissen. Mich, aber niemanden sonst.«

Als Matteo verstand, was der Mann meinte, sackte er in seinem Sessel zusammen, »Kiva ist entkommen? Wie das?«

Per Priester rutschte unbehaglich hin und her. »Ich könnte nur eine Erklärung denken, doch warum meinen Atem auf etwas verschwenden, das nichts an der Situation ändert?«

Matteo dachte schweigend über die »Situation« nach. Kiva war fort – und mit ihr das Geheimnis des Tores zur Ebene des Wassers. Nicht ganz so gravierend, aber für Matteo gleichermaßen drängend war die Frage, welche Rolle Andris bei alledem spielen mochte. Andris glaubte, sein Los hänge mit dem Elfenvolk zusammen, und Kiva war die einzige Elfe, die er kannte. Es schien unglaublich, daß Andris noch etwas mit dieser hinterhältigen Elfe zu tun haben wollte, aber absolut sicher konnte Matteo nicht sein.

Nach einigen Augenblicken faßte er seine Befürchtungen in Worte: »Glaubt Ihr, Andris könnte mit Kivas Flucht zu tun haben?«

Der Priester schüttelte den Kopf. »Kiva war fort, lange bevor der Jordain herkam. Nachdem sie wieder zu Bewußtsein gekommen war, wurde sie von einem unserer Inquisitoren befragt, wenn auch nur kurz. Sie nannte einen Komplizen, der hingerichtet wurde.«

»Zephyr«, murmelte Matteo und dachte an das freundliche, abgekehrte Gesicht des alten Elfen. Er war der einzige Jordain gewesen, der ihn während seines Dienstes bei Procopio willkommen heißen hatte. »Welche Beweise lagen gegen ihn vor?«

»Es war ein gerechtes Urteil«, versicherte der Priester. »Kiva sprach die Wahrheit über ihn, wenn auch sonst wenig mehr. Der Inquisitor hielt sie für eine weitere Befragung für zu schwach, doch sie ergriff noch in der gleichen Stunde die Flucht. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, aber es ist geschehen.«

Diese Worte stellten für Matteo gute und schlechte Neuigkeiten zugleich dar. Andris hatte sich nichts zuschulden kommen lassen, doch auf der anderen Seite war Kiva schon seit geraumer Zeit auf der Flucht. Zephyr war im Schein des zunehmenden Mondes hingerichtet worden, wie es halruaanischer Brauch war. Seitdem war der Neumond gekommen und wieder gegangen, und eine Mondsichel stand wie ein träges Augenlid über dem Tempel.

Matteo kämpfte gegen seine Enttäuschung an. »Welche Anstrengungen wurden unternommen, um ihrer wieder

habhaft zu werden?«

»Offiziell keine«, antwortete der Priester. »Ihr müßt wissen, daß Kiva in Richtung des bewaldeten Passes entkommen ist, der durch die Berge in den Dschungel von Mhair führt. Ein Abkommen mit den Elfen von Mhair verbietet es den Priestern von Azuth, diesen Paß zu betreten. Magier, Schwertkämpfer und Bürgerliche aus den Reihen von Azuths Anhängern sind von diesem Verbot ausgenommen, aber keiner von ihnen konnte die Fährte dieser Elfe aufnehmen.«

»Es wird auch niemandem gelingen. Eine Elfe im Wald zu verfolgen ist, als wollte einem Falken nachsehen, der an einem bedeckten Tag über den Wolken fliegt.«

»Ja. Ihr versteht, warum wir uns scheuten, an anderer Stelle um Hilfe zu bitten.«

Matteo verstand nur zu gut. Solange Kivas Verschwinden für Halruaa keinen Schaden brachte, würde die Azuthaner heimlich nach ihr suchen und darauf hoffen, daß sie sie fanden, bevor ihre Flucht allgemein bekannt war.

Er betrachtete nachdenklich den Priester. »Ihr hättet mir nicht ohne einen guten Grund von alldem erzählt.«

Der Priester hob die Augenbrauen, da Matteo so offen mit ihm sprach, bestritt aber nicht den Wahrheitsgehalt seiner Worte. »Ihr kennt Andris gut?«

Matteo wiederholte den Satz, den er schon oft gesagt hatte: »So gut, wie ein Mann einen anderen kennen kann.«

Sein Gastgeber lächelte. »Soll das ein Ausdruck für Brüderlichkeit oder für Zynismus sein?«

»Beides.«

»Ein gutes Gleichgewicht. Sagt: Hat sich Andris Eurer Meinung nach daran gemacht, Kiva zu verfolgen? Aus Rache vielleicht?«

»Wenn das seine Absicht ist, dann hätte er allen Grund dazu.«

»Interessant«, murmelte der Priester und betrachtete Matteo aufmerksam. »Ihr konntet den Jordain bis zu uns verfolgen. Könnt Ihr ihm auch in den Wald folgen?«

»Mit etwas Unterstützung würde mir das leichter fallen. Es gibt zwei Männer im Kolleg, die exzellente Fährtenucher und gute Kämpfer sind. Könnt Ihr nach ihnen schicken lassen?«

Der Priester nickte. »Wenn Ihr glaubt, ihr Wissen stelle einen Ausgleich für die weitere Verzögerung dar, sicher. Ihr könnt den Männern vertrauen?«

Matteos Lächeln hatte etwas Schneidendes und Trauriges zugleich. »So, wie ich nur irgend jemandem vertrauen kann.«

*

*

*

Drei Tage vergingen, in denen Matteo auf die Ankunft seiner Jordaini-Brüder wartete. Die meiste Zeit verbrachte er in der Tempelbibliothek, studierte Karten und las über die Geschichte des Dschungels von Mhair. Die übrige Zeit verwendete er darauf zu lernen, wie man die riesigen zahmen Echsen ritt, die die Priester in ihren Stallungen hielten – angeblich nur als Sicherheitsvorkehrung, wie die Stallbur-schen bei jeder Gelegenheit betonten. Die Echsen waren die

einzigem Wesen, mit denen man den Dschungel durchqueren konnte. Auch wenn niemand aus dem Tempel in den Dschungel ritt, wie ihm nachdrücklich erklärt wurde, war die erforderliche Anzahl an Reittieren vorhanden, wenn man sie doch einmal brauchen sollte.

Schließlich verkündete das Glockenspiel die Ankunft von Gästen. Matteo eilte zum Tor, um seine Freunde zu begrüßen.

Themo war ein Berg von einem Mann, sein rundes, gutge-launtes Gesicht wirkte wie das eines listigen Jungen, und sein Temperament paßte exakt dazu. Er war zwar so alt wie Matteo, doch wiederholte Verstöße gegen Jordaini-Regeln hatten Themo gezwungen, die fünfte Stufe zu wiederholen, ehe er ein vollwertiger Ratgeber werden konnte. Matteo nahm an, daß es Themos Herz nicht gebrochen hätte, wenn ihm diese Ehre niemals zuteil würde, da er für das Schlachtfeld viel besser geeignet war als für eine Ratskammer. Iago war ein schlanker, dunkler Mann mit den verschlossenen Augen eines Weisen. Er zählte zudem zu den besten Strategen, die das Jordaini-Kolleg jemals hervorgebracht hatte, und war ein Meister auf dem Pferd.

Iago war auch in Kivas Fänge geraten, und er hatte fast genauso viel Grund wie Andris, Rachegelüste zu empfinden. Er hörte sich Matteos Schilderung an und war sofort der Ansicht, Andris müsse die Verfolgung von Kiva aufgenommen haben. Themo war einfach nur bereit, sich auf dieses Abenteuer zu begeben, das auch ein völlig anderes hätte sein können.

Der Hohepriester brachte sie zum Seitentor, wünschte ih-

nen Erfolg und ermahnte sie, über die Geschehnisse zu schweigen.

»Erfolg«, murmelte Themo später und stieg mindestens zum fünften Mal auf seine Reitechse. »Wenn ich vor Sonnenuntergang nur noch zweimal von diesem schleimigen Pferdeersatz falle, dann wird es ein guter Tag gewesen sein.«

»Wärst du lieber wieder daheim im Kolleg?« fragte Iago.

Themo wirkte überrascht. »Bei den neun Höllen! Kann ein Mann nicht mal laut klagen, nur weil er so gerne seine Stimme hört?«

»Ein Mann kann das, ein Jordain sollte es nicht. Der Geist eines Mannes bemißt sich an der Entfernung zwischen Tortur und Abenteuer«, zitierte Iago ein vertrautes Sprichwort.

»Das Kolleg ist meine Tortur«, grollte Themo. »Was das Abenteuer angeht, hätte ich euch beide gern in Akhlaurs Sumpf begleitet.«

»Hättest du nicht«, sagte Iago mit ruhiger Gewißheit. »Bedenke, was Andris geschah.«

Der Hüne reagierte mit einem Schulterzucken. »Armer Kerl. Ich kann mir nicht vorstellen, daß es Spaß macht, als Glasskulptur durchs Leben zu gehen. Die Leute werden zögern, ehe sie ihm einen Schlag verpassen.«

»Spar dir dein Mitgefühl auf, bis wir Andris und Kiva gefunden haben«, empfahl Matteo und sprach zum ersten Mal aus, welchen Verdacht er hegte.

Iago sah ihn nachdenklich an, doch Themo sprach aus, was ihm durch den Kopf ging. »Du klingst wie der Meister der Logik und Rhetorik, Matteo. *Erst das, dann das, weil das*

so ist und dies so ist«, sagte er einem leiernden Tonfall. »Es folgt nicht jede Sache automatisch einer anderen wie eine Reihe von jungen Enten, die über einen Teich schwimmen. Die Elfe ist weg, und Andris ist auch fort. Ja und? Das heißt nicht, daß er sich mit Kiva zusammengetan hat. Vielleicht wollte er ja nur nicht von den Azuthanern gelöchert werden. Ich kann es ihm nicht verübeln.«

»Ich auch nicht«, sagte Matteo schuldbewußt. Ja, Andris hatte ihn getäuscht, aber er mußte davon ausgehen, daß er das aus gutem Grund getan hatte.

Sie ritten weiter, hielten aber immer wieder an, um nach den winzigen Spuren zu suchen, die ihnen den Weg wiesen. Die Echsen bewegten sich lautlos durch den Dschungel und fanden im Gewirr aus dicken Ranken und dichtem Unterholz Wege, die keinem der Männer aufgefallen wären.

»Wir verfolgen Andris, aber was in allen neun verdammten Höllen verfolgt er?« rief Themo und zog sich ein Blatt aus dem Haar. »Von der Sonne einmal abgesehen.«

»Laut den Aufzeichnungen im Tempel liegt im Westen ein Elfendorf. Kiva war durch den Laraken sehr geschwächt, sie wird Hilfe benötigen. Es ist nur logisch anzunehmen, daß sie bei ihresgleichen Hilfe sucht.«

»Ich weiß nicht, was mir weniger gefällt«, brummte der Hüne. »Noch mehr Jordaini-Logik oder der Gedanke, daß es noch mehr von Kivas Art geben könnte.« Plötzlich hellte sich seine Miene auf, und er zeigte auf eine lange, schmale Lichtung vor ihnen. »Da ist ein Weg! Und er führt auch noch nach Westen!«

Der »Weg« war eine sonderbare, kegelförmige Öffnung,

die einfach in den Dschungel geschnitten zu sein schien. Nein, er war nicht geschnitten, sondern gebrannt worden, erkannte Matteo bei näherem Hinsehen. Das Blattwerk war versengt und bedeckte den Grund des Dschungel mit einer dicken schwarzen Masse.

Er stieg ab und betrachtete den Durchgang, dann trat er nach einigen verwelkten Ranken. Der Geruch verrottender Pflanzen stieg auf, und mit ihm der markante Gestank nach verfaulten Eiern.

»Chlorgas – die Odemwaffe eines grünen Drachen«, sagte Matteo nachdenklich. »Einige Dschungelpflanzen können giftige Gase absorbieren, weshalb wir sie zweifellos auch noch riechen können.«

Iago trat zu Matteo. »Nach den Exkrementen zu urteilen, ist der Drache schon lange weg.« Er deutete auf die Hinterlassenschaft der Kreatur, die fast trocken war und Knochen von Mahlzeiten enthielt, die sie vor langer Zeit verschlungen hatte.

»Wir können den Weg des Drachen nutzen.« Themo trat seiner Echse mit den Fersen heftig in die Flanken. Das Tier schoß hoch wie ein Pfeil, der von der Sehne schnellte. Themo wurde im Sattel nach hinten geworfen und fluchte, während er sich bemühte, nicht den Halt zu verlieren.

Von der impulsiven Aktion überrascht hatte Matteo keine Zeit mehr, eine Warnung auszustoßen. Er griff nach seinem Freund und bekam Themos Tunika zu fassen, als der an ihm vorbeiritt. Er stieß sich auf dem weichen Untergrund ab und schaffte es, den großen Jordain von der Echse zu reißen.

Themo fiel hart zu Boden und sprang wütend auf, holte

aus und verpaßte Matteo einen Fausthieb, der den kleineren Mann aus dem Gleichgewicht brachte.

»Ich brauche deine Hilfe nicht, wenn ich von der verdammten Echse fallen will!«

Matteo rappelte sich rechtzeitig auf, um Themos zweiten Schwinger abzufangen. Er packte das Handgelenk des Hünen und drehte ihm den Arm auf den Rücken. Dann riß er Themo so herum, daß der den Weg sehen konnte.

»Siehst du die Spinnennetze am Ende der Schneise?«

Der große Jordain kniff die Augen zusammen, um die zarten Netze zu erkennen, die sich quer über den Pfad zogen.

»Ja und?«

Noch ehe Matteo antworten konnte, legte sich das »Netz« um die heranstürmende Echse und riß sie nach oben in eine Baumkrone.

»Nicht gerade ein typisches Netz«, meinte Themo und sah den Freund verlegen an.

Matteos Aufmerksamkeit galt aber bereits den Baumkronen über ihnen. Er ließ Themo los und zog sein Schwert.

Der Dschungel war mit einem Mal von aufgeregten, hellen Quieklaute erfüllt. Goldene, katzenähnliche Augen blitzten in den tiefen Schatten des Unterholzes auf. Von oben sprang eine kleine, gebückte grüne Gestalt herab. Mit einer Hand hielt sie sich an einer langen Ranke fest. Unter einen Arm hatte sie sich einen dornigen Speer mit Knochenspitze geklemmt, der ihr das Erscheinungsbild eines fliegenden Turnierkämpfers verlieh.

Die Kreatur flog über sie hinweg und landete hoch auf einem Ast eines Baums hinter ihnen. Sie saß da, meckerte und

drohte ihnen mit ihrer kleinen Faust.

»Was zum ...«

Themos Satz endete in einem heftigen *Uff*, als ihn eine weitere Ranke, an der sich drei der Geschöpfe festklammerten, im Rücken traf. Er wurde nach vorn geschleudert und landete auf allen vieren, im gleichen Moment schossen unzählige weitere dieser Kreaturen aus dem Unterholz hervor und stürzten sich auf ihn. Quiekend krallten sie sich an ihm fest, während er sich erhob.

Weitere Geschöpfe umzingelten Matteo. Es waren abscheuliche Bestien, so grün wie Goblins, dabei von ausgezogelter Gestalt, und sie liefen permanent gebückt. Keine von ihnen reichte Matteo höher als bis zu den Knien. Ihr Gang war unelenk, ihr Gebaren feige, und doch führten sie eine Sammlung von Waffen mit sich, die von Menschen und Elfen geschaffen worden waren und die als stumme Zeugen für ihre früheren Siege dienten.

»Tasloi!« rief Matteo.

»Echsenfänger!« gab Themo zurück. Er löste eine der Kreaturen von seinem Leib und warf sie in Richtung seiner gefangenen, zappelnden Echse. Der Tasloi segelte durch die Schneise, heulte jämmerlich und landete nur knapp vor der Falle. Themo nahm das nur beiläufig zur Kenntnis und nahm sich den nächsten der Quälgeister vor. Er zog den Dolch und begann, sich von dem Mob loszuschneiden, während er sich auf Iago zubewegte und einen Tasloi mitschleppte, der sich hartnäckig an seinem Knöchel festhielt.

Matteo sah kurz zu Iago. Der wirbelte herum und schlug nach einem Tasloi, der sich in seinen Rücken krallte. Etli-

che der Kreaturen kicherten aufgeregt, während sie im Kreis um Iago standen, der wie ein Derwisch tanzte. Zwar waren sie alle bewaffnet, aber keine von ihnen machte Anstalten, ihre Waffe zu benutzen. Offenbar erwarteten sie, ihr Kamerad werde ihn zu Fall bringen.

Themo griff in die getrockneten Drachenexkreme und warf eine Ladung mitten in die Schaulustigen. Der Drachendung verteilte sich auf ihnen, woraufhin sie schrille Schreie ausstießen und wirr durcheinanderliefen. Iago nutzte die Verwirrung, um zu einem Baum zu taumeln. Er rammte seinen Rücken immer wieder mit aller Macht gegen den Stamm, damit der Tasloi endlich losließ.

Matteos Freunde schienen die Lage unter Kontrolle zu haben, was ihm recht war, da die Tasloi-Meute, die ihn umzingelt hatte, es ihm nicht erlaubt hätte, einem der beiden zu helfen.

Er wandte sich mal in die eine, dann in die andere Richtung und hielt sein Schwert drohend hoch, um die Kreaturen in Schach zu halten.

Plötzlich stürmten die Tasloi zusammen los. Matteo hechtete nach unten und schlug den Speer zur Seite, den eine der Kreaturen auf ihn gerichtet hatte. Gleichzeitig trat er nach hinten aus und traf einen Tasloi, der sich ihm von dort hatte nähern wollen. Er riß sein Schwert zurück und wirbelte mit einem gellenden Schrei nach links, der etliche der Geschöpfe verängstigt zurückweichen ließ. Genauso plötzlich wandte er sich in die entgegengesetzte Richtung und schlug nach zwei Tasloi, die von rechts kamen. Eine der Kreaturen geriet in Panik und stieß unbeabsichtigt einen Kameraden genau in

Matteos Klinge, als sie versuchte, so schnell wie möglich nach hinten zurückzuweichen. Matteo verzog das Gesicht und zog sein Schwert aus dem Leib des Tasloi. Er wehrte einen Dolchhieb ab, trat die angreifende Kreatur aus dem Weg und wandte sich einem Trio zu, das sich eben neu formierte.

Da erkannten die Tasloi, welche Siegeschancen sie hatten. Die Überlebenden wichen schlagartig in den Dschungel zurück.

Die drei Männer machten sich daran, Themos Echse zu befreien. Sie versuchten, nicht allzu sehr darauf zu achten, mit welchen Geräuschen sich die beiden anderen Echsen über die toten Tasloi hermachten.

»Eine gute Übung«, meinte Themo zufrieden. »Der grüne Drache wäre mir lieber gewesen, aber es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn man klein anfängt.«

»Der Angriff der Tasloi hat verwischt, was noch von Andris' Spur übrig war. Jeder Augenblick, den wir mit Fährten-suche verbringen, ist vergeudete Zeit«, sagte Iago.

Themo schien das Abenteuer nicht beenden zu wollen. »Wenn wir weiter nach Westen reisen, werden wir das Dorf finden.«

Matteo schüttelte den Kopf. »Ich wünschte, das wäre so. Aber wir hatten nur eine Chance, das Dorf zu finden, wenn wir Andris auf dessen Suche nach Kiva weiter verfolgt hätten. Nach dem, was ich über wilde Elfen weiß, könnten wir unter ihrem Dorf hindurchreiten, ohne es zu merken, es sei denn, die Elfen wollten das.«

Die drei wurden still. Themos Echse bahnte sich ihren

Weg über das Schlachtfeld und schob ihre Artgenossen zur Seite. Von den wenigen nicht so genießbaren Stücken abgesehen war das Mahl vorüber. Enttäuscht kehrte das Tier zu seinem Reiter zurück und sah ihn betrübt an.

»Was nun?« fragte Themo enttäuscht, als er auf sein verärgertes Reittier stieg.

»Vielleicht liegt die Antwort in Iagos jüngerer Vergangenheit«, sagte Matteo langsam. Seine Augen hatten einen bedauernden Ausdruck, als er sich dem kleinen Jordain zuwandte. »Du hast im Dienst Procopio Septus' gestanden. Es ist anzunehmen, daß sein Jordain-Ratgeber Zephyr dich an Kiva verraten hat. Aber Zephyr hat dich nicht direkt der Elfe überantwortet.«

Iagos olivfarbene Haut wurde blaß. »Das stimmt.«

»Vielleicht sollten wir die Verbindungen verfolgen. Das hat schon einmal zu Kiva geführt, vielleicht passiert es ja wieder.«

Der kleine Jordain ritt eine Weile lang schweigend weiter. »Ich verbrachte drei Tage in den Lagern der Crinti«, flüsterte Iago. »Als die Zeit um war, war ich dankbar dafür, als Sklave verkauft zu werden.«

Matteo nahm seine Worte mit einem düsteren Nicken zur Kenntnis. »Verkauften die Crinti dich direkt an Kiva?«

»Ja. Sie ersparten mir die Peinlichkeit eines Sklavenmarkts. Glaub mir, Matteo, die Gerüchte über die Schattenamazonen kommen der Wahrheit kaum nahe.«

Themo warf Iago einen angeekelten Blick zu. »Wenn dir der Plan nicht gefällt, mußt du es nur sagen.«

»Ich habe nicht gesagt, daß er nicht funktioniert«, ent-

gegnete Iago. »Wenn mir ein besserer einfiele, würde ich es sagen.«

»Ist er gefährlich?«

»Ich spränge lieber nackt in eine Grube mit flüssigem Teer, statt in diese Hölle zurückzukehren.«

Iago sprach mit einer Ruhe, die Matteo erschreckte, doch Themo nickte, als bestätigten diese Worte eine zutiefst gehegte Hoffnung. »Werden wir kämpfen müssen?«

»Dafür kann ich garantieren«, murmelte Iago. Während er sprach, wurde sein Blick kühl und hart.

Themo bemerkte die Veränderung im Ausdruck seines Freundes und johlte vor Begeisterung. Er ließ die Zügel auf den Hals der Echse niederfahren und war bester Laune. »Also, warum sind wir dann immer noch hier?«

SECHSTES KAPITEL

Eine zierliche, durchnäßte Gestalt kämpfte sich durch den Dschungel, bewegte sich mühsam von einem Baumstamm zum nächsten und hielt sich so krampfhaft an den Stämmen fest, als könne sie Kraft aus ihnen schöpfen. Kiva, die einst so mächtige Bluthündin, bewegte sich barfuß voran, gekleidet war sie in die schlichte graue Tunika einer Azuth-Büßerin. Ihr langes, jadegrünes Haar hing ihr ins Gesicht. Die einzige Magie, die sie in Händen hatte, stammte von dem Mazganußbaum, an dem sie Halt gefunden hatte. Kiva fühlte den heftigen Puls des Waldes, hörte die sanfte Musik des magischen Gespinsts, das aber so schwach war, als wäre es sehr weit entfernt.

Kiva war so erschöpft, daß sie eine beunruhigende Nähe zu ihrem eigenen Schatten spürte. Ihre Kraft war ihr beim Kampf mit dem Laraken geraubt worden. Ihre Magie war ihr entzogen worden. Tagelang hatte nur ihr Stolz sie am Leben gehalten, doch auch den hatte sie verloren. Kiva konnte sich nur uralte Erinnerungen ins Gedächtnis rufen – und die Blutrache, die aus ihnen entstanden war. Jedesmal, wenn vor ihren Augen alles zu verschwimmen begann, schloß sie die Augen und flüsterte: »*Akhlaur!*«

Haß gab ihr ein Ziel und verlieh ihr Kraft. Sie hatte nicht 200 Jahre lang geplant und geübt, um jetzt zu sterben, ohne ihre Rache zu vollenden!

Kiva stieß sich ab und taumelte weiter. Wenn ihr Gedächtnis sie im Stich ließ, half ihr Instinkt ihr weiter, immerhin war sie ein Kind dieses Waldes. Kein Elf – ganz gleich, wie weit er von den Bäumen seiner Geburtsstätte entfernt war oder was sich in den Jahren ereignet hatte – verlor je die Verbindung zu seinem Land. Kein Elf war je ganz frei von Magie.

Als die Dämmerung kam, schwirrten Insekten in surrenden Wolken aus ihren Behausungen. Kindheitserinnerungen kehrten zurück, und sie atmete solange tief ein, bis sie das schwache, aber markante Aroma einer Acridiapflanze wahrnahm. Sie folgte dem Duft, pflückte einen dicken Stiel, zerdrückte ihn und verteilte das intensiv riechende grüne Gel auf ihrer Haut. Der Geruch verschwand, und die hungrigen Insekten taten es ihm nach.

Der kleine Erfolg tat ihr gut. Sie sah eine kapuzenförmige Blume, die fast kniehoch war und ein blutrotes Staubgefäß hatte, das an einen grinsenden Kobold erinnerte. Es war die wohl häßlichste Blume, die sie kannte, und sie enthielt eines der gefährlichsten Gifte in ganz Mhair. Kiva kniete daneben nieder und begann, nach den Schätzen zu graben, die sie beschützte.

Nach einigen Momenten wurde sie fündig – Trüffel, so groß wie ihre Faust, die köstlich rochen und fleischig waren. Sie wischte die Erde von einem der herrlichen Pilze und begann zu essen, zunächst pflichtbewußt, um wieder zu Kräften zu kommen, dann mit echtem Hunger.

»Kiva«, sagte plötzliche eine tiefe Männerstimme, die ihr beunruhigend vertraut vorkam.

Erschrocken sprang sie auf, doch die hastige Bewegung ließ alles um sie trudeln, und vor ihren Augen tanzten Lichtpunkte. Als sie ihre Augen wieder unter Kontrolle hatte, sah sie vor sich die geisterhafte Gestalt Andris', jenes Jordain, den sie fälschlich verurteilt, für ihre Zwecke benutzt und dann sich selbst überlassen hatte.

Einen Moment war Kiva starr vor Panik – sie, die von sich glaubte, von solchen Gefühlen nicht berührt zu werden!

»Ist das mein Los?« murmelte sie. »Werde ich von allen verfolgt, die ich getötet habe?«

»Wenn dem so wäre, würde es dir nie an Gesellschaft fehlen«, erwiderte Andris. »Vielleicht werden sich die anderen noch zeigen, aber was mich angeht – ich bin kein Geist.«

Noch während er sprach, erkannte sie, daß er die Wahrheit sagte. Der große Jordain war durchscheinend, aber er wies wie schwach eingefärbtes Glas noch immer Farbe auf. Das Dschungelgras bog sich unter seinen Füßen und teilte sich, als er näherkam.

Ihre erste Reaktion, die sie Dutzenden von Jahren in Gegenwart von Magiern zu verdanken hatte, bestand darin, ihm einen Zauber entgegenzuschleudern, aber nichts geschah. Sie zückte ihre einzige verbliebene Waffe – einen abgebrochenen Stoßzahn eines Ebers, so lang wie ein Dolch und nahezu genauso scharf – und hieb nach dem herannahenden Menschen.

Andris wich aus und packte ihr Handgelenk. Die Elfe versuchte, sich von ihm loszureißen, aber sein Griff war überraschend fest und stark. Sie erkannte schnell, daß Gegenwehr sinnlos war, und zwang sich, ihm in die Augen zu schauen.

Zu ihrer Erleichterung und Verwunderung kündigten sie nicht ihren Tod an.

»Wie ist das möglich?« wollte sie wissen und betrachtete seine durchscheinende Gestalt.

»Das war der Laraken. Ich trage Elfenblut in mir, ein Geschenk eines fernen Ahnen«, sagte er und fügte hinzu: »›Fern‹ nur im zeitlichen Sinne.«

Die goldenen Augen der Elfe leuchteten, ließen aber keine Wärme erkennen, als sie begriff. Andris verspürte eine unlogische Enttäuschung.

Da er nicht wußte, was er sagen sollte, gab er Kiva das Buch des Nekromanten. Sie blätterte darin, während sie zunehmend weicher wurde und sie ihre Lippen fest aufeinanderpreßte.

»Ist das wahr?« fragte Andris vorsichtig.

Kiva klappte das Buch zu. »Was darin steht, ist wahr. Aber vieles wird gar nicht erwähnt.«

Andris stieß einen leisen Pfiff aus. »Wenn das stimmt, bin ich froh über alles, was ausgelassen wurde.«

»Das solltest du auch, Andris.« Kivas Stimme war schwach, während sie von Erinnerungen geplagt wurde.

Nach einigen Augenblicken sagte Andris: »Dieses Buch erklärt einiges. Ich habe mich gefragt, wie du als Elfe dem Laraken gegenüberzutreten konntest, ohne zu sterben.«

Andris' Frage riß Kiva zurück in die Gegenwart. »Konnte ich das?« Sie spie die Worte förmlich aus. »Der Laraken und sein *Schöpfer*«, sie unterstrich das Wort, indem sie Andris das Buch hinwarf, »haben mir alles genommen, was von Wert war. Ich atme, spreche und bewege mich. Ich hasse!

Aber lebe ich? Darüber streiten sich die Gelehrten!«

Andris hörte die Verbitterung und den Wahnsinn in ihrer Stimme. Nichts brachte ihn von dem Weg ab, den er gewählt hatte. »Du wirst die Frage für sie beantworten, wenn du länger hier bleibst. Du bist zu schwach. Du kannst nicht allein überleben.«

Sie hob das Kinn. »Ich habe Verbündete.«

»Dann solltest du sie bald finden.«

Sie wollte etwas sagen, als beide ein Rascheln und schwaches Schnupfern aus dem Unterholz vernahmen. Ein Eber, dachte Andris ernst. Vor Hunger hatte Kiva offenbar vergessen, daß der Geruch von Trüffeln diese gefährlichen Bestien anlockte.

Kiva sah in Richtung des Geräuschs, dann auf das geisterhafte Schwert, das der Jordain trug. »Ich kann dir helfen«, sagte Andris und zog die Waffe. »Bei dem Eber und bei anderen Dingen.«

Die Elfe brachte ein leises, spöttisches Lachen zustande. »Zu welchem Preis?«

»Sag mir, wie man die Kabale zerschlagen kann.«

Damit hatte Kiva offensichtlich nicht gerechnet. Sie betrachtete den Jordain neugierig. »Nur Idioten und Elfen glauben an die Kabale. Hast du die Wahrheit gesagt, als du behauptetest, du trägest Elfenblut in dir?«

Andris bemerkte, daß sie nur von der Rasse sprach, nicht von einem Verwandtschaftsverhältnis. »Ob ich die Wahrheit gesagt habe? Ich bin ein Jordain«, sagte er – für ihren Geschmack mit einem scharfen Unterton, mit dem er sich über sich selbst lustig machte.

Sie ging nicht darauf ein. Zum ersten Mal sah Kiva ihn direkt an. In ihren bernsteinfarbenen Augen funkelte etwas, das einer Verwandtschaft nahe kam. »Du hast die gefangenen Elfen von Kilmaruu gesehen, du hast Akhlaurs Buch gelesen«, sagt sie mit leiser, harter Stimme. »Du weißt, wer wir sind und was wir tun müssen. So soll es sein.«

Andris sah in die Augen der Elfe und erblickte dort ihrer beider Schicksal. Er nickte finster.

Für nichts weiter blieb Zeit. Das Unterholz explodierte förmlich in Lärm und Bewegung. Andris wirbelte herum, um sich der heranstürmenden Bestie zuzuwenden – einer gewaltigen schwarzen Sau, deren Bauch nach erst jüngst vollbrachtem Wurf hin- und herschaukelte und deren rote Augen das verzweifelte Wissen um den Hunger ihrer Ferkel erkennen ließen. Er schätzte, daß die Kreatur gut halb soviel Masse besaß wie ein Streitroß, dafür aber dreimal so kampf lustig war.

Kiva berührte Andris am Rücken, direkt unterhalb der Schulter. »Hier«, sagte sie nachdrücklich. »Lande einen harten Treffer.«

Er nahm es mit einem knappen Nicken zur Kenntnis, dann schob er sie zur Seite, während er wie angewurzelt stehenblieb, um der Wildsau zu trotzen, die ihre Schnauze hielt wie ein wütender Stier. Im allerletzten Moment machte Andris einen Schritt zur Seite, wirbelte herum und schlug mit dem Schwert auf die empfindlichste Stelle des Schweins. Andris fühlte, wie die Klinge über Rippen fuhr, ehe sie ihm entrissen wurde. Trotz des Treffers stürmte das schwere Tier ein Stück weiter, ehe es stolperte und zu Boden ging.

»Vorsicht«, sagte die Elfe warnend, als sich Andris der Wildsau näherte. »Die Sau kann dich mit einer Kopfbewegung aufschlitzen.«

Die verletzte Sau schaffte es, sich aufzurichten. Hinter sich hatte sie einen Baum. Sie schüttelte ihren wuchtigen Kopf, als wolle sie Andris zum Angriff herausfordern. Der Jordain stand nur da, kampfbereit, aber geduldig.

Es war nicht die Art der Sau, ruhig auf den Tod zu warten. Sie stieß ein durchdringendes Grunzen aus und rannte los, aber nicht auf Andris, sondern auf die unbewaffnete Kiva zu.

Andris rief eine Warnung und rannte in die Laufrichtung des Tiers. Er landete einen Treffer am Kopf der Sau, Blut schoß heraus und nahm ihm die Sicht.

Der Jordain sprang auf den borstigen Rücken des Schweins und bekam das Heft seines Schwerts zu fassen, das nach wie vor in dessen Leib steckte, doch das Tier sprang und bockte, wobei seine Stoßzähne die Luft durchschnitten. Bei jeder Bewegung schwankte das Schwert wie eine Palme in einem Monsunsturm. Andris wurde von seinem eigenen Schwert getroffen, während er vergeblich versuchte, die Waffe zu greifen, ohne sich an der Klinge zu schneiden oder von dem Tier abgeworfen zu werden.

Während die Sau bockte und sich um sich selbst drehte, verschmolzen die Farben des Waldes zu einem grünen Wirbel. Andris nahm kaum Kivas Rufe wahr, da die Kreatur so laut quiekte und brüllte und sein eigenes Herz überdies wie verrückt raste. Er sah einen dunklen Streifen, der sich ihm näherte, spürte, wie ein heftiger Schlag von seiner Schulter

abprallte und die Sau mit großer Wucht in die Rippen traf.

Die Wildsau hielt inne, um die neue Bedrohung einzuschätzen. Andris konzentrierte seinen Blick auf die Elfe, die breitbeinig dastand und einen dicken Ast in Händen hielt.

»Das Schwert!« schrie sie, während sie zu einem neuen Schlag ausholte.

Andris bekam das Heft zu fassen, doch ehe er den tödlichen Stich führen konnte, stürmte die Sau abermals auf Kiva los. Der Jordain wurde nach hinten gerissen und war sicher, daß er den Halt verlieren und das Schwert zurückziehen würde.

Das wäre wohl auch der Fall gewesen, wenn Kiva nicht so wendig gewesen wäre. Die Elfe tauchte zur Seite weg, rollte sich herum und kam wieder hoch. Aus dem Augenwinkel sah Andris, daß Kiva herumwirbelte und ausholte.

Das Holz traf ihn am Rücken und riß ihn nach vorn. Schmerz schoß durch seine Gliedmaßen, doch er verdrängte das Feuer, das ihn durchfuhr, und nutzte den Schwung, um das Heft zu umfassen und das Schwert tiefer zwischen die Rippen der Wildsau zu jagen. Schließlich sprang er ab und drückte das Schwert zur Seite. Er rollte sich ab, während die verwundete Bestie weiterlief. Er ging in die Angriffsposition und zog seine Jordaini-Dolche, dann wartete er.

Blut lief aus dem Maul des Tiers und troff von den Stoßzähnen, aber es machte dennoch ein paar unsichere Schritte auf ihn zu. Als es noch eine Armlänge von ihm entfernt war, gaben seine Beine nach. Es fiel, zuckte noch kurz und blieb dann reglos liegen.

Andris atmete erleichtert auf. Er sah Kiva an, deren kan-

tiges Elfengesicht so bleich war, daß es trotz der grünlichen Farbe fast grau wirkte. Er verkniff sich das sarkastische »Danke«, das ihm auf der Zunge lag, und machte sich daran, das Tier zu zerlegen. Kiva schaffte es, ein Feuer zu entzünden. Keiner von ihnen mußte ein Wort sagen, als sie gemeinsam in aller Eile arbeiteten. Die Nacht kam bald, und die Aasfresser würden auf dem weg hierher sein, also hielten sie rasch einige kleinere Stücke Fleisch in das Feuer und aßen hastig.

Als sie genug gegessen hatten, deutete die Elfe auf einen nahe gelegenen Mazga-Nußbaum. Andris half ihr, die unteren Äste zu erreichen. Er lehnte sich gegen den dicken Stamm und zuckte vor Schmerz zusammen, bis er eine Position gefunden hatte, die seine wunden Schultern einigermaßen schonte. Sie ließen sich in relativer Sicherheit nieder, um den nächsten Tag zu erwarten.

Die Stille lastete schwer auf ihnen und war voller unbeantworteter Fragen. Plötzlich sagte Kiva: »Dies ist keine Queste eines Paladins. Hast du die Nerven dafür – und für mich?«

Sie streckte die Hand nach ihm aus und berührte Andris' schmerzende Schulter. »Diese Reise hat schmerzhaft begonnen. Es wird wahrscheinlich nicht besser werden. Ich will kein Bedauern aussprechen, das ich nicht empfinde, und ich werde alles tun, um das Unrecht wiedergutzumachen, das deinem und meinem Volk angetan wurde. Nun, da du das weißt, willst du mir noch immer folgen?«

Andris antwortete so ehrlich, wie er konnte. »Ich kann nicht so tun, als würde ich alles verstehen, was du getan

hast, aber ich glaube, wir haben ein gemeinsames Ziel.«

»Und das genügt dir, Jordain?«

Er hatte nicht mehr erwartet. »Wo fangen wir an?« fragte er.

Kivas Lächeln hatte plötzlich etwas Katzenhaftes. »Wir treffen uns mit einigen der Verbündeten, die ich dir versprochen habe. Ich bewundere deine Selbstsicherheit, Andris, aber glaubst du wirklich, wir beide könnten es mit ganz Halruaa aufnehmen?«

*

*

*

Andris erwachte, als die Sonne noch schlief. Er sah mit an, wie das Licht durch die zahlreichen Ebenen des Laubdachs gefiltert wurde und auf das entspannte, geplagte Gesicht der Elfe neben ihm fiel.

Kiva befand sich in der Traumruhe, jenem nur bei Elfen zu beobachtendem Wachtraumzustand, der erholsamer war als Schlaf. Ihre Katzenaugen waren offen und auf einen fernen, angenehmen Anblick gerichtet. Ein flüchtiges, unschuldiges Lächeln umspielte ihre Lippen. Sie sah sehr jung aus und wirkte überhaupt nicht wie die kalte, berechnende Bluthündin, die sein Leben ruiniert hatte. Einen Moment lang fragte sich Andris, wie weit Kiva wohl zurückkehren mußte, um diese Person und ihre Erinnerungen zu finden.

Dann war sie plötzlich wach, und ihre Augen waren so kühl wie die einer Katze auf der Jagd. Andris sah weg, aber nicht schnell genug, um Kiva nichts davon merken zu lassen.

»Und?« fragte sie.

»Wir haben zu tun. Ich werde ein andermal über das Mysterium des Bösen nachdenken.«

Kiva wirkte verwirrt, dann erstaunt. Einen Moment lang dachte er, sie wolle seiner Bemerkung etwas entgegensetzen, doch Kiva war keine Jordain, und offenbar teilte sie seine Vorliebe für Streitgespräche und die Wahrheit nicht.

Oder vielleicht, überlegte er, war sie einfach nicht an seiner Meinung interessiert.

Ohne noch ein Wort zu verlieren, lösten sie die Ranken, mit denen sie sich am Ast des Mazga-Nußbaums festgebunden hatten. Kiva flocht ihr Haar rasch zu zwei Zöpfen, und sie tranken etwas von dem Tau, das sich in den großen, nach Mandeln duftenden Blättern gesammelt hatte.

Als sie nach unten auf die im Schatten liegende Lichtung kletterten, merkte Andris, daß Kiva kräftiger geworden zu sein schien. Es kam ihm vor, als würde sie aus dem pulsierenden Leben des Waldes Kraft ziehen. Ein Bild zuckte vor Andris' geistigem Auge auf – der abscheuliche Laraken, wie er an Fleisch gewann, während er Magie und Leben in sich aufnahm. Wie die Mutter, so das Kind. Der Vergleich ließ Andris vor Ekel schaudern. Er sprang das letzte verbliebene Stück und landete im dicken Moosteppich, da er Abstand zu der Elfe schaffen wollte.

Als Kivas Fuß den Waldboden berührte, schoß ein Pfeil auf die Lichtung, verfang sich in einem ihrer jadefarbenen Zöpfe und nagelte sie an den Baumstamm.

Die Elfe riß die Augen weit auf, wehrte sich aber nicht. Sie rief etwas in einer Sprache, die mehr an Wind und den Gesang von Vögeln erinnerte als an Sprache.

Fünf Elfen traten so lautlos wie Schatten auf die Lichtung vor dem Mazga-Nußbaum. Sie waren alle männlich und reichten Andris höchstens bis zur Schulter. Ihre scharf gezeichneten Gesichter waren schön, ihre Hautfarbe reichte von Kupfer bis zu poliertem Sandelholz, das Haar war dunkelbraun oder tiefgrün. Sie waren nicht das primitive Volk, über das Andris stets hatte reden hören, sondern ein Volk, das Kunst und sogar Reichtümer besaß. Die Elfen trugen feines gewebtes Linnen, und die Pfeilspitze, die Kiva am Baumstamm festhielt, war aus einem Edelstein geschnitten.

Diese Gedanken huschten durch Andris' Kopf und waren gleich wieder fort, vertrieben von einem wachsenden Gefühl der Ehrfurcht, als die Elfen sich näherten. Sie bewegten sich mit der angespannten, tödlichen Anmut von Dschungelkatten. Nie war Andris Kriegerern begegnet, die in ihm mehr Bewunderung und Ehrfurcht ausgelöst hatten – und diese wundersamen Gestalten waren seine Verwandten!

Das hieß aber nicht, daß sie ihn nicht ohne Zögern töten würden.

Widerwillig griff er zum Schwert.

»Leg die Waffe weg, *Karasanzor*«, sagte einer der Elfen auf Halruaanisch, aber mit einem schweren Akzent. »Wir wollen dir nichts tun.«

Ein Moment verstrich, bis Andris verstand, daß der Elf ihn meinte, nicht Kiva. Die ehemalige Bluthündin war unbewaffnet, dennoch hatte der Elf den Blick starr auf sie gerichtet, während er sprach.

Er wollte ihnen glauben, aber er hatte auch keine andere

Wahl, also nahm Andris das Versprechen des Elfen an. Er steckte das Schwert weg und hob beide Hände als Geste des Friedens. Nach wie vor sah ihn niemand an.

»Du bist vom Volk«, sagte der Elf zu Kiva, »deine Stimme kennt das Lied des Dschungels. Dennoch trägst du die Kleidung der Menschen und reist in Begleitung eines der Ihren.«

Kiva begann auf Elfish zu reden, doch der Mann unterbrach sie mit einigen schneidenden Worten, woraufhin sie blaß wurde, aber trotzig ihr Kinn hob. »Also gut, ich werde in der Sprache der Menschen reden, bis ich mir in deinen Augen das Recht verdient habe, wie jemand vom Volk zu reden. Ich habe viele Jahre bei den Menschen in Halruaa gelebt, doch früher war mein Name in den Wäldern Akivaria, eine Tochter des Karmesinroten Baums.«

Die Elfen tauschten Blicke aus. »Ja, *die* Akivaria«, sagte Kiva nachdrücklich. »Eine Überlebende des Dorfes, in dem Ihr patrouilliert. Die einzige Überlebende. Mein Verwandter Zephyr wurde von Menschen getötet.«

Diese Neuigkeit wurde mit langem Schweigen beantwortet. Einer der Elfen begann zu weinen und schämte sich seiner Tränen nicht. Andris spürte die Trauer des Elfen, als hätte er selbst den Verlust zu beklagen. Dennoch mischte sich unter dieses Gefühl sonderbare Freude. Zephyr war Kivas Verwandter gewesen, und der Krieger vergoß die Tränen eines Verwandten über den alten Jordain. Vielleicht waren diese Elfen tatsächlich seine Familie, nicht nur Mitglieder ein und desselben Volks.

Familie – ein Wort, das er nie auf sich selbst angewendet hätte. Er ließ es sich durch den Kopf gehen und versuchte,

das, was er über die wachsamen Elfen mit den fremdartigen Augen und den einsatzbereiten Waffen wußte, mit diesem Begriff in Einklang zu bringen.

»Warum bist du zurückgekommen?« Das kupferne Gesicht des Elfen ließ kein Willkommen erkennen. Andris hätte nicht gemerkt, wie Kiva zuckte, hätte er nicht identischen Schmerz empfunden.

»Genügt es nicht, daß ich nach Hause möchte?« fragte Kiva.

»Wenn dem so wäre, wärest du früher gekommen.« Der Elf wies mit dem Kopf auf Andris. »Und allein.«

Kiva ging nicht darauf ein. »Wir haben noch einen Fußmarsch von mehreren Tagen vor uns bis zum Karmesinroten Baum. Ihr habt uns rasch gefunden.«

»Unsere Späher meldeten die Präsenz von Menschen im Paß«, sagte ein anderer, jüngerer Elf. »Mehrere Jagdgruppen. Die letzte war nur drei Mann stark, aber anders als die übrigen fanden sie den Pfad des *Karasanzor* und folgten ihm.«

Vorahnung erfüllte Andris. »Waren sie weiß gekleidet und trugen Medaillons wie meines?«

Der Elfenanführer und Kiva warfen ihren Gefährten gleichermaßen vernichtende Blicke zu, doch Andris fand die Antwort in dem überraschten Funkeln der Augen des jungen Elfen.

Matteo suchte nach ihm. Es überraschte ihn nicht, aber es beunruhigte ihn. Es gab keinen Freund, den Andris mehr schätzte, und keinen Feind, dem er lieber aus dem Weg gegangen wäre.

»Wir erinnern uns Akhlaurs«, sagte der Sprecher der El-

fen. »Wir erinnern uns des Überfalls auf dein Dorf. Viele von uns verloren später Freunde und Verwandte an Akh-laur's Sumpfmonster. Wir wollen nichts mit Halruaa zu tun haben, auch nicht mit denjenigen unseres Volkes, die die Menschen genug mögen, um zwischen ihnen und ihrer üblen Magie zu leben.«

»Liebst du den Eber, die Flußaaale, die Sumpfdrahen?« wollte Kiva wissen. »Wenn du ein Wesen jagen willst, mußt du ihm erst folgen und seine Gewohnheiten beobachten. Ich kenne Halruaa besser als Halruaa sich selbst.«

Der Elf verschränkte die Arme. »Ach ja?«

»Wissen ist ein todbringendes Schwert. Ich biete es dem Volk von Mhair an.«

»Wir sollen Magier jagen?« fragte der Elfenanführer mit schneidendem Sarkasmus. »Womit? Mit den Waffen des Dschungels?«

»Nein, mit ihren eigenen Waffen«, erwiderte Kiva. »Mit Magie.«

Der Elf schnaubte abschätzig. »Du kannst ebensogut see-tüchtige Schiffe in den Dschungel holen wollen. Welchen Wert haben Waffen, die wir nicht nutzen können?«

»Ich kann sie nutzen, ich bin Magierin«, sagte Kiva. Sie schnitt eine Grimasse, dann berichtigte sie sich: »Jedenfalls, bis der Laraken all meine Zauber an sich riß.«

Die anderen Elfen schwiegen einen Moment vor Respekt. »Du hast dich dem Laraken gestellt und er hat dir nicht mehr entrissen als deine menschlichen Zauber?« fragte der Sprecher.

»Ich bin schwach«, räumte Kiva ein. »Aber ich lebe.«

»Wie kann das sein, wenn das Monster so vielen Elfen so brutal das Leben nahm, daß sie in der Struktur des Gewebes Löcher hinterließen?«

»Meine Magie war stark«, sagte Kiva. »Der Laraken trank und war zufrieden. Was mir genommen ward, kann wiederhergestellt werden.«

Der Elfenanführer sah den geisterhaften Jordain an. »Und der *Karasanzor*?

»Sein Name ist Andris. Auch er hat die Begegnung mit dem Laraken überlebt. Er ist ein Jordain – so nennen die Menschen von Halruaa ihre Bewahrer des Wissens. Er ist auch ein Meister der Schlacht, er ist gegen Magie immun und darin erfahren, gegen sie anzukämpfen.«

Der Elf wirkte irritiert. »Du willst sagen, er ist alle diese Dinge?«

»Ja. Er ist.«

Andris war nicht sicher, was der Wortwechsel bedeutete, doch war ihm aufgefallen, daß Kiva nichts von seinem Elfenblut gesagt hatte. Er wollte soviel Verwandtschaft wie nur möglich beweisen. Doch ehe er ein Wort sagen konnte, warf Kiva ihm einen Blick zu, der unmißverständlich sagte, er solle den Mund halten.

Der Sprecher der Elfen war mit seinen Fragen noch nicht fertig. »Angenommen, du hast diese magischen Waffen. Angenommen, wir könnten obsiegen. Warum sollten wir gegen sie kämpfen wollen, wenn es so schwierig war und so lange gedauert hat, Frieden zu schaffen?«

»Wenn wir es nicht tun, könnte Akhlaur zurückkehren.«

Verblüfftes Schweigen war die Reaktion auf ihre Worte.

Andris war so entsetzt und so skeptisch, wie die Elfen aussahen.

»Über all die Jahre«, fuhr Kiva fort, »war die Energiequelle des Laraken ein Rinnsal aus einer anderen Welt, einer Welt voller Magie – ein endloser Nachschub an Magie. Der Laraken entkam in diese Welt, Akhlaur ebenfalls.«

Entsetzen packte Andris. »Warum hast du ihm zur Flucht verholfen?«

Kiva sah den Jordain von oben bis unten an. »Warum sollte ich eine Armee magisch toter Krieger gegen den Laraken führen, wenn ich ihn nicht vernichten will? Ich hatte vor, auf die Ebene des Wassers zu gelangen, sobald der Laraken geschlagen war, um mich Akhlaur zu stellen. Aber Tzigone konnte sich nicht auf den Laraken konzentrieren, sondern mußte unbedingt ihre Zauber gegen mich richten und vergeuden.«

Andris rief sich die Verwirrung und das Chaos des Kampfes ins Gedächtnis zurück. Der Laraken hatte sich von Tzigone befreit und war zur Quelle zurückgeeilt, als Kiva eben ein großes, sprudelndes Tor beschwor. Als Kiva fiel, war sie diesem Tor zum Greifen nahe. Vielleicht war die Flucht des Laraken tatsächlich ein Mißgeschick gewesen, aber ihre Bemerkung, sie habe sich Akhlaur stellen wollen, erschien ihm unglaublich.

»Kiva, der Nekromant verschwand vor über 200 Jahren. Er ist zweifellos lange tot.«

»Seit wann läßt sich ein Nekromant vom Tod stören?« Kiva sprach, als wolle sie ein Kind zum Schweigen bringen, das sich in die Unterhaltung der Eltern eingemischt hatte.

»Glaubst du, er sei nicht in der Lage, zum Leichnam zu werden?«

Andris wußte keine Antwort. Die Möglichkeit eines untoten Akhlaur machte jede denkbare Erwiderung zu etwas völlig Unbedeutendem.

»Da ist noch mehr«, fuhr die Elfe fort. »Akhaur war es, der den Laraken so schuf, daß jegliche Magie, die er in sich aufnahm, an seinen Meister weitergeleitet wurde. Nun ist der Laraken wieder da, wo auch Akhlaur ist. Das kann nur seinen Machtzuwachs und seine Rückkehr nach Halruaa beschleunigen. Wenn er zurückkehrt – und das wird er früher oder später, egal ob er tot ist oder nicht –, dann wird er der mächtigste Todesmagier sein, den Halruaa jemals gesehen hat. Wenn er aufgehalten werden soll, muß es jetzt geschehen.«

Andris nickte langsam, da er den logischen Faden in dem Teppich erkannte, den Kiva knüpfte, um ihre Geschichten unterzubringen. Wie wollte sie sich und ihr Volk rächen, wenn der dafür verantwortliche Magier nicht greifbar war? Wenn er überlegte, was er über Kiva wußte, dann sah ihr Plan weit mehr vor als nur eine Konfrontation mit Zaubern. Er konnte Kiva nicht richtig vertrauen, aber wenn am Ende Akhlaur ein für allemal besiegt war ... sollte das nicht das Risiko wert sein?

Die Elfen schienen über etwas ähnliches nachzudenken. »Man nennt mich Nadage«, sagte der Anführer schließlich. »Ich bin Späher und Krieger. Was du planst, ist eine Sache für die Ältesten.«

»Wir haben kaum Zeit«, warf Kiva ein. »Eine solche Rei-

se würde Tage dauern.«

»Nein. Als zum ersten Mal Menschen auf dem Paß gesichtet wurden, haben wir Kampfvorbereitungen getroffen. Wir können bis Anbruch der Nacht in unserem Lager sein. Du wirst mitkommen und vor dem Volk sprechen.«

Ohne weitere Diskussion machten die Elfen kehrt machten sich in westlicher Richtung auf den Weg. Kiva gab Andris einen leichten Stoß, dann schlossen sie sich der Gruppe an.

»Vielleicht war es ein Fehler mitzukommen«, flüsterte Andris. »Die scheinen Hemmungen zu haben, vor Fremden zu sagen, was sie wollen.«

»Das ist nicht die Art der Elfen. Ich bin in diesem Dschungel geboren, aber ich war viele Jahre lang nicht hier. Du hast gemerkt, daß sie mich nicht mit offenen Armen empfangen, und sie haben auch nicht den neuesten Stand von Klatsch und Tratsch über alles erzählt, was sich hier zugetragen hat, während ich weg war.«

»Sie haben etwas gegen Halbblute?«

Kiva schnaubte. »Ihr Jordaini habt ein Talent für Unterbreibungen.«

Andris empfand es als schmerzhaft, aber logisch. »Angesichts der schwindenden Zahl von Elfen vernünftig. Ich nehme an, daß Elfenblütige als Bedrohung angesehen werden?«

Sie reagierte mit einem kurzen, knappen Lächeln. »Wenn sie dich für eine Bedrohung gehalten hätten, wärest du schon lange tot. Ist dir aufgefallen, daß sie dich nicht angesehen haben?«

»Ja, aber ich war zu beschäftigt damit, mich zu freuen, daß sie mich nicht *attackiert* haben«, erwiderte Andris. Nachdem er einen Moment nachgedacht hatte, fügte er hinzu: »Vielleicht verdanke ich mein Leben der Tatsache, daß sie mich schon für tot halten.«

»Das kommt der Wahrheit sehr nahe. Sie haben dich *Karasanzor* genannt. Das heißt ›der Kristallene‹ und ist ein Zeichen von Respekt. Sie haben den Blick nicht auf dich gerichtet, weil wir die kristallinen Geister unserer Elfenverwandten nicht ansehen.«

Andris deutete auf seine durchscheinende Gestalt. »Also ist es Waldelfen nach eine gute Sache, so auszusehen?«

»Es versetzt dich in eine besondere Position«, stimmte Kiva zu. »Du bist menschlich, aber es scheint so, als teiltest du das Schicksal eines *Karasanzor*. Außerdem hast du dich dem Laraken gestellt und überlebt. Sie wissen nicht, was von dir zu halten ist.«

»Da sind sie nicht die einzigen«, murmelte Andris.

Sie unterhielten sich nicht mehr, bis die Elfen für diesen Tag Rast machten. Die Späher führten sie zu Häuschen, die hoch oben im Laub des Waldes gebaut worden waren und ein großes Stück vom Lager entfernt lagen.

Andris und Kiva aßen das Obst, das die Späher ihnen übrigließen, und richteten sich für die Nacht ein. Tiefer im Dschungel begannen die Elfen zu singen, die sie aber nicht sehen konnten. Die Melodie war langsam, träge und hatte einen sanft pulsierenden Rhythmus.

Andris hatte seine Mutter nie gekannt, trotzdem nahm er an, daß es ein Schlaflied war. Noch nie hatte er etwas so

bewegendes gehört. Es tröstete ihn, machte ihn aber auch traurig.

Kiva hörte auf, ihr Haar zu bürsten und wandte sich Andris zu. »Was weißt du über den Spiegel der Herrin?«

Die unerwartete Frage zerstörte den Zauber der Musik. Andris runzelte die Stirn. »Es ist ein Teich, der Mystra geweiht ist, der Herrin der Magie. Um ihn kümmern sich Magier, die ihren Diener Azuth verehren, den Herrn der Magier. Einige sagen, man könne bei Vollmond Mystras Gesicht im ruhigen Wasser sehen. Ihr Anblick wird als Zeichen für einen großen Segen betrachtet.«

Er dachte einen Moment nach. »Es gibt einen kleinen Tempel am Ufer des Spiegels der Herrin. Der Tempel ist ein Lager für Zauberbücher und Artefakte, und er wird nicht gut bewacht.« Ihr Blick wanderte zu ihm, während sie wartete, daß er weitersprach.

Allmählich begann er zu verstehen. Eine Handvoll Azuth-Priester diente im Tempel, und im Durchschnitt mochten um die zwanzig Besucher zugegen sein, die als Pilger dort waren oder die Schriften studieren wollten. Es gab eine Feste, nur ein paar kleine Gebäude, kaum größer als Hütten für Reisende, die im nahegelegenen Hain verstreut lagen – und doch war noch nie eines der magischen Bücher oder Objekte abhanden gekommen. Ein solcher Akt käme der Schandtat gleich, in König Zalathorms Festsaal die Gobelins herunterzureißen.

»Es kann nicht dein Ernst sein, den Spiegel der Herrin zu entweißen!« protestierte er.

»Nein«, lächelte sie finster. »Ich habe vor, ihn zu plün-

dem. Morgen wirst du mir sagen, wie ich das anstellen kann.«

Sie grinste, als sie seinen verdutzten Ausdruck sah, und tätschelte seine Wange, wie man es bei einem Kind tut, das etwas schwer von Begriff ist, aber einen vielversprechenden Eindruck macht. »Versuch zu schlafen. Wir stehen bei Sonnenaufgang auf.«

Andris ließ sich nieder, überzeugt, daß er angesichts einer solchen Aufgabe keinen Schlaf finden würde. Doch das gleichmäßige Abendlied der Elfen sprach auf eine Weise zu ihm, wie die Magie es nicht konnte. Er drang in sein Blut und in seine Seele und beruhigte ihn auf eine Weise, die er sich niemals hätte träumen lassen.

Andris dachte über Elfenträumerei nach und begehrte vergeblich die lebendigen Wachträume, von denen es hieß, daß sie erholsamer waren als tiefer Schlaf. Vielleicht würde er an diesem Ort etwas von diesem entrückten Frieden erfahren.

Als er aber schlief, träumte er nichts Friedliches, und als der Morgen gekommen war, ließ der Plan, den er Kiva vorschlug, ihre Augen in goldenem Feuer brennen.

SIEBTES KAPITEL

Die fernen Türme von Azuths Tempel erhoben sich vor den von der Abendsonne beschienenen Wolken, während Matteo und seine Freunde den Paß hinter sich ließen.

»Ein kleines Täubchen kommt des Weges geflogen«, bemerkte Themo und deutete auf eine kleine graue Gestalt, die auf die Jordaini zugelaufen kam und dabei einen gleichmäßigen Rhythmus einhielt. »Es ist sogar ziemlich schnell.«

»Es muß wichtig sein, wenn es nicht ein paar Stunden Zeit hatte«, fügte Iago an.

Matteo nickte und warf die Zügel über seine Reitechse. Die anderen folgten seinem Beispiel und eilten der Läuferin entgegen, einem Mädchen mit nackten Füßen und Beinen, das eine kurze Tunika im Grau Azuths trug. Es verneigte sich tief und überreichte Matteo dann eine Schriftrolle. »Ich soll auf Eure Antwort warten, Herr.«

»Einfach nur Matteo«, berichtete er das Mädchen beiläufig, während er das Siegel erbrach. »Die Jordaini tragen keine Titel.«

»Wie Ihr wollt«, murmelte das Mädchen höflich.

»Es ist aber nicht so, wie ich will!« warf Themo halb im Scherz ein. »Was meinst du, Iago? Welcher Titel würde zu mir passen? Kriegsbaron Themo? Themo, des Königs General?«

»Themo, der Pferdearsch«, schlug Iago vor, woraufhin

Themo schnaubte und Matteo anstieß.

»Also? Sagst du uns, warum sich das arme Kind die Haken ablaufen mußte, oder sollen wir raten?«

Matteo sah seine Freunde an. »Eine Nachricht vom Kämmerer der Königin. Er macht sich Sorgen um Beatrix und benötigt sofort meine Anwesenheit.«

»Eure Antwort?« fragte die Altardienerin.

»Es kann nur eine geben. Ich werde morgen beim ersten Licht nach Halarahh abreisen.«

»Ich begleite dich«, verkündete Iago.

»Ich ebenfalls!« erklärte Themo. Er schlug mit den Zügeln auf den Nacken seiner Echse, als wolle er auf ihr den gesamten Weg zurückreiten. Die große Kreatur hob und senkte kurz die Schultern, was an die Geste eines resignierenden Menschen erinnerte.

Matteo legte dem großen Jordain die Hand auf die Schulter. »Ich würde dich gern mitnehmen, aber deine Ausbildung ist nicht abgeschlossen.«

»Ausbildung!« grollte Themo. »In meinem Kopf sind so viele Informationen, daß für gar nichts anderes mehr Platz ist. Ab und zu muß ein Mann aufhören zu denken und statt dessen handeln. Bei Mystra! Was dieses Land braucht, ist ein Krieg!«

Finstere Erinnerungen an die jüngsten Sumpfkämpfe nahmen vor Iagos Augen Gestalt an. Einen Moment lang glaubte Matteo, Iago würde seine Waffe ziehen und dafür sorgen, daß Themos Theorien mit seinem eigenen Blut weggespült wurden. Der kleine Jordain erlangte aber rasch die Fassung wieder.

»Krieg folgt üblicherweise daraus, daß man aufhört zu denken«, bemerkte Iago. »Ich kann also davon ausgehen, daß dein Argument eine logische Grundlage besitzt.«

»Logik«, zischte Themo. »Mir war es lieber, als du mich Pferdearsch nanntest.«

Iago lächelte. »Glücklich ist, wer sich mit dem zufrieden gibt, was und wer er ist.« Obwohl er Themo meinte, warf Iago Matteo einen langen, finsternen Blick zu.

Themo, dessen Spaß an einer guten Beleidigung seine Spitzfindigkeit überstieg, hörte den Scherz und überhörte die Warnung. Matteo merkte sich das und würde in der kommenden Zeit noch oft daran denken.

*

*

*

Die Reise nach Halarahh verlief ohne Zwischenfälle. Der Halar war tief und zog mit großer Geschwindigkeit durch sein Bett, so daß die Boote der Azuth-Anhänger wie tieffliegende Schwäne über das Wasser schossen. Am Deltahafen wechselten Matteo und Iago auf ein seetüchtiges Schiff. Der Kapitän hielt sich dicht an der Küste, da draußen auf dem See düstere graue Wolken wie riesenhafte Zwerge rollten und polterten, die man aus dem Schlaf gerissen hatte. Am Ende des Tages kamen die Docks von Halarahh in Sicht.

Die beiden Jordaini lehnten sich gegen die Reling und sahen zu, wie sich der Abstand zwischen Schiff und Stadt verringerte.

»Wir haben noch gar nicht über deine Pläne gesprochen, Iago. Wirst du zu Procopio Septus zurückkehren?«

Der kleine Jordain zuckte die Achseln. »Zweifellos wird Meister Procopio mich an den ersten unbedeutenden Magier übergeben, der meine Dienste in Anspruch nehmen will.«

Matteo schüttelte den Kopf. »Du bist ein angesehener Stratege, und Meister Procopio ist ein ehrgeiziger Mann. Er wird dich nicht einfach gehenlassen.«

»Er ist ehrgeizig«, pflichtete Iago ihm bei, »und deshalb kann er es sich nicht leisten zu versagen. Zephyr war Kivas Verbündeter. Ich habe für sie gekämpft. Auch wenn das Jordaini-Kolleg mich von allem Fehlverhalten freigesprochen hat, könnte es für viele Beobachter so aussehen, als seien beide von der Norm abweichenden Jordaini Procopios vom Inhalt des gleichen Nachttopfs getroffen worden.«

»Du hast gegen den Laraken gekämpft und gesiegt«, erinnerte Matteo ihn. »Dein Erfolg dürfte reichen, um Zephyrs Verrat vergessen zu machen. Auf jeden Fall beweist der Sieg dein Geschick im Kampf, und das schätzt Procopio hoch ein. Er ist zu ehrgeizig, um deine Talente bei einer Hebamme oder einem Apotheker vergeudet sehen zu wollen.«

Iago schnaubte. »In Wahrheit würde ich lieber einem Salbenmischer dienen als einem Kriegsherrn.«

Kriegsherr. Der Titel lastete sehr auf der Stille, die folgte. Matteo nickte finster. »Dann siehst du es auch so. Procopio bereitet sich darauf, diesen Mantel zu tragen.«

»Procopio ist ehrgeizig«, wiederholte Iago behutsam.

»Krieg ist oft der Weg zur Macht. Bleib bei Procopio, wenn du kannst«, drängte Matteo. »Man sollte ihn im Auge halten.«

Iago sah ihn ungläubig an. »Was schlägst du vor?«

Matteo dachte sorgfältig über seine nächsten Worte nach, da er sich auf neues, gefährliches Terrain begab. »Wir Jordaini legen viele Eide ab, die uns an unsere Herren, an Halruaa und die Wahrheit binden. Was, wenn diese Eide in einen Konflikt miteinander geraten?«

»Aber ...«

»Hör mich erst an. Was ist unsere oberste Pflicht? Dienen wir dem Ehrgeiz eines Einzelnen? Dem Wohl des Landes? Der Wahrheit? Und wie definieren sich dieses ›Wohl‹ oder diese ›Wahrheit‹? Durch unsere eigene Wahrnehmung oder die unserer Herren? Hören wir auf die Stimme des Gewissens oder auf die des Ehrgeizes?«

Iago schwieg lange. »Du solltest dich hüten, solche Gedanken laut zu äußern, Freund. Mancher könnte sie als Verrat deuten.«

»Andere könnten sie ehrbar nennen«, stellte Matteo klar. »Wenn wir Jordaini die Ehre aufgeben, was können wir dann Gutes tun? Können wir die Wächter Halruaas sein, aber keinen anderen moralischen Kompaß unser eigen nennen als die Laune eines Magier-Fürsten? Du kennst die Geschichte. Du weißt, was der Ehrgeiz von Magiern bewirken kann.«

»Wir dienen den Magier-Fürsten«, erwiderte Iago.

»Stimmt, und das tun auch die Boten, die eine Nachricht aus der Küche des Magiers zum Schlachter überbringen. Wenn wir ohne nachzudenken alles tun, was man von uns verlangt – worin unterscheiden wir uns dann von ihnen?«

Iago schwieg wieder eine Weile. »Ich werde über deine Worte nachdenken. Da du mein Freund bist, werde ich sie

nicht wiederholen.«

Iago sprach mit solcher Endgültigkeit, daß Matteo überrascht war, als er fortfuhr:

»Du hast offen gesprochen. Willst du einige offene Worte aus meinem Mund hören?«

»Aber ja.«

»Du bist zu vertrauensselig«, sagte der Jordain, »und viel zu impulsiv. Du scheinst bereit zu tun, was ein Freund von dir verlangt. Vielleicht bist du zu sehr um deine Freunde besorgt.«

Matteo runzelte die Stirn. »Wie kann das falsch sein?«

»Ich habe nicht gesagt, es sei falsch. Aber es ist gefährlich. Was wirst du tun, Matteo, wenn du zwischen deinen Freunden und deinen Pflichten als Jordain entscheiden mußt? Du machst dir Gedanken über die Konflikte zwischen der Wahrheit, dem Wohl des Landes und dem Willen der Magier- Fürsten. Wieviel schwieriger wird für dich die Entscheidung sein, wenn du das Wohl Halruaas gegen das Leben eines Freundes abwägen mußt? Und was ist mit der Wahrheit? Würdest du für Andris lügen?« Iagos fester Blick wurde eine Spur durchdringender. »Oder für Tzigone? Mir scheint, es gibt wenig, was du für dieses Mädchen nicht tätest.«

Matteo fühlte, wie seine Wangen zu glühen begannen. »Ich kann nur wiederholen, daß sie eine Freundin ist, weiter nichts.«

»So, wie ich *dir* zu sagen versuche, daß du vielleicht etwas zu sehr um deine Freunde besorgt bist. Du hast dich für Tzigone schon mit dem Wemic einer Bluthündin angelegt. Du gingst ins Gefängnis, anstatt sie als die Diebin zu verraten,

obwohl sie das Schwert gestohlen hatte, das zu deiner Verhaftung führte und es zwischen deinem Gepäck versteckt hatte. Um sie zu schützen, hast du einen Magier getötet. Einen *Magier*! Der Runde Tisch hat dich von jedem rechtlich relevanten Fehlverhalten freigesprochen. Aber hast du eine Ahnung, wie ein Jordain gesehen wird, der tötet? In den Augen vieler bist du gefährlich und unberechenbar wie ein halbwilder Hund.«

»Ich weiß«, erwiderte Matteo ruhig.

»Du weißt vieles, aber all dein Wissen verleiht dir keine Weisheit! Sobald die verführerische kleine Hexe auftaucht, hörst du auf zu denken und handelst nur noch.«

Matteo schwieg eine Weile, dann fragte er zu seiner eigenen Verwunderung: »Du findest sie verführerisch?«

Iago seufzte schwer. »Es zählt nicht, was ich meine. Ich bin nicht der einzige, der das Läuterungsritual verpaßt hat.«

Matteo würde diese spezielle Entwürdigung nicht so schnell vergessen, auch wenn ihm nicht klar war, warum Iago sie in diesem Zusammenhang ansprach. »Ich werde es nicht vergessen« versprach er.

Iago war noch nicht fertig. »Wir haben alle die Geschichten von unmöglichen Questen und tragischer Leidenschaft gehört. Nur Helden können sich so etwas leisten. Wir sind keine Helden, sondern Ratgeber.«

Matteo schüttelte den Kopf. »Ich weiß, was ich bin.«

»Das hoffe ich, Matteo«, sagte Iago leise, während sein Blick auf den sich nähernden Docks ruhte.

Sie wechselten kein Wort mehr, wenn man der Abschiedsformel absah, die sie aufsagten, als sie das Schiff ver-

ließen und getrennte Wege gingen.

Die Nacht senkte sich über die Stadt, als Matteo den Hafen verließ und sich auf die breiten, von Bäumen gesäumten Straßen Halarahhs begab. Magische Laternen flammten auf, als er schnellen Schritts in Richtung Palast ging.

Seine Gedanken wanderten zur Königin. Er wußte nicht, was genau den Kämmerer besorgte, aber er konnte sich mehrere Möglichkeiten denken. Er verdankte seinen Posten dem Tod seines Vorgängers. Der vorherige Ratgeber der Königin war durch einen ihrer Automaten zu Tode gekommen.

Dieser Punkt hatte Matteo lange nachdenken lassen. Niemand im Palast sprach je von diesem Unfall. Auch im Kolleg war der Tod des Jordain nie erwähnt worden. Matteo war damals noch Student gewesen, und er hätte ganz sicher von einer derartigen Geschichte gehört. War es möglich, daß ein Mann starb und darüber genauso beharrlich geschwiegen wurde, wie die Schuldigen ungeschoren davorkamen? Halruua war ein Land des Rechts, und zweifellos stand nicht einmal die Königin über dem Gesetz.

Doch soweit Matteo es beurteilen konnte, war nichts getan worden, um der seltsamen, gefährlichen Freizeitbeschäftigung der Königin Einhalt zu gebieten.

Viele Dinge, die seine adlige Herrin angingen, waren Matteo ein Rätsel, und dazu zählte auch das sonderbare Lied, das sie bei ihrer letzten Begegnung gesungen hatte. Einen Moment hatte sie ihn an Tzigone erinnert.

Dabei hatte sie weder eine ähnliche Stimme, noch gab es äußerliche Parallelen zwischen der Königin und seiner Freundin. Ganz bestimmt sah er Geister in einem Haus, das

gar nicht verflucht war! Er hatte Tzigone versprochen, ihr bei der Suche nach ihrer Mutter zu helfen, und natürlich würde er im Gesicht jeder Frau nach Tzigones Zügen suchen. Daß sie als Imitatorin so gut war und es schaffte, nach Belieben anders auszusehen, machte die Sache nicht leichter. Er hatte keinen Zweifel, daß sie der Hälfte aller Frauen von Halruaa ähnlich sehen konnte!

In Gedanken versunken ging er einem kichernden Liebespaar aus dem Weg, das aus einer Schenke gewankt kam und sich gegenseitig stützte, um auf der Straße nicht den Halt zu verlieren. Als Matteo an der schmalen Gasse vorüberging, die hinter der Taverne verlief, regte sich eine kleine Gestalt im Schatten, und ein schmutziges Gesicht folgte ihm mit dem Blick, als er weiterging.

Der Jordain setzte seinen Weg fort, nahm aber die leisen Schritte hinter sich deutlich wahr. Es überraschte ihn nicht, als er eine flüchtige Berührung am Heft seines silbernen Dolchs wahrnahm.

Matteo griff ruckartig hinter sich und bekam ein dünnes Handgelenk zu fassen. Er wirbelte zu dem Dieb herum, verdrehte ihm den Arm und packte ihn so, daß er mit dem Rücken zu Matteo stand. Er drängte seinen Gefangenen zurück in die Gasse, wo sie unbeobachteter waren. Das alles tat er rasch und mit so wenigen Geräuschen und Bewegungen wie nur möglich. Die Gesetze des Landes waren für Diebe hart und gnadenlos.

Der Dieb schien das zu verstehen und ließ Matteo gewähren, war aber zweifellos mit den Gedanken bei der Flucht, die er antreten würde, sobald sie in der Abgeschiedenheit

der Gasse waren.

Matteo schob den Dieb hinter einen Kistenstapel. »Du hast von mir nichts zu befürchten«, flüsterte er. »Diebstahl läßt auf große Armut schließen. Wenn dem so ist, dann sag es frei heraus. Ich werde dich nicht verraten und dir helfen, so gut ich kann.«

»Tja, wenn das so ist ... mich juckt da eine Stelle zwischen den Schulterblättern, an die ich einfach nicht herankomme«, erwiderte eine vertraute Altstimme, die nur mit Mühe ein Lachen unterdrückte.

Eine Fülle vertrauter Gefühle durchfuhr Matteo – Amusement, Zuneigung, Wut und jene Mischung aus Verärgerung und Erleichterung, wenn er auf einen von Andris' Streichen hereinfiel.

»Tzigone«, flüsterte er und ließ den scheinbaren Straßenbalg los, der sich zu ihm umdrehte.

Obwohl er jetzt wußte, wen er vor sich hatte, konnte Matteo seine Freundin unter ihrer Tarnung noch immer nicht genau erkennen. Sie hatte sich eine dunkle Paste ins Gesicht geschmiert, um den Eindruck von Sonnenbräune zu erwecken, und ihre geschwollene Wange ließ noch die gelblichen Ränder einer schweren Prellung erkennen. Sie nahm einen kleinen, zusammengerollten Lappen aus dem Mund, und prompt nahm ihr Gesicht vertraute Züge an.

Tzigone faßte mit beiden Händen in sein Haar und zog ihn zu sich herab, damit sie ihm einen dicken Kuß auf die Nase geben konnte. Dann wischte sie die Farbe ab, die sie auf seiner Haut hinterlassen hatte.

Matteo war verwirrt und machte einen Schritt zurück, um

seine Jordaini-Würde wie einen Umhang um sich zu legen.
»Kleidet Basel Indoulur so seine Lehrlinge?«

»Ich kleide mich selbst an, vielen Dank«, gab Tzigone zurück. Ihre Augen strahlten voller Schalk. »Das gilt auch für das *Auskleiden*. Glaub nicht, ich würde keine Angebote bekommen? Schließlich bin ich ein glamouröses Mädchen.«

»Daran habe ich keinen Zweifel«, murmelte Matteo.
»Und? Wie geht dein Studium voran?«

Ihr Lächeln wich einem schiefen Grinsen. »Ich gehe davon aus, in den nächsten zehn Tagen in den Ältestenrat gewählt zu werden.«

»Konntest du etwas über deine Mutter in Erfahrung bringen?«

Tzigones Augen hörten auf zu strahlen. »Ich dachte, es sei eine Leichtigkeit, eine verlorene Magierin zu finden, wenn ich sozusagen erst einmal im Turm bin. Magier hüten Informationen wie ihre altehrwürdigen Zauberbücher. Da wir schon so direkt und ernst sind, kann ich ja auch fragen, was es neues über Kiva gibt.«

»Sie ist fort.« Matteo legte Tzigone sofort eine Hand auf den Mund, um ihrem Wutausbruch zuvorzukommen, dann zog er sie wieder zurück. »Ich gab den Azuth-Priestern mein Wort, darüber zu schweigen, ausgenommen einen früheren Eid, der mich anderweitig bindet. Unsere Freundschaft ist ein solcher Eid. Da Kiva dir dein Leben lang nachgestellt hat, fand ich es angemessen, dich zu warnen.«

»Danke«, murmelte Tzigone abwesend. »Dann hast du das gleiche Problem wie ich. Du mußt jemanden finden, aber du kannst niemanden wissen lassen, das du ihn suchst. Gibt

es jemanden, dem du trauen kannst? Was ist mit dem alten Elf, der so nett zu dir war, als ihr beide für Procopio arbeitet? Vielleicht wissen seine Freunde etwas, das dich weiterbringt.«

»Ich fürchte, dieser Weg endet in einer Sackgasse. Zephyr ist den Tod eines Verräters gestorben. Alle, die ihn kannten, sind zur Zeit bemüht, soviel Abstand wie nur möglich zu schaffen.«

Tzigone betrachtete Matteo bewundernd. »Zynismus ist ein ganz neuer Zug an dir.«

Er seufzte. »Können wir einen Moment ernst sein?«

»Einer von uns auf jeden Fall«, gab sie zurück.

Matteo ignorierte die gutgelaunte Beleidigung. »Als Jordain habe ich geschworen, meiner Herrin zu dienen, der Königin Beatrix. Als Freund habe ich versprochen, dir zu helfen, soviel wie möglich über deine Mutter zu erfahren. Beide Dinge sind wichtig, aber Kiva muß gefunden werden, und zwar so schnell wie möglich.«

»Stimmt«, nickte Tzigone sofort. »Aber warum suchst du sie in Halarahh?«

»Das tue ich nicht. Ich wurde in den Palast zurückbestellt. Ich werde meine Suche wieder aufnehmen, sobald ich freigestellt werde.«

Sie dachte nach. »Was geschieht mit einem Jordain, der einfach alles hinwirft und geht?«

»Ich weiß nicht«, sagte Matteo überrascht. »Soweit ich weiß, kam das noch nie vor.«

»Hmm.« Tzigone sah Matteo mit gesenktem Kopf an, ging aber auf diesen Punkt nicht weiter ein.

Eine Zeitlang unterhielten sie sich über andere Dinge, und in dieser kurzen Zeit lachte Matteo mehr als in den gesamten letzten zwei Monden. Nachdem Tzigone gegangen war, machte sich Matteo in besserer Laune auf den Weg zum Palast.

Er begab sich direkt ins Königin Beatrix' Quartier. Wie erwartet ging es in der Werkstatt hoch her. Die Königin arbeitete an einem Tisch in der gegenüberliegenden Ecke des Raums. Matteo ging hinüber, um seinen Respekt zu bezeugen. Er hätte ebensogut versuchen können, mit einer Katze über Philosophie zu diskutieren. Sie sah nicht ein einziges Mal von ihrer halbfertigen Konstruktion auf und nahm nichts wahr außer der geflügelten Metallkreatur, die durch ihre Hände Gestalt annahm.

Nach mehreren erfolglosen Versuchen verließ Matteo die Räumlichkeiten, um sich auf die Suche nach dem Kämmerer der Königin zu begeben. Er fand Timonk im Weinkeller vor, wo er gerade einen tiefen Schluck aus einer Flasche Haerlu-Gold nahm.

Er trat leise ein und packte das Handgelenk des Mannes. Mitten im Schlucken begriffen zuckte der Mann herum und versuchte zu protestieren. Das stark riechende Getränk ergoß sich über die Tunika des Kämmerers.

Matteo zog den hustenden, prustenden Mann hoch. »Ich werde mich entschuldigen, wenn Ihr mir erklärt habt, warum Ihr mich zurückbeordert habt.«

Der benebelte Blick Timonks begann einen Hauch von Nüchternheit zu zeigen. »Es wird schlimmer mit ihr«, sagte er düster. Er hob eine verbundene Hand und begann, den

Verband zu lösen.

Matteo riß die Augen auf. Nur zwei Finger und der Daumen waren an der Hand verblieben, die beiden anderen waren sauber abgetrennt worden.

»Eine ihrer Kreaturen?« fragte Matteo betroffen.

Timonk nickte. »Seit Ihr fort seid, hat sie nur noch gebaut.«

»Warum habt Ihr dem König nichts gesagt?«

Timonks einzige Antwort war ein lautes Schnauben, betrunken, aber verächtlich.

Matteo legte Timonk eine Hand auf die Schulter, dann wandte er sich ab und eilte die Treppe hinauf, die in den Palast der Königin führte. Er durchschritt die drei Türen, die ihre Spielzeuge davon abhielten, am restlichen Hof für Unruhe zu sorgen, ging an den mechanischen Eisdrachen vorbei, die Wache hielten, und durch den Flur zur Ratskammer des Königs.

Eine füllige Frau mit freundlichem Gesicht, die das Blau eines königlichen Herolds trug, hielt ihn vor dem Portal auf. Ihr Gesicht wurde ernst, als der Jordain ihr sein Anliegen vortrug, dann bat sie ihn, zu warten.

Kurz darauf kehrte sie zurück. »Der König hält einen offenen Hof, aber er ist bereit, Euch zu empfangen, sobald er kann.

Matteo nickte dankend und schob sich durch die Menge, die sich in der Halle versammelt hatte. In einer Nische wartete er ruhig, bis auch dem letzten Bittsteller Audienz gewährt worden war. Schließlich entließ der König seine Höflinge und Wachen und gab Matteo ein Zeichen, zu ihm zu

kommen.

Mit einem dankbaren Seufzer nahm König Zalathorm die Krone ab und stellte sie auf dem leeren Tisch zu seiner Rechten ab. Auf dem linken Tisch stapelten sich Pergamente, die stumm Zeugnis ablegten von der Fülle weltlicher Angelegenheiten, die die Aufmerksamkeit des großen Magiers beanspruchten.

Der König von Halruaa war ein milde wirkender Mann von mittlerer Größe mit braunem Bart und einem nachdenklichen, fast träumerischen Gesichtsausdruck. Er schien mittleren Alters zu sein, doch in Wahrheit regierte er schon so lange, wie Matteo auf der Welt war, ja sogar so lange, wie Matteos ihm unbekannte Eltern und deren Eltern auf der Welt waren.

»Dein Gesicht spricht von Besorgnis, Matteo«, sagte der König. »Da du Jordain bist, sind deine Sorgen jenseits jedes Erkenntniszaubers. Sprich frei.«

»Der Kämmerer der Königin hat mich nach Halarahh zurückbeordert, da er um ihr Wohlergehen besorgt ist«, sagte Matteo vorsichtig. »Es gibt vieles an der Königin, das ich nicht verstehe. Wenn ich ihr gut dienen soll, muß ich wissen, wie sie wurde, was sie heute ist. Könnt Ihr mir etwas über ihr Leben sagen, ehe sie nach Halarahh kam?«

Matteo bezweifelte, daß es einen sicheren Weg auf dieses gefährliche Terrain gab, also hoffte er, die taktvollste Lösung gewählt zu haben. Einmal hatte sich der König ihm bisher anvertraut. Wenn Zalathorm jetzt über die im Dunkeln liegende Vergangenheit sprach, konnten sie vielleicht auch einen Weg finden, über ihre momentanen Sorgen zu reden.

Ein Schatten huschte über des Königs Gesicht. Er hob die Hand und strich nachdenklich über sein Kinn. »Beatrix wurde in eine Familie von Magiern geboren, sie wuchs in einer ruhigen Siedlung in den nordöstlichen Hügeln auf«, sagte er müde. »Jeder in Halruaa kennt ihre Vergangenheit. Die Crinti griffen die Siedlung an und schlachteten alle Bewohner ab. Beatrix überlebte als einzige.«

»Sie war schwer verwundet«, warf Matteo ein.

»Das und mehr. Sie war gräßlich entstellt.« Zalathorm schwieg lange. »Ein simpler Zauber verleiht ihr ein schöneres Gesicht, aber das reicht Beatrix nicht. Ihre Porzellanfassade ist mehr als der Stolz einer Königin oder die Eitelkeit einer Frau. Sie ist ein Schild, den sie zwischen sich und den Ansturm der Erinnerungen stellt.«

»Sie erinnert sich nicht?«

»Nein. Vermutlich ist es so auch am besten.«

»Als die Königin in die Stadt kam, wurde sie von Kiva untersucht, die jetzt als Mörderin und als Verräterin verurteilt ist. Was kann das bedeuten?«

Zalathorm wischte die Bemerkung weg. »Nicht besonderes. Offenbar hat die Elfe ihrer Geheimnisse lange Zeit für sich behalten. Das war ihr nur möglich, indem sie sich sorgfältig jeder genauen Beobachtung entzogen hat. Ich kann nur annehmen, daß Kiva ihre Arbeit jahrelang gut und richtig gemacht hat. Sie erfuhr die Geschichte vom Überfall der Crinti von Beatrix, indem sie die vorgeschriebenen Zauber und Artefakte anwendete. Ich habe keinen Grund, das anzuzweifeln.«

»Aber Kiva behauptete, sie habe Cassia auf Geheiß von

Königin Beatrix ermordet. Sie erklärte, die Königin sei besorgt gewesen um die Reinheit des Jordaini-Ordens sowie um die Qualität des Rats, der Euch zuteil wird. Die Königin rief Kiva zu sich, die Cassia untersuchte und dann ein Urteil fällte.«

Der König hob eine Braue. »Sag mir, ist Beatrix deiner Meinung nach um die Reinheit der Jordaini besorgt?«

»Nein«, räumte Matteo ein.

»Die Ältesten waren deiner Ansicht. Kivas Geschichte wurde wiederholt beurteilt. Die meisten halten sie für lächerlich. Königin Beatrix ist des Verrats nicht fähig.« Der Zaubererkönig hob und senkte die Schultern, als ruhe eine schwere Last auf ihnen. »Ich wünschte fast, sie wäre es.«

Des Königs Blick war in die Vergangenheit gerichtet. »Als Beatrix nach Halarahh kam, war sie eine blühende Blume. Sie erinnerte sich an nichts, alles war neu für sie. Ich lebte schon zu lange«, sagte er mit sehnüchtigem Lächeln. »Ich hatte vergessen, wie strahlend die Welt ist, wenn sie neu ist. Viele Jahre lang galt mein Blick nur Beatrix. Sie war jeder Edelstein in meiner Krone. Die Magie verlieh ihr Schönheit, doch ganz Halruaa bewunderte ihre Eleganz, ihren Charme, ihre Lebhaftigkeit, vor allem ihren Mut. Das Volk liebte sie damals, ich aber liebe sie noch immer.«

Matteo war der Ansicht, der König schweife mit seinen Erinnerungen ab. »Es ist möglich, daß in jenen Jahren mehr über ihre Vorgeschichte hätte enthüllt werden können.«

Das Licht in des Königs Augen verschwand. »Das ist zu vermuten. Aber welchem Zweck würde es dienen, wenn sie sich an eine Familie erinnerte, die sie verlor, und wieder

wüßte, welche Ungeheuer sie abgeschlachtet haben?«

»Was, wenn es noch jemanden gab, der überlebte? Jemand, an den sie sich gerne erinnern würde?« bohrte Matteo nach.

Das Gesicht des Königs nahm einen erschütterten Ausdruck an. »Es gibt Dinge, die liegen jenseits des Erlasses eines Königs und der Macht eines Magiers. Beatrix ist, was sie ist. Versuche, damit zu leben, wie ich es auch getan habe.«

Matteo verbeugte sich, um zu zeigen, daß er den Rat annahm.

»Es gibt noch etwas, Majestät. Ich bin neugierig, was meinen Vorgänger angeht, einen Jordain namens Quertus.«

»Ah«, erinnerte sich Zalathorm. »Ein weiser Mann, glaube ich, aber sehr ruhig. Jeder im Palast kann dir das und mehr erzählen.«

»Niemand im Palast spricht über Quertus«, erwiderte Matteo. »Ich habe nur gehört, er soll durch eine der Kreaturen der Königin zu Tode gekommen sein.«

Schwarze Wolken schienen sich über Zalathorm zusammenzubrauen. »Wer hat diese Lüge erzählt?«

»Jemand, der zur Wahrheit verpflichtet ist, Majestät. Eure ehemalige Ratgeberin, die Jordainin Cassia.«

»Ach.« Der König machte eine wegwerfende Geste. »Du tätest gut daran, Cassias Worte zu ignorieren. Es gibt viel über sie, was du nicht weißt.«

»Ich weiß von ihrem Groll gegen die Königin und von der einseitigen Rivalität, die sie verbitterte«, gab Matteo zurück.

König Zalathorm lehnte sich zurück und betrachtete den jungen Mann erstaunt. »Wie ich sehe, glaubst du daran, die unverhüllte Wahrheit zu sagen.«

Matteo verbeugte sich. »Wenn ich Euch vor den Kopf gestoßen haben sollte, bitte ich um Verzeihung.«

»Du überrascht mich. Es ist Jahre her, daß ich zum letzten Mal ein Mitglied deines Ordens so frei reden hörte.« Er stützte die Ellbogen auf die Armlehnen seines Throns. »Sprich weiter.«

»Cassia hatte die Hand im Spiel, als ich zum Dienst bei der Königin befördert wurde. Sie ertappte mich bei einer Dummheit und hielt es für amüsant, der Königin einen unerfahrenen Ratgeber unterzuschieben.«

»Das klingt nach Cassia«, sagte Zalathorm. »Laß mich etwas mehr von der vielgepriesenen Wahrheit der Jordaini hören.« Der König beugte sich vor und betrachtete ihn aufmerksam. »Was tätest du, Jordain, wenn der Dienst an Halruaa mit deiner Verpflichtung gegenüber deiner Herrin in Konflikt geriete? Wem gilt die größere Sympathie?«

Einen Moment war Matteo starr vor Entsetzen, als er hörte, wie der halruaanische König das Dilemma aussprach, das ihm zu schaffen machte. »Die Jordaini dienen der Wahrheit, Majestät. Ich bin sicher, die Wahrheit wird sowohl Halruaa als auch Königin Beatrix dienen.«

Zalathorm verzog angewidert das Gesicht. »Wenn ich bedeutungsloses Gerede hören will, dann rede ich mit einem Politiker! Ich will einmal in meinem Leben eine Antwort hören, keine Ausflüchte. Wenn du wählen müßtest, wem würdest du dienen: deiner Herrin oder deinem Land?«

Die Frage war unmöglich zu beantworten, dennoch zögerte Matteo keinen Augenblick. »Ich bete dafür, daß meine Entscheidung immer beiden dienen wird, Majestät. Aber wenn es einen Konflikt geben sollte, würde ich Halruaa dienen.«

Die König nickte, ließ aber nicht erkennen, wie er die Worte aufgenommen hatte.

»Genaugenommen«, fuhr Matteo fort, »veranlaßte mich dieses Dilemma, um eine Audienz zu ersuchen. Timonk, der Kämmerer der Königin, hat mich in den Palast zurückgerufen. Seine Sorge betrifft nicht so sehr Königin Beatrix' Gesundheit als vielmehr ihre Sicherheit. Er hat mir seine Hand gezeigt. Eines der mechanischen Geräte der Königin hat ihm zwei Finger geraubt.«

»Ich verstehe«, sagte König Zalathorm langsam. »Dann wundert es mich nicht, daß du nach Quertus gefragt hast. Die Wahrheit ist, daß Quertus nicht von einem der Automaten getötet wurde, sondern verurteilt wurde, weil er Magie innehatte.«

Ein plötzlicher Verdacht am Matteo. »Verurteilt, Herr? War zufälligerweise Kiva die Bluthündin, die das Urteil fällte?«

Zalathorm schwieg lange, dann sagte er: »Das ist durchaus möglich.«

»Es wäre nicht das erste Mal, daß Kiva einen unschuldigen Mann verdammt, weil es ihren eigenen Zwecken dient, und es wäre auch nicht das erste Mal, daß sich die Wege Kivas und Königin Beatrix' gekreuzt haben. Diese Angelegenheit erfordert eine genauere Untersuchung.«

Zalathorm lachte, aber es klang nicht amüsiert. »Willst du etwa andeuten, der Erkenntniszauberer sollte sich um seinen eigenen Haushalt kümmern?«

»Bei allem Respekt, Herr.«

Der Blick des Königs wurde kalt. »Das ist genug der freien Rede für einen Tag, Jordain. Du darfst jetzt zur Königin zurückkehren und ihr nach Kräften dienen.«

ACHTES KAPITEL

Nachdem sie sich von Matteo verabschiedet hatte, fand Tzigone ein Faß mit Regenwasser und befreite ihr Gesicht von der Farbe. Sie holte ein zusammengerolltes Kleid aus himmelblauer Seide aus ihrer Tasche, schüttelte es aus und zog es über ihre zerlumpten Straßenkleider. Anständig herausgeputzt machte sie sich auf Weg zurück zum Haus Basel Indoulurs in Halarahh, das er für seine häufigen Besuche in der Stadt des Königs nutzte.

Eine einsame Gestalt saß nahe dem Tor in einer erleuchteten Nische, die Passanten Schutz gewährte. Tzigone warf einen kurzen Blick auf die elegante Frau und drehte sich auf dem Absatz um, bereit, sich schnell zurückzuziehen.

»Geh nicht«, rief Sinestra Belajoon. »Ich finde dich doch wieder. Wer weiß, ob unser nächstes Treffen genauso privat und genauso angenehm verläuft?«

Tzigone dachte kurz nach. Wenn sich die Konfrontation nicht vermeiden ließ, dann könnte sie sich ihr genauso gut auch jetzt stellen. Der Himmel war samtschwarz, und der Stand der Sterne zeigte an, daß es kurz vor Mitternacht war. Nur wenige Leute hatten Grund, durch diese ruhige Straße zu gehen, und die leisten von ihnen waren für die Nacht bereits zu Hause eingekehrt.

Widerwillig drehte sich Tzigone zu der Frau um. Es war nicht lange her, da hatte sie vorgegeben, eine Magierin und

Dame zu sein. Sie hatte sich Sinestra Belajoons Vertrauen erschlichen, damit diese Frau sie mit einem gewissen Behirhändler bekanntmachte. Sie hatte Sinestra gemocht, und es war ihr unangenehm gewesen, sie zu täuschen.

Doch Sinestra Belajoon schien es sich nicht zu Herzen genommen zu haben. Ihr Blick wanderte über Tzigones blaues Kleid, und ihre Lippen verzogen sich zum Anflug eines Lächelns. »Ein Lehrling eines Beschwörers. Als wir uns das letzte Mal sahen, warst du vollwertige Illusionistin. Das ist ein Abstieg, oder?«

»Kommt darauf an. Ihr hättet mich vor einer Stunde sehen sollen.«

Sinestras Augen leuchteten. »Ich wünschte, das hätte ich. Ich bin sicher, es wäre sehr lehrreich gewesen.«

Tzigone verschränkte die Arme. »Wie bitte?«

Die Magierin gab ihr ein Stück Pergament. »Das ist eine Notiz von Cassia, der Jordainin Zalathorms. Sie schickte sie mir kurz vor ihrem Tod, und darin nennt sie dich eine Diebin. Ist das wahr?«

»Es ist wahr, daß Cassia tot ist.«

Sinestra gab ein entrüstetes Zischen von sich. »Siehst du irgendwo eine Schwadron der Stadtmiliz, die sich in meinem Schatten versteckt? Wenn du zugibst, eine Diebin zu sein, dann werde ich das nicht nur diskret behandeln, sondern ich wäre auch ganz begeistert!«

Allmählich erkannte Tzigone den Sinn dieses Treffens. »Ihr wollt eine Diebin anheuern, die Euch etwas zurückbringt.«

»Gewissermaßen. Ich will eine Diebin anheuern, die mir

dieses Handwerk beibringt.«

Tzigone betrachtete Sinestra. Ihr Haar war in kunstvolle schwarze Locken gelegt. Ein Vermögen in Gestalt eines blauen Topas schmückte ihr Dekolleté und war farblich genau abgestimmt auf die blaßblaue Seide ihres Kleides und ihrer Schuhe. »Ihr müßt nicht stehlen, Sinestra. Ihr habt schon mehr, als ihr überhaupt braucht.«

»Genau darum geht es ja. Ich habe alles, was ich mir vorstellen kann, und bin zu Tode gelangweilt«, erklärte Sinestra. Sie erhob sich abrupt. »Laß uns ein Stück gehen.«

Schweigend gingen sie auf der Allee nebeneinander her, dann kam Tzigone zur Sache. »Was wollt Ihr Euch zurückholen?«

»Meine geistige Gesundheit«, sagte Sinestra ohne Umschweife. »Ich bin ganz massiv gelangweilt. Ich bin nur noch einen Herzschlag davon entfernt, schreiend durch die Straßen zu rennen!

»Warum tut Ihr nicht das, was andere verwöhnte Frauen auch machen? Nehmt Euch einen Geliebten.«

Sinestra sah Tzigone leicht pikiert an. »Ich sagte, ich bin gelangweilt, ich bin nicht dumm. Darf ich dich erinnern, daß ich mit einem Erkenntniszauberer verheiratet bin? Er ist nicht sehr mächtig, aber talentiert genug, um Verdächtigungen erst gar nicht entstehen zu lassen.«

»Die kurze Leine?« fragte Tzigone mitleidig.

Die Magierin schob einen Finger unter ihre Kette und deutete pantomimisch an, ersticken zu müssen. »Mein Mann Belajoon hat mich mit Zaubern umgeben, die mich an solchen Vergnügungen hindern.«

»Wieso glaubt Ihr, Ihr könntet Diebin werden?«

»Weil Belajoon es nicht von mir erwartet«, gab Sinestra zurück. Sie seufzte. »Bei Wind und Wort, ich muß *irgend etwas* tun, sonst werde ich wahrhaftig verrückt!«

Da Tzigone den größten Teil des Tages als Straßenbalg verbracht und sich einen Schabernack nach dem anderen ausgedacht hatte, statt ihrem Studium der Magie nachzugehen, konnte sie dieses Gefühl gut nachvollziehen. Sie biß sich auf die Unterlippe. »Wie ernst ist es Euch?«

»Wie ernst ist es einem Nekromanten mit dem Tod?« gab Sinestra zurück. »Lehre mich, und ich werde alles tun, was du sagst.«

Tzigone hob eine Hand und fuhr sich durch die kurzgeschorenen Locken. »Würdet Ihr Euer Haar so schneiden?«

Sinestra wurde blaß. Sie blieb stehen und kniff die Augen zusammen. Aber dann sah sie die Mentorin ihrer Wahl entschlossen an. »Ja«, sagte sie ernst.

Tzigone grinste und tätschelte ihren Arm. »Vergeßt es. Ein Dieb muß jeden Vorteil nutzen, den er hat. Ihr wärt selbst inmitten eines Magierkriegs der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, sobald Ihr dort auftauchen würdet. Wir werden uns einen Weg überlegen, wie wir uns das zunutze machen.«

Sinestra verzog das Gesicht. »Ich dachte, das hätte ich schon. Ich hoffe, du kommst auf eine interessantere Idee.«

Im Gegenzug reichte Tzigone Sinestra ein kleines Buch. »Soweit ich mich entsinne, habt Ihr Spaß an Klatsch und Tratsch. Diese Dinger enthalten immer ein paar unschätzbare Kleinigkeiten.«

Sinestras Augen wurden größer, als sie ihr Grimoire wiedererkannte, ein Zauberbuch, das die persönlichen Zauber und Geheimnisse eines Magiers enthielt. Einen Augenblick später lachte sie schallend. »Oh, das wird wunderbar!«

»Das sage ich jemandem aus meinem Freundeskreis auch immer wieder«, grinste Tzigone. »Ihr seid viel leichter zu überzeugen als er.«

Sinestra hob die Brauen. »Also gibt es einen ›er‹?«

»Mehrere«, sagte Tzigone nur.

»Kluges Kind. Wenn ich so dächte, hätte ich nicht diese Probleme.« Sinestra hakte sich bei Tzigone ein.

Es war eine freundliche, beiläufige Geste, aber ein Funken Magie durchzuckte Tzigone. Es irritierte sie. Nur wenige Zauber konnten die Mauer um sie herum erreichen. Im Gegenzug konnte sie fast jeden Zauber spüren, ausgenommen den, den ihre Mutter vor langer Zeit gewirkt hatte, um die gefährlichen frühen Erinnerungen zu blockieren ...

Mutter.

Tzigone blieb stehen. Die Berührung ihrer Mutter – so fühlte sich Sinestras Magie an!

Ihr Herz raste wie wild und pochte laut in ihren Ohren, während die ruhige Straße um sie herum wie ein außer Kontrolle geratenes Kaleidoskop wirbelte. Sollte sie nach all den Jahren der Suche durch einen Zufall auf ihre Mutter gestoßen sein?

Ein Teil von ihr wollte es glauben. Sie hatte Sinestra sofort gemocht, hatte sofort ein Gefühl der Verwandtschaft empfunden. Doch diese Frau war viel zu jung, vermutlich noch keine dreißig.

Sie merkte, daß Sinestra auch stehengeblieben war und sie verwundert ansah. »Geht es dir nicht gut, Margot?«

Tzigone stürzte sich auf das Wort. »Margot? Ist das mein wahrer Name?«

Sinestra reagierte noch verwirrter. »Das ist der Name, den du benutzt hast, als wir uns begegneten. Du hattest dich aber auch als Illusionistin ausgegeben, wie soll ich das also wissen?«

Enttäuschung brandete auf, verschwand aber sofort wieder. Tzigone hatte durch Vorsicht überlebt. Wenn diese Frau einst Keturah gewesen war, würde sie sich genauso zurückhaltend benehmen. Diese Wiedervereinigung – sofern es denn eine war – mußte unbedingt in kleinen Schritten vor sich gehen.

Sie sah die hübsche Magierin an, konnte aber nichts entdecken, was sie an ihr eigenes Gesicht erinnerte. »Ich frage mich, wie ich mit Eurem Haar aussähe.«

Sinestra reagierte mit einem panischen Blick und griff sich mit beiden Händen in die schwarzen Locken. »Vergiß es! Du hast schon gesagt, daß ich es behalten darf!«

Tzigone mußte kichern. »Ich wollte es nicht für eine Perücke abschneiden. Ich habe es bloß bewundert. Vielleicht gehe ich zu einem Illusionisten und lasse ihn einen Zauber auf mich sprechen.«

Ein kurzes Aufblitzen von Gefühlen in Sinestras dunklen Augen wich schnell wieder dem Ausdruck leicht amüsierten Langeweile. Sie strich über ihr glänzendes Haar. »Dies ist alles meines. Es reicht mir bis zu den Knien, wenn ich es herablasse.«

Eine schwache Erinnerung stürzte auf Tzigone ein, ein Bild ihrer Mutter, wie sie mit ihr spielte und flüchtigen Lichtkugeln nachlief. Ihr offenes Haar folgte ihr wie ein seidiger Schatten.

»Ja«, sagte Tzigone mit leicht erstickter Stimme. »Das kann ich mir gut vorstellen.«

*

*

*

Mehrere Tage lang versuchte Matteo, die Bitte des Königs zu befolgen und seiner Herrin nach Kräften zu dienen. Beatrix brauchte seinen Rat nicht. Sie schlug seine Bitte um eine Audienz aus.

Statt dessen ließ sie einen beständigen Strom aus Kunsthandwerkern, Handwerkern und Magiern durch ihr Laboratorium fließen, während Matteo mit jeder Stunde, die verstrich, ungehaltener wurde.

Eines Morgens konnte er sich nicht länger beherrschen. Er verließ den Palast noch vor Sonnenaufgang durch die Küche und bahnte sich dabei einen Weg durch die Händler, die zum Palast kamen, um die Vorräte aufzustocken. Er wich einer Schar Gänse aus und nickte höflich, aber gedankenverloren dem Mädchen zu, das die Gänse vor sich her trieb und ihn freundlich begrüßt hatte.

Ein Blick zur aufgehenden Sonne trieb ihn zur Eile. Procopio Septus verließ sein Landhaus üblicherweise früh morgens. Der Magier würde sich Matteos Fragen weder in seinem Heim in der Stadt noch im Palast gerne anhören, aber vielleicht würde er auf dem Weg dorthin freier sprechen.

Während seines Dienstes bei Procopio war Matteo oft diesen Weg gegangen. Er sah den Magier, als der noch einige Straßen vom rosafarbenen Marmorpalast der Stadt entfernt war.

»Meister Procopio!«

Der Erkenntniszauberer blickte auf. Sein Lächeln war langsam und aufgesetzt, seine schwarzen Augen verrieten nichts darüber, was er dachte oder fühlte. »Der Held von Akhlaurs Sumpf ist also zurückgekehrt! Eine abtrünnige Bluthündin entlarvt, einen Laraken geschlagen, eine Nation von Magier-Fürsten gerettet. Bei den Göttern, Matteo! Du hast vor drei Monden meine Dienste verlassen, und so verbringst du deine Zeit? Ich dachte, ich hätte dich besser geschult.«

Matteo mußte unwillkürlich lachen. »Wäre ich länger in Euren Diensten geblieben, hätte ich wohl einen geschlosseneren Teppich gewebt. Die Ränder dieser Geschichte sind leider ausgefranst.«

Procopio hob eine weiße Braue. »Schmeichelei, Scharfsinn. Ein glatter Übergang vom Scherz über das Kompliment hin zum eigentlichen Thema. Du lernst schnell, junger Jordain. Welche losen Enden gibt es, von denen du glaubst, ich könnte dir helfen, sie zu verknüpfen?«

»Ihr wißt, daß die Elfeninquisitorin Kiva zum Tempel des Azuth gebracht wurde«, sagte Matteo und wählte seine Worte mit großer Sorgfalt, um nicht seinen Eid zu brechen. »Ich nehme an, Ihr wißt, um welche Themen es ging.«

Procopios Züge verhärteten sich, und er brauchte einen Moment, bevor er antwortete. »Wie die Weisen seit langem

wissen, war das Geheimnis hinter der Ausdehnung des Sumpfs ein Leck in einem Portal zur Ebene des Wassers. Die Gegenwart des Laraken machte es schwierig, sich dieses Lecks anzunehmen. Jede Magie, die gegen dieses Monster zum Einsatz kam, machte es nur stärker. Wenn umgekehrt das Leck geschlossen worden wäre, hätte sich der Laraken gezwungen gesehen, anderswo nach magischer Nahrung zu suchen. Letztlich wäre die Kreatur vernichtet worden, doch der Schlag, den die Magier Halruaas hätten hinnehmen müssen, wäre beträchtlich gewesen. Der Ältestenrat glaubt, dies sei Kivas Absicht gewesen. Nun ist der Laraken besiegt, und das Portal ist geschlossen, und das verdanken wir dir und deinen Freunden.«

»Es ist nicht geschlossen«, korrigierte Matteo. »Es wurde verschoben.«

Der Magier riß erschrocken die Augen auf, doch der Schock wurde von einer Welle des Zweifels überspült. »Eine ungewöhnliche Behauptung. Ich nehme an, du kannst sie untermauern.«

Mit wenigen Worten schilderte Matteo die letzten Augenblicke des Kampfs in Akhlaurs Sumpf. Der Laraken war in einer flachen Quelle verschwunden, und Kiva hatte ein gewaltiges Tuch aus schwarzer Seide über das Wasser gelegt.

»Quelle und Seide verschwanden dann«, sagte Matteo abschließend. »Ein magisches Portal zu schließen erfordert sehr viel Kraft – mehr, als Kiva meiner Einschätzung nach in dem Moment besessen haben dürfte. Ein mächtiges Artefakt könnte diese Aufgabe erledigt haben, doch nur wenige magische Gegenstände hätten den Hunger des Laraken überleben

können.«

»Ein tragbares Loch schon«, sagte Procopio finster. »Da sich diese Magie auf die Fluchtstätte konzentriert, aber nicht auf das seidene Portal, hielt der Laraken Kivas Seidenschal für genauso nahrhaft wie ein Damenkleid. Ich muß deiner Einschätzung zustimmen: Das Portal wurde verschoben. Warum weiß der Rat nichts davon?«

»Das weiß ich nicht«, erwiderte Matteo vorsichtig. »Ich habe alle Ereignisse detailliert dem Jordaini-Kolleg und den Priestern des Azuth geschildert. Es gibt noch eine Sache, die damit zusammenhängt, eine sehr delikate.« Als der Magier ihn mit einem Nicken zum Weiterreden aufforderte, sagte Matteo: »Der Jordain Zephyr war Kivas Verbündeter.«

Procopio verstummte.

»Ich weiß, daß Zephyr als Verräter starb, und mir ist auch klar, daß es ein Verstoß gegen das Protokoll ist, seinen Namen und seine Handlungen auszusprechen«, fügte Matteo schnell an.

»Warum sprichst du dann darüber?« fragte der Magier mit harter Stimme, sein Blick war starr geradeaus gerichtet. Er lief rot an und beschleunigte seine Worte, als könnte er so Abstand zu dem unerfreulichen Thema gewinnen.

Matteo schloß zu Procopio auf. »Vielleicht hat Zephyr einen Hinweis hinterlassen, der zum neuen Versteck des Portals führen könnte. Zum Wohle Halruaas ...«

Procopio blieb abrupt stehen. Er drehte sich um und warf Matteo einen Blick zu, der dafür sorgte, daß ihm seine Worte im Halse steckenblieben, als hätte man ihm eine Lanze durch die Kehle gejagt.

»Du glaubst, mir sagen zu können, was dieses ›Wohl‹ sein könnte? Die Magier-Fürsten entscheiden über solche Dinge! Ein Jordain liefert Informationen und gibt Empfehlungen – wohlüberlegt, wie man hoffen sollte, und mit angemessener Diskretion.«

Matteo entging nicht Procopios vorwurfsvoller Tonfall. »Ich habe Euch treu gedient«, erwiderte der Jordain. »Königin Beatrix hat keinen Grund, sich über meinen Rat oder meine Diskretion zu beklagen. Ich habe nie ein in mich gesetztes Vertrauten enttäuscht.«

»Und doch kommst du zu mir mit Anspielungen und Andeutungen, auch wenn du sie nicht konkretisierst!«

Das war weder gerecht noch zutreffend, doch Matteo sagte nichts dagegen.

»Zephyr hat getan, was er getan hat«, fuhr Procopio Septus fort. »Ich kann es weder erklären noch entschuldigen. Das *werde* ich auch nicht, auch wenn es Leute gibt, die wollen, daß ich umherrenne und entwürdigende Erklärungen abgebe. Du bist jung und viel zu idealistisch, als es für dich oder jemand anderen gut sein kann. Sicher wirst du festgestellt haben, daß Ehrgeiz in Halruaa ein Ideal ist. Jeder ehrgeizige Magier der Stadt – *jeder* Magier überhaupt – wird sich an die Schmach durch meinen Jordain erinnern und sie als Waffe gegen mich benutzen. Liefere ihnen nicht noch zusätzliche Pfeile für ihren Köcher!«

»Das ist nicht meine Absicht.«

»Deine Absicht? Die Jordaini kennen ein Dutzend Sprichwörter über den Wert guter Absichten!« gab Procopio Septus zurück. »Vergiß deine *Absichten* und konzentriere

dich auf deinen Eid. Du darfst über nichts sprechen, was du gesehen oder gehört hast, als du in meinen Diensten standest – weder direkt noch durch Anspielungen. Wenn du es doch tust, dann schwöre ich dir bei Wind und Wort, daß du den alten Elfen um sein Schicksal beneiden wirst!«

Procopio schien mit jedem Wort größer und mächtiger zu werden, und als er seinen Wutausbruch beendet hatte, überragte den viel kleineren Jordain haushoch. Es war ein einfacher Zauber, eine Laune, die manche Magier ohne zu denken auslösten, wenn man sie ärgerte oder herausforderte.

»Ihr müßt mich nicht an meine Jordaini-Schwüre zu erinnern«, sagte Matteo ein wenig beleidigt. »Wenn Ihr wollt, werde ich nochmals schwören, daß alles, was ich in Eurem Dienst gehört oder gesehen, nur Teil meiner Erinnerung bleiben wird.«

»Solange das der Fall ist«, brummte Procopio, »habe ich keinen Anlaß, mit dem Jordaini-Rat zu sprechen. Aber sei gewarnt: Wenn ich dich wegen Vertrauensbruchs anzeige, werden dich deine Leistungen in Akhlaurs Sumpf auch nicht retten!«

Der Magier verschwand in einem Blitz azurfarbenen Feuers. Matteo blinzelte noch, weil er Sterne sah, als er eine leichte Berührung am Rücken verspürte, die einen Blitz im Kreis ergab. Das Symbol der Jordaini.

Er drehte sich um und sah eine zierliche Frau, die das blaue Kleid eines Lehrlings trug und ein freches Grinsen zur Schau trug. Sie stand da, gegen eine Gartenmauer gelehnt, und hatte einen Jordain-Anhänger um einen Finger gewickelt. Matteo sah an sich herab und stellte fest, daß sein Me-

daillon verschwunden war. Er, der bis zum äußersten trainierte Krieger, hatte weder Tzigone nahen gehört noch den Diebstahl bemerkt.

Wut ließ seine Stimme schneidend werden. »Hast du nichts zu tun?«

Ein wenig von Tzigones guter Laune wich aus ihrem Gesicht. »Basel hat mich einkaufen geschickt«, murrte sie. Sie hielt eine Schnur aus kleinen, streng riechenden Pilzen hoch. »Du glaubst nicht, was er damit tun will.«

Matteo antwortete automatisch: »Die Sporen werden als Zauberkomponente benutzt. Verteilt man sie vor dem Regen auf einem Schlachtfeld, lassen sie das Bild einer Armee entstehen. In Friedenszeiten kann man den Zauber verändern, um sich gegen Eindringlinge zu schützen. Die Pilze werden auch als Zutat für die Füllung von Giftschlangen verwendet, als natürliches Gegenmittel gegen jedes Gift, das noch im Fleisch des Tiers verblieben sein mag.«

Tzigone sah Matteo verärgert an. »Du mußt auf Feten ja sehr beliebt sein. Was wollte der alte Schneefalke?«

Matteo gewöhnte sich langsam an die abrupten Themenwechsel der jungen Frau und vollzog auch diesen Wechsel mit. »Schneefalke« war im übrigen ein treffender Name für Procopio.

»Nichts von Wert, fürchte ich. Meister Procopio wollte nicht über Zephyr reden und hat mich gewarnt, Nachforschungen anzustellen. Wie es scheint, hat man mir gerade eine weitere Tür vor der Nase zugeschlagen. Tut mir leid.«

Sie nahm seine Entschuldigung mit einem Achselzucken hin. »Hat Procopio einen Jordain gefunden, der Zephyr

ersetzt?«

»Ich glaube nicht.«

»Gut, dann ist das Quartier des Elfen wahrscheinlich unberührt.«

Matteo atmete langsam aus. »Mir gefällt nicht, wohin das führt.«

»Keine Angst«, sagte Tzigone und machte eine flüchtige Geste. »Ich war erst vor kurzem im Landhaus des Schneefalken, und ich bin nicht darauf versessen, dorthin zurückzukehren.«

»Tatsächlich?« fragte Matteo.

Tzigone wandte den Blick von ihm ab. »Lieber lasse ich mich nackt ausziehen, mit Honig einschmieren und irgendwo hinstellen, wo Käfer auf mir herumkrabbeln können, ehe ich noch einmal diesem Mann gegenübertrete. Ist das ein deutlicher Vergleich?«

»Er genügt vollauf.« Donner hallte vom See hinüber. Matteo wies auf die Pilze. »Die bringst du besser zu deinem Meister, ehe es zu regnen beginnt.«

Tzigone warf ihm einen Kuß zu und machte sich auf. Sie sang vor sich hin, um sich davon abzuhalten, vor Enttäuschung laut aufzuschreien. Wenn Matteo nicht die Hindernisse überwinden konnte, denen sie ständig gegenüberstanden, welche Hoffnung gab es dann, daß sie allein Erfolg haben konnte?

Sie ging direkt in Basel Indoulurs Arbeitszimmer. Der sah auf und lächelte Tzigone freundlich an. Aus einem Impuls heraus entschied Tzigone, Basel sei vermutlich die beste Hoffnung, etwas über ihre Mutter in Erfahrung zu bringen.

Er war geduldig, was ihren Wissensdurst anging, und überschüttete sie seinerseits nicht mit Fragen. Basel hatte ein oder zwei dunkle Geheimnisse – und sie hatte sich große Mühe gegeben, sie in Erfahrung zu bringen –, aber wer hatte die nicht?

»Meister Basel, könnt Ihr mir etwas über eine Magierin namens Keturah sagen?«

Eine nicht nachvollziehbare Empfindung ließ sein Gesicht abrupt wie versteinert wirken. Er senkte den Blick, dann räusperte er sich. Als er wieder aufsah, hatte er sich gefaßt und lächelte leicht. Tzigone spürte, wieviel Mühe Basel das kostete, und fragte sich nach dem Grund.

»Wo hast du diesen Namen gehört, mein Kind?«

»In Akhlaurs Sumpf. Sie sagten, Keturah sei in der Kunst der Beschwörung begabt gewesen. Sie verglichen mich mit ihr.« Das war im wesentlichen wahr. Tzigone brachte ihr aufbegehrndes

Gewissen zum Schweigen und sah Basel Indoulur ins verschlagene Gesicht.

»Wer waren diese ›sie‹?«

Sie reagierte mit einem Achselzucken und einer vagen Geste. »Sie eben, Ihr wißt schon.«

»Tzigone.« Basels Stimme war untypisch ernst.

»Kiva.«

»Ach.« Basel Indoulur stieß das Wort zusammen mit einem Seufzer aus. »Nun ja, das paßt. Was hat Kiva sonst noch gesagt?«

»Nichts. Jedenfalls nicht, wenn man das Bewerfen mit Feuerkugeln nicht als Unterhaltung wertet.«

»Ich verstehe. Und von wem hast du diesen Namen gehört?«

Die Hartnäckigkeit des Magiers verwirrte Tzigone. »Von Andris. Dem Jordain, der den Entzug der Magie durch den Laraken überlebte.«

»Ach, ja, die Geschichte hat wirklich für Aufsehen gesorgt.« Basel stützte die Ellbogen auf die Tischplatte und faltete die Hände. »Eine faszinierende Geschichte. Ein Jordain zeigt keine Anzeichen für latente Magie, und doch ruht die Magie – ein Echo eines fernen Elfenvorfahren – in ihm. Der Jordaini-Rat diskutierte, ob Andris nun über magische Kräfte verfügt oder nicht und ob er ein falscher oder ein wahrer Jordain war. Damit ist der Rat nicht allein. Ein Magier kann sein Gemach nicht mehr verlassen, ohne in eine philosophische Debatte über die Art der Magie und des Lebens zu geraten. Die Azuthaner werden *dieses* Rätsel nicht lösen, aber ich bin auf ihre Berichte gespannt, was Andris angeht. Doch zurück zum Thema.« Basel Indoulur sah Tzigone an. »Darf ich fragen, warum du dich für Keturah interessierst?«

Tzigone wies auf die Portraits, die an allen Wänden des Raums hingen und einen stets präsenten Kreis von Indoulur-Vorfahren bildeten. »Ihr entstammt einer langen Reihe von Beschwörern. Ich habe keine Familie. Niemand kann zu mir sagen: ›Mach dir keine Sorgen, deine Schwester hatte mit dem Zauber auch Probleme.‹ Ihr habt selbst gesagt, meine magischen Begabungen seien verwirrend. Vielleicht würde es mir helfen, mit jemandem zu reden, der auch nur ein wenig so ist wie ich.«

Basel lehnte sich zurück und fixierte einen weit entfernten Punkt, als betrachte er eines der Portraits an der Wand und ermesse den Wert von Verwandtschaft und Abstammung. »Ein gutes Argument«, sagte er schließlich. »Aber wäre es nicht sinnvoller, nach deiner eigenen Familie zu suchen anstatt nach einer Magierin, die ähnlich begabt ist?«

»Natürlich wäre es das«, sagte Tzigone rasch, da ihr klar war, daß eine Verneinung eine allzu offensichtliche Lüge gewesen wäre. »Ihr müßt nicht glauben, ich hätte das nicht versucht. Ich habe mich sogar eine Weile um Behir-Junge gekümmert, um zu lernen, wie man Abstammungsaufzeichnungen lesen muß. Bei den Kreuzungen, die die Züchter vornehmen, sind diese Aufzeichnungen fast so komplex wie die Tabellen der Magierbegabungen.«

»Sehr erfinderisch«, murmelte Basel. »Aber wenn deine Vorfahren nicht gerade achtbeinige Krokodile sind, führen dich solche Anstrengungen nicht weit.«

Tzigone zögerte, da sie überlegte, wieviel sie ihrem Meister anvertrauen konnte. »Ich habe auch versucht, Einblick ins Verzeichnis der Königin zu nehmen.«

Basel versteifte sich. »Und was hast du erfahren?« fragte er und klang eine Spur zu beiläufig.

Seine Reaktion veranlaßte Tzigone zum sofortigen Rückzug. »Ehe ich etwas herausfinden konnte, entdeckte mich Cassia, die Jordainin der Königin, und warf mich in einen verschlossenen Raum.«

»Dessen Tür sich auf mysteriöse Weise öffnete, wie ich annehme.«

»Das Leben ist voller Rätsel«, nickte Tzigone.

»Cassia wurde ermordet, bevor sie dich zu Fall bringen konnte«, fügte er an.

Über diesen Punkt wollte sie nicht so gern nachdenken. Kiva benutzte Cassia, um Tzigone in Akhlaurs Sumpf zu locken. Tzigone lebte mit dem Wissen, so gut sie konnte. Steckte noch mehr dahinter? Hatte Cassia irgendein Geheimnis gekannt, das für Kiva ein Grund gewesen war, sie zu töten?

Basel löste sich aus der nachdenklichen Stimmung. »Keturah verschwand eines Tages einfach. Niemand weiß genau, was aus ihr geworden ist. Da kein Halruaaner gerne über seine Fehlleistungen spricht, wird man dein Begehren als erheblichen Verstoß gegen das Protokoll betrachten – und als eine Herausforderung an alle Magier, die es vor dir versucht haben und gescheitert sind. Du mußt wissen, daß jede Frage, die du stellst, mit hundert anderen beantwortet werden wird. Verzeih, Kind, aber kann deine Vergangenheit eine solche Aufmerksamkeit ertragen?«

Es war keine beiläufige Frage in einem Land, in dem Gaukler als Betrüger und Taschendiebe galten und Diebstahl mit Verstümmelung geahndet wurde. »Es gibt also nichts, was ich tun kann«, sagte sie mit dumpfer Stimme.

Basel sah Tzigone einen Moment lang an. »Wenn du so entschlossen bist, dieser Sache nachzugehen, dann kann dir Dhattiari Exchelsor vielleicht weiterhelfen. Er war mit der fraglichen Dame verheiratet.«

Tzigone war davon völlig überrascht. Plötzlich kehrten lebendige Erinnerungen zurück an jene Nächte, wenn sie aus dem Schlaf gerissen wurde, um vor dem Ehemann ihrer

Mutter die Flucht zu ergreifen. Ihre Antipathie gegenüber dem Mann war So groß, daß sie nie daran gedacht hätte, nach ihm zu suchen oder auch nur seinen Namen in Erfahrung zu bringen. Es war eine einfache Lösung, ein direkter, kurzer Weg. Doch der Gedanke, dem Mann gegenüberzutreten, löste in ihr tiefsitzende Angst und Wut aus. Tzigone mußte sich bemühen, die Erinnerungen zu unterdrücken.

»Ich soll einfach bei diesem Magier vorbeischaun und mit ihm reden?«

Basel breitete die Hände aus, um ihr zu zeigen, daß er nicht sicher war. »Exchelsor ist ein sehr zurückgezogener Mann. Er ist kein Mitglied des Ältestenrates und sehr verschlossen. Ich kann dir nicht sagen, wie er über diesen Punkt denkt. Nachdem Keturah fort war, beantragte er beim Ältestenrat eine rechtskräftige Scheidung. Dennoch schickte er eine Reihe von Magiern und Söldnern aus, die nach Keturah suchen sollten. Vor etwa fünf Jahren hörte ich in dieser Angelegenheit zum letzten Mal einen Bericht. Vielleicht hat er sich damit abgefunden, daß Keturah ihn für immer verlassen hatte.«

Das paßte zu Tzigones Erinnerungen. »Warum ist Keturah gegangen?«

»Das kann ich dir nicht sagen«, erwiderte Basel achselzuckend. »Vielleicht kann Exchelsor es. Besser wäre es vielleicht, einen anderen zu ihm zu schicken, damit der sich mit ihm unterhält, jemanden, der einen guten Grund nennen kann, um diese Fragen zu stellen.«

Matteo könnte das. Jeder Magier würde dem Jordain der Königin Tür und Tor öffnen. Der Kampf in Akhlaurs Sumpf

würde zur Sprache kommen, so wie es immer der Fall zu sein schien. Kiva hatte hinter dem Kampf gesteckt, und sie war auch ausgeschickt worden, um Keturah zu suchen. Matteo würde sicher einen Weg finden, das Gespräch von Kiva auf die Magierin zu lenken.

»Klingt vernünftig«, sagte sie.

»Was zweifellos bedeutet, daß du genau das Gegenteil tun wirst.«

Seine Bemerkung ließ sie grinsen, dann runzelte sie die Stirn. »Allen Erwartungen zu widersprechen macht berechenbar, nicht wahr?«

»Aber nur, wenn du es *immer* machst. Von Zeit zu Zeit solltest du tun, was richtig ist«, riet er. »Es wird die meisten Leute erstaunen und für die übrigen ein Mysterium sein.«

Sie mußte lachen. »Ein guter Tip. Vielleicht werde ich ihn befolgen.«

Basel lächelte und entließ sie mit einer Geste. Er behielt das Lächeln bei, bis sie die Tür hinter sich geschlossen hatte. Dann vergrub er sein Gesicht in den Händen. Er dankte der Herrin Mystra, und im nächsten Moment verfluchte er sie für die bittersüßen Erinnerungen, die das Mädchen weckte.

»Keturah«, murmelte Basel. In seiner Stimme schwang eine Sehnsucht, die nie nachgelassen hatte und die nie in Vergessenheit geraten war. »Ich hätte nicht gedacht, deinen Namen noch einmal zu hören, von deinem Lied ganz zu schweigen! Doch bei Wind und Wort, es hallt im Lachen deiner Tochter nach!«

*

*

*

Tzigone schloß die Tür zu Indoulurs Arbeitszimmer, dann lehnte sie sich erschöpft dagegen. Sie hob die Hände, die Innenflächen nach oben gerichtet. »Procopio«, murmelte sie und ließ die linke Hand sinken, als hielte sie ein schweres Gewicht. Sie sprach den Namen des Mannes ihrer Mutter aus, und ihre rechte Hand sackte noch tiefer. Einen Augenblick lang stand sie da und bewegte ihre Hände wie unschlüssige Waagschalen.

Plötzlich stieß sie sich von der Wand ab und eilte zu Basels Kammer des Sehens, wobei sie in den gleitenden, lautlosen Gang verfiel, die sie in hundert verbotenen Fluren immer weiter verfeinert hatte. Es konnte nie schaden, *alle* Fertigkeiten stets in Alarmbereitschaft zu halten.

Die Kammer war eine wahre Absonderlichkeit. Der Raum war rund, die Kuppeldecke und der Spiegelboden ließen ihn wie eine Kugel erscheinen. Eine Wandmalerei vermittelte das Bild einer Unterwasserlandschaft mit waberndem Seetang, phantastischen Korallenbauwerken und bunten Fischschwärmen. Ein Pärchen Meerjungfrauen war ineinander verschlungen, erstarrt in einem entwürdigenden, aber unterhaltsamen Kampf. Das Licht legte über den Raum einen tiefblauen, sanft wogen Schleier. Kristallkugeln schwebten wie übergroße Luftblasen umher. Tzigone nahm sich eine der Kugeln und setzte sich auf ein künstliches Riff.

Basel hatte ihr die Grundlage magischer Kommunikation vermittelt, doch Tzigone hatte sich noch andere interessante Kenntnisse angeeignet. Mit Sinestra Belajoon Kontakt aufzunehmen war eine Leichtigkeit. Sie richtete die Kugel aus, indem sie den Ring benutzte, den sie Sinestra bei ihrer letz-

ten Begegnung vom Finger gestreift hatte.

Wolken zogen durch die Kristallkugel und teilten sich, um den Blick auf Sinstras Gesicht freizugeben. Sie wirkte neugierig, aber gefaßt – eine angemessene Reaktion, wenn man einen Ruf unbekannter Herkunft erhält. Als Tzigone den Ring hochhielt, begann Sinestra gar nicht damenhaft laut zu lachen.

»Du kannst den Ring behalten«, sagte sie immer noch breit grinsend. »Betrachte ihn als Vorschuß darauf, daß du mir diesen Trick beibringst.«

»Alles zu seiner Zeit«, empfahl Tzigone. »Erst müßt Ihr lernen, Euch in meinem Schatten zu bewegen, dann werde ich Euch lehren, wie Ihr allein handelt.«

Sinestra strahlte. »Wann und wo?«

»Ihr kennt Procopio Septus?«

Sinestra riß den Mund auf. »Ob ich ihn *kenne*! Er ist einer der mächtigsten Erkenntniszauberer im Land! Willst du *sein* Landhaus ausrauben?«

»Warum eigentlich nicht?«

»Warum eigentlich *nicht*?« Die Magierin warf die Hände hoch. »Wo soll ich anfangen? Bist du völlig verrückt?«

»Ich war schon einmal dort. Es ist nicht so schwierig.«

»Da ich es für unmöglich halte, wirst du wohl recht haben. Mädchen, hast du keinen besseren Plan?«

»Ich habe andere Möglichkeiten, doch die taugen nichts. Dies ist der beste und leichteste Weg, um an den Schatz zu gelangen, der mir vorschwebt.«

Sinestra sah sie abschätzend an. »Und was soll das sein?«

»Ihr seid die Erkenntniszauberin. Welcher Art von Schatz

geht Ihr nach?«

Die Hand der Magierin schoß sofort an die schwarze Perlenkette um ihren Hals, doch ihre Augen leuchteten verstehend auf. »Informationen können kostbarer sein als Rubine – und schwieriger aufzuspüren als gestohlene Edelsteine. Also laß es uns tun!«

Tzigone hatte eine längere Diskussion erwartet. »Ihr setzt viel Vertrauen in eine Diebin, die Ihr kaum kennt. Das könnte riskant sein.«

»Nein. Ich trage einen Teleportationsring, und du kannst sicher sein, daß ich dich beim ersten Anzeichen für Schwierigkeiten im Stich lassen werde. Mein verehrter Gatte Belajoon hat ihn mir gegeben, damit ich sofort an seiner Seite auftauchen kann, wenn er nach mir ruft.«

»Ein nettes Geschenk.«

»Ein letzter Ausweg, das versichere ich dir.«

Tzigone beschrieb instinktiv ein Schutzzeichen über ihrem Herzen – eine Gewohnheit, die sie von den abergläubischen Gauklern übernommen hatte, mit denen sie jahrelang gereist war. In deren Welt gab es keinen »letzten Ausweg«. Es gab nur viele Möglichkeiten und die Hoffnung, daß sich immer noch eine bessere Möglichkeit ergab. Das war die Denkweise, von der sie sich leiten ließ. Der Weg zu Exchelsor klang eher wie ein letzter Ausweg. Erst mußte sie die Verbindung zwischen Sinestras Magie und ihren Erinnerungen an ihre Mutter finden. Wenn sich herausstellen sollte, daß Sinestra und Keturah ein und dieselbe Person waren, dann würde sie sich gar nicht erst mit Dhamari befassen müssen.

»Erste Lektion«, sagte Tzigone nachdrücklich. »Wenn Ihr allen Ernstes Diebin werden wollt, dann dürft Ihr nie etwas als ›letzten Ausweg‹ bezeichnen. Das ist so, als wolltet Ihr die Götter herausfordern, Euch das Gegenteil zu beweisen. Ganz egal, wie schlecht es auch kommt, sie können sich immer noch etwas schlechteres für Euch ausdenken.«

Sinestra setzte eine nachdenkliche und zugleich mitfühlende Miene auf. »Wie ist es möglich, daß du so zynisch bist, wenn du noch nie verheiratet warst? Eines Tages würde ich gerne deine Geschichte hören.«

Tzigone zwang sich zu einem Zwinkern und erwiderte: »Das würde ich auch gern.«

NEUNTES KAPITEL

Eine Bande von Elfen schlich durch den Waldpaß, der vom Dschungel von Mhair durch die Berge am westlichen Rand Halruaas führte. Der Baumbestand endete völlig abrupt, und die bewaldete Landschaft wich so plötzlich einem freien Gelände, wie eine Klippe steil ins Meer abfällt. Die Elfen blieben stehen und sahen zu dem geisterhaften Menschen, der sie geführt hatte.

Andris hockte sich hin und betrachtete das Grenzland. Durch den Regen, der mehrere Tage lang angehalten hatte, war das Gras auf Kniehöhe geschossen. Dichter Nebel verhüllte den Nachthimmel, das einzige Licht kam von einem Monument am anderen Ende des Feldes, einem Monument, das an die linke Hand eines Mannes erinnerte, deren Zeigefinger nach oben ausgestreckt war. Geheimnisvolle Feuer umgaben die Hand wie ein tanzender Nimbus und verbreiteten ein sanftes Leuchten im Nebel.

«Das Symbol Azuths«, sagte Andris leise, da dies ein heiliger Ort war und er nicht gehört werden wollte. Aus der Ferne drang eine Kakophonie aus Gelächter und Musik zu ihnen herüber, die Geräuschkulisse eines Gelages, das in krassem Gegensatz zu der ruhigen Umgebung stand. »Achtet auf Manifestationen des Herrn oder der Dame.«

Kiva deutete auf die schlanken grauen Hunde, die offenbar aufgeregt am Rand des Tempelkomplexes hin- und her-

liefen. Azuths Gunst zeigte sich oft durch das Auftauchen grauer Tiere. »Was ist mit den Hunden?«

Eine zierliche Elfe, die die kunstvoll geflochtenen Zöpfe einer Schamanin trug, kroch zu Andris. Sie holte eine Handvoll polierter schwarzer Steine aus der Tasche, ballte eine Faust und sah zu den aufgebrachten Hunden sowie an ihnen vorbei.

»Die Struktur des Gewebes ist eng um diese Bestien«, verkündete die Schamanin. »Sie sind beunruhigt – möglicherweise verwirrt durch das Verhalten ihrer Meister oder die wilde Magie. Aber es sind natürliche Wesen.«

Kiva nickte zufrieden und gab den Bogenschützen ein Zeichen, die hinter ihr hockten. Sie legten Bolzen in ihre kleinen Armbrüste ein und schossen sie in zwei raschen Salven ab. Die Hunde erschrecken, sprangen auf, ruderten wild mit den Pfoten und fielen im nächsten Moment in einen tiefen, durch Kräuter ausgelösten Schlaf.

Andris begann, durch das hohe, nasse Gras zu kriechen. Er spürte, daß die Elfen sich hinter ihm bewegten, obwohl er sie nicht hörte. Ein dichter Baumhain umgab den Tempel und versprach Schatten und Schutz.

Die ausgelassene Feier wurde immer lauter. Als sie das Monument passierten, deutete Kiva auf den Wahlspruch des Azuth, der dort eingraviert war. »*Ruhe und Vorsicht*«, murmelte sie verächtlich.

»Sie lieben Magie um ihrer selbst willen«, betonte Andris. »Von Zeit zu Zeit lassen sie wilder Magie freien Lauf und tanzen inmitten des Chaos, nur um es zu erleben.«

Nadage, der Führer des Kriegstrupps, kam an Andris' Sei-

te. »Woher wußtest du, daß der wilde Tanz heute stattfinden würde?«

»Es gibt kein festes Muster, keine feste Zeit.« Andris sah zu den Elfen, die herbeigekrochen kamen, um ihn zu hören. »Als ich im Tempel des Azuth war, hörte ich zwei Priester über einen neuen Magistrat reden – eine besondere Art von Priester. Viele der hier Versammelten sind auch befördert worden. Sie wollten noch vor Vollmond feiern, in einer Nacht, in der es nicht regnet, die aber unter einem dichten Nebelschleier liegt.«

»Sie wollen ihre Torheit in der Dunkelheit verbergen«, folgerte Nadage.

»Sie wollen das beste aus ihren magischen Gegenständen und Lichtzaubern herausholen«, berichtigte Andris. »Das Licht innerhalb des Kreises wird gleißend hell sein, was für uns um so besser ist, da sie nicht sehen können, daß wir uns nähern.«

Cibrone, die Schamanin, spähte in den Hain, der zwischen ihnen und den Feiernden lag. »Ich hoffe, du hast recht, *Karasanzor*. Wir verstoßen gegen den Vertrag, indem wir diese Ländereien betreten, und riskieren den Zorn der Magier Halruaas. Viele von uns tragen noch Narben von ihrem letzten Krieg gegen das Volk.«

Andris legte eine durchscheinende Hand auf die Schulter der Elfe und war dankbar, daß sie nicht zurückschreckte. »Deine Zauber sind bereit?«

Die Schamanin klopfte auf den Beutel an ihrem Gürtel und sah zu Nadage, damit der das Startsignal gab.

»Los«, sagte der Anführer lediglich.

Die Elfen erhoben sich und huschten auf die Bäume zu. Geschickt wie Lemuren kletterten sie in die Baumkronen und waren verschwunden. Andris blieb am Boden und vertraute darauf, daß sein transparentes Äußeres ihm Schutz genug bot. Er ging langsam weiter, stets auf der Hut vor einem Anzeichen für Azuths Mißfallen. Am Rand des Hains blieb er stehen und beobachtete aufmerksam die Lichtung vor ihm.

Ein leuchtender Kreis war ins weiche Moos gezeichnet worden, so groß, daß er den Spiegel der Herrin und den größten Teil der Lichtung einschloß. Eine riesige, durchscheinende Kuppel überwölbte den Teich. Innerhalb des Kreises tobte wilde Magie. Magische Funken sprangen und zuckten, wobei sie den Nebel in immer neue Farben tauchten. Flüchtige, ausgelassene Illusionen schossen durch die Luft und spiegelten sich auf der Wasseroberfläche. Der Lärm von Brandung, Sturm und Gesang rollte wie Wellen über die Menschen hinweg, die im Inneren des Preises ausgelassen feierten. Sie trugen alle die graue Kleidung der Anhänger des Azuth und über ihrem Herzen das Symbol ihres Gottes. Bunte Feuer tänzelten um jede gestickte Hand und gaben den jeweiligen Rang des Feiernden an. Die Azuthaner jagten umher wie unbändige Kinder oder wanderten benommen hin und her, um mit den Händen durch den leuchtenden Nebel zu fahren. Ihre Lieder und ihr Lachen erhoben sich mit dem Mahlstrom, wurden verstärkt und von Abwehrzaubern verzerrt, die alles umschlossen.

Nadage kam leise zu Andris. »Ruhe und Vorsicht«, wiederholte er genauso abfällig wie Kiva.

Einige Personen hielten sich außerhalb des Kreises auf. Andris wies auf zwei Frauen, die Schwerter trugen und in praktische graue Tuniken und Hosen gehüllt waren. Rote Flammen tanzten um ihre Azuth-Symbole. »Diese Farbe läßt Erfahrung und Kraft erkennen. Diese Frauen gehören nicht zu den Klerikern, sondern sind Kämpferinnen, möglicherweise Kampfmagierinnen. Schaltet sie zunächst aus, danach die mit gelber Aura.«

»Und der mit der weißen?« Der Elf wies auf einen großen Mann, dessen heiliges Symbol so strahlte wie ein kleiner Stern.

»Der neue Magistrat«, sagte Kiva, die zu den beiden Männern stieß. »Vergeßt nicht, was wir von ihm zu erwarten haben.«

Nadage blickte in die Baumkronen hinauf und stieß einen leisen Ruf aus, der von einem müden Vogel hätte stammen können, der durch ein Geräusch geweckt worden war. Als Reaktion schoß ein Pfeil durch das Laub und wurde weit in den Himmel getragen. Er wurde allmählich langsamer, als er sich dem Zenith seines Fluges näherte, dann flog er – immer schneller werdend – mitten in die Gruppe der Feiernden. Er traf die Kuppel und zerbarst. Lichtschwaden zogen wie ein Schutzschild über die Lichtung.

Wie Andris erwartet hatte, löste der Pfeil einen Zauber aus, der Angreifer so lange aufhalten würde, bis sich die Feiernden vom Einfluß der wilden Magie befreit hatten. Gleichzeitig war es ihnen aber auch unmöglich, die schützende Kuppel zu verlassen.

Die Feiernden waren so von ihrer wilden Magie gefesselt,

daß sie kaum das jüngste Aufflammen magischen Feuers wahrnahmen. Die Wachen waren jedoch sofort in Bereitschaft gegangen. Eine der Kriegerinnen zog eine schmale Pfeife aus dem Gürtel und blies hinein. Andris hörte nichts, aber die Elfen hielten sich die Ohren zu.

»Sie rufen die Hunde«, erklärte Kiva unter Schmerzen. »Das wird ihnen nicht viel nützen!«

Die Wachen kamen zur gleichen Einsicht. Die Frau warf die Pfeife weg und zog ihr Schwert. Ihre Partnerin begann mit den Gesten für einen Zauber. Die karmesinroten Flammen rund um das heilige Symbol der Zaubernenden schossen mit zunehmender Macht immer höher. Heiliges Feuer umgab die Klinge ihres Schwerts auf voller Länge.

Andris atmete heftig ein. An seiner Seite war immer noch Nadage, der den Jordain besorgt ansah. »Nicht gut?«

»Ein glühendes Schwert ist selten gut, es sei denn, man ist der, der es in Händen hielt.«

Ein Sirren ertönte, und im nächsten Moment ragte ein Pfeil aus der Kehle der Kriegerin. Blut floß aus der Wunde, vermischte sich mit den Flammen Azuths und erstickte sie schließlich. Sie ließ das Schwert fallen und sank in die Knie, beide Hände um den tödlichen Pfeil gelegt.

»Nein!« schrie Andris und wirbelte zu Kiva herum, die ruhig dastand und den Bogen in der Hand hielt.

Das Wort platzte heraus, noch ehe ihm die Folgen klar waren. Nadage sah so entsetzt aus, wie Andris sich fühlte.

»Das war nicht abgemacht«, zischte Nadage. »Wir sollten die Menschen ausschalten, nicht töten.« Er sah Andris zum ersten Mal in die Augen. »Wir müssen uns zurückziehen«

Kiva schüttelte den Kopf und wies auf den Magistrat. »Zu spät! Versteckt euch!«

Der neue Priester hatte sich umgedreht, als er Andris' Ruf vernahm. Er hob die Hand wie ein Kind, das einen Ball werfen wollte. In ihr entstand eine leuchtende Kugel.

Ehe der Magier aber sein magisches Geschoß abfeuern konnte, verschwanden die Elfen wie Schatten in den Bäumen, und Andris verbarg sich hinter einer breiten Zypresse. Er verhielt sich so ruhig, daß er kaum zu atmen wagte.

Aus dem Augenwinkel heraus sah er, wie das Licht an ihm vorbei in den Hain flog. Im Flug teilte es sich in fünf Feuerbälle auf, die suchend umherschwirrten. Sie schossen hier und da zwischen Bäumen hindurch, bis sie wie Glühwürmchen in der Morgendämmerung erloschen.

Andris atmete erleichtert aus. Die Fähigkeit für diesen Zauber war jedem Magistrat gewährt, doch dieser Mann hatte die Macht noch nicht lange genug, um ihre Grenzen zu kennen: Er konnte kein Ziel treffen, das er weder sehen noch benennen konnte.

Er spähte um den Baum, als sich eine alte Frau erhob. Ihr schütteres weißes Haar strahlte im reflektierten Licht ihres heiligen Symbols wie der Mond. Sie hob beide Hände und begann mit den Gesten für einen Zauber.

»Die alte Magistratin«, flüsterte Andris und schirmte seine Augen mit einer Hand ab, während er in das gleißend weiße Licht blinzelte, das die Priesterin umgab. Er erhob die Stimme und rief: »Mach dich bereit, Cibrone! Die Magierin wirkt einen Schutzzauber. Eine Wand!«

Die Schamanin ließ sich vom Baum fallen, tauchte beide

Hände in ihren Beutel und holte sie voller Saatgut wieder heraus. »Bring mich näher heran, *Karasanzor!*«

Andris rannte im Zickzack auf die Lichtung zu, dicht gefolgt von der Elfe. Mehrere Azuthaner schleuderten den schattenhaften Angreifern magische Verteidigungsmaßnahmen entgegen. Ein Meteoritenhagel aus winzigen Feuerkugeln kam auf die beiden zu, löste sich aber kurz vor Andris in Nichts aus – die Magieresistenz der Jordaini machte solche Waffen wirkungslos.

Andris suchte nach ersten Anzeichen für die Wand. Er lächelte grimmig, als sich ein kurzes Stück hinter dem Hain eine Steinwand zu erheben begann. Azuthaner waren ein frommes Völkchen – eine Feuerwand wäre schwieriger zu durchdringen gewesen, doch ihr erster Impuls war es gewesen, sich mit dem Grau Azuths zu umgeben.

Die Schamanin schleuderte ihre Saat gegen den Fuß der Wand und setzte zu einem hohen, klagenden Gesang an. Grüne Ranken erhoben sich aus dem Boden, krallten sich in die Wand und wuchsen so schnell empor wie diese.

Als die Wand eine Höhe erreicht hatte, die genügte, um den Blick auf Angriff zu behindern, sprangen die Elfen aus den Bäumen und stürmten vor. Es war alles eine Frage der Zeit, da sie die Mauer durchbrechen mußten, ehe die wilde Magie erlosch und sich die Feiernden an der Verteidigung beteiligen konnten. Sie griffen nach den Ranken und kletterten an der rasch emporschießenden Wand nach oben. Als sie den höchsten Punkt erreicht hatten, griff Andris nach Kivas Arm und sagte: »Überwältigen. Sonst nichts.«

Die Elfe schüttelte ihn ab, ging auf ein Knie, zog den Bo-

gen von der Schulter und legte in einer einzigen fließenden Bewegung einen Pfeil auf, der im nächsten Moment die Luft zerschnitt.

Ihr Pfeil bohrte sich durch das Herz des neuen Magistrats und ließ ihn mehrere Schritte nach hinten taumeln. Einen Augenblick stand der Mann da und starrte verblüfft auf den Schaft, der aus seiner Brust ragte.

»Zu dumm, um zu verstehen, daß er tot ist«, sagte Kiva und griff über die Schulter nach dem nächsten Pfeil.

Andris hielt ihr Handgelenk fest. »Hör auf!«

»Zu spät.« Kiva sprang auf die andere Seite und riß ihn mit sich.

Er rollte wie wild über den abschüssigen Untergrund, bis er schmerzhaft gestoppt wurde. Der Kampfeslärm dröhnte in seinen Ohren, als er sich erhob und sein Schwert zog.

Die Magierin, die ihm zuvor aufgefallen war, ging auf einen der Elfen zu. Sie hielt das Schwert ihrer toten Partnerin in der Hand, Zorn loderte in ihrem Blick. Sie hob zu einem Zauber an, als sie sich näherte. Das Licht des Schwerts begann stärker zu pulsieren. Andris warf sich zwischen die Magierin und den Elfen – und bekam einen zuckenden Blitz aus karmesinroter Energie ab, der quer über seine Brust schoß.

Wellen der Energie fuhren durch seinen Leib, ließen seine Haare um sein Gesicht tanzen und seine Haut zittern und zucken. Er erholte sich rasch von dem Treffer und ging in eine Angriffsposition, um einen hohen Schlag zu führen.

Die Frau riß entsetzt die Augen auf, als sie ihren neuen Gegner sah. Reflexartig riß sie das Schwert hoch, um Andris'

Schlag zu parieren.

Ihr glühendes Schwert und seine durchscheinende Klinge prallten aufeinander. Sie hatte nicht damit gerechnet, daß der geisterhafte Jordain so kräftig sein würde. Andris erkannte es daran, wie ihr Schwert nachgab. Ehe sie das Heft fester greifen konnte, beschrieb er mit seinem Schwert eine Kreisbewegung, die ihre Klinge ihrem zu lockeren Griff entriß.

Die Magierin zog zwei lange Dolche aus dem Gürtel. Andris warf daraufhin sein Schwert zur Seite und griff auch zu den Dolchen. Sie umkreisten einander, führten kurze Stöße und testeten, wie gut der Gegner war. Die Frau stürmte in einem Wirbel wilder Schläge heran und schlug nach ihm, wie eine Wildkatze in Gefangenschaft. Andris parierte jeden Schlag, und die Klingen trafen so laut aufeinander, daß die schwindende Kakophonie des wilden Tanzes ebenso über-tönt wurde wie der Lärm des tödlichen Kampfes ringsum.

Plötzlich kippte die Frau nach vorn, während Andris zur Seite sprang. Fassungslos sah er in Kivas versteinertes Gesicht, dann entdeckte er den Pfeil, der aus dem Rücken der Frau ragte. Die Elfe hatte bereits den nächsten Pfeil aufgelegt.

»Sie war eine ehrbare Kriegerin«, sagte Andris kühl. »Du wirst dich dafür verantworten müssen!«

»Nicht jetzt, und nie vor dir«, gab Kiva zurück und schoß den nächsten Pfeil ab. Gleichzeitig rief sie: »Hinter dir!«

Andris wirbelte herum, als der Pfeil an ihm vorbeischoß. Instinktiv kreuzte er seine Dolche und nahm eine Verteidigungshaltung ein. Ein dicker Stab traf die Stelle, an der die Klingen gekreuzt waren. Sein Angreifer war ein Mann mit

schwarzem Bart, er trug die Kleidung eines Klerikers, hatte den finsternen Blick eines Kriegers, und seine Arme waren so muskulös wie die eines Seemanns.

Mit aller Kraft drückte Andris seine Arme nach oben und stemmte den Stab empor. Er verlagerte sein Gewicht auf den linken Fuß und trat dem Mann mit dem rechten Fuß in den Magen. Der Priester stöhnte auf und knickte ein, woraufhin Andris ihm mit dem Heft eines seiner Dolche einen heftigen Schlag in den Nacken versetzte, der ihn zu Boden schickte. Der Mann war außer Gefecht, aber er würde es überleben.

Andris sah sich um. Alle Wächter waren überwältigt oder tot. Hier und da loderten kleine Feuer, Reste der Verteidigungsmagie. Die Lichtkuppel rund um die azuthgläubigen Nachtschwärmer schwand zusehends.

Einer der Elfen eilte zu Kiva. Über der Schulter trug er einen Sack voller Zauberbücher und Artefakte, in einer Hand hielt er ein Paar kleiner dunkler Kugeln. Kiva nahm die Kugeln und schleuderte sie auf die Lichtkuppel. Winzige Kristalle platzten beim Aufprall, dann begann sich eine zähe schwarze Substanz über die runde Oberfläche zu verteilen. Die Elfe nahm einen weiteren Pfeil und hielt die Spitze in eines der kleinen Feuer. Der Pfeil begann sofort zu brennen. Sie hob den Bogen und ließ das flammende Geschöß auf die Kuppel zurasen.

Der Pfeil löste eine Explosion aus, als er aufschlug. Feuer strömte wie glühende Lava nach unten und umschloß die schützende Kuppel mit einer Flammenwand.

Andris bebte vor Zorn, der so heiß glühte wie die brennende Kuppel. Er folgte den sich zurückziehenden Elfen und

hielt nur an, um sich einen Verwundeten auf die Schultern zu laden. Zwei andere Elfen nahmen Andris den verwundenen Kameraden ab und verschwanden im Hain.

Andris rannte zu Kiva hinüber, die das Feuer betrachtete.

»Du wirst sie alle umbringen!«

Die Bluthündin sah den Jordain an und lächelte hochmütig. »Schnell und gründlich. Dein Plan war hervorragend, so weit er reichte. Aber ich brauchte mehr.«

»Warum?« wollte er wissen und wies auf die in Flammen stehende Kuppel. »Wir hätten die Wachen überwältigen können, um dann die Bibliothek zu plündern und zu entkommen, noch ehe die schützende Barriere hätte gesenkt werden können. Niemand hätte sterben müssen!«

Die Elfe erwiderte nichts. Andris war nicht einmal sicher, daß Kiva ihn überhaupt hörte, so gebannt betrachtete sie die sterbenden Flammen. Zögernd drehte er sich um und sah, was Kivas Aufmerksamkeit beanspruchte.

Das Feuer erlosch fast so schnell, wie es sich ausgebreitet hatte, und mit ihm verschwand auch die schützende Kuppel und gab den Blick frei auf das Massaker. Die Festgäste lagen in verdrehter, unnatürlicher Haltung auf dem Boden, ihre festliche Kleidung war verkohlt und rauchte.

Andris hatte das Gefühl, sich durch einen Traum zu bewegen. Er hockte sich neben einen Priester. Ein Blick genügte, um zu wissen, daß ihm niemand mehr helfen konnte.

Leises Wimmern drang an sein Ohr. Er stand auf und sah zum Teich. Am Ufer lag eine junge Frau, deren blasse, nackte Gestalt die immer noch züngelnden Feuer reflektierte. Nasse Flügel hingen schlaff von ihren Schultern. Ihr Gesicht

war schmerzverzerrt und aufgewühlt. Instinktiv nahm Andris den Umhang ab und eilte auf sie zu.

Kiva huschte an die Seite der jungen Frau und sprach erst beruhigend in der Elfensprache auf sie ein, ehe sie die Schamanin rief. Kiva flößte ihr einen Trank ein, während die Schamanin ein Heilgebet sprach. Dann half die der jungen Frau beim Aufstehen und führte sie langsam weg. Andris bekam Kiva zu fassen, ehe sie den beiden folgen konnte.

»Eine Undine«, erklärte die Elfe. »Zweifellos war der Teich ihre Heimat, und die Pilger sahen *ihr* Gesicht im Wasser. Die Azuthaner waren entweder Narren oder Scharlatane, wenn sie Mystra für diesen ›großen Gefallen‹ priesen!«

»Du wußtest es«, sagte Andris überzeugt. »Du wußtest, daß im Spiegel der Herrin eine Undine lebte. Warum sonst hättest du das Feuer gelegt? Doch nur, damit sie aus dem erhitzten Wasser an die Oberfläche kommen mußte!«

Kivas Blick wanderte über das Schlachtfeld. »So viele Tote – Magier, Bluthunde, Priester des Azuth. Für meinen Geschmack war das eine gute Nacht, auch ohne die Zauberbücher – die ich natürlich auch mitnehmen werde. Unsere Freunde sollten inzwischen die Bibliothek ausgeräumt haben.«

Die Zauberbücher, die am Spiegel der Herrin aufbewahrt wurden, waren unbezahlbar. Andris kannte ihren Wert und wußte, daß Kiva sie brauchte, um ihre Zauberkräfte zurückzuerlangen. »Warum die Undine?«

Die Elfe sah ihn spöttisch an. »Ich habe dich gewarnt, daß dies nicht die Queste eines Paladins werden würde. Du willst die Ordnung Halruaas stören, du willst den Schleier

lüften, der über den alten Geheimnissen liegt. Du hast doch nicht geglaubt, das würde ohne Feuer und Blut gelingen, oder?«

»So naiv bin ich nicht«, gab Andris zurück. »Ich bin bereit zu kämpfen und notfalls auch zu sterben, um die Kabale zu zerschlagen. Aber im ehrlichen, ehrbaren Kampf, Kiva, nicht in einem sinnlosen Gemetzel.«

Einen Moment lang wirkte Kiva überrascht, dann lachte sie so laut, daß es über die ganze Lichtung schallte. »Mein lieber Andris, ich dachte, du hättest Kriegführung studiert! Hast du nicht gelernt, daß am Ende der Unterschied zwischen Sieg und Gemetzel davon abhängt, wer die Geschichte erzählt?«

ZEHNTES KAPITEL

Nach dem Überfall auf den Spiegel der Herrin zogen Andris und Kiva nordwärts weiter, wobei sie kaum erkennbaren Pfaden folgten, statt Handelsrouten zu nehmen. Sie reisten allein, da keiner der Elfen von Mhair noch etwas mit Kiva zu tun haben wollte.

Ein Elf hatte schwere Verbrennungen erlitten und würde für immer vernarbt bleiben. Andere hatten durch Schwerter oder Zauber Wunden davongetragen, aber es war niemand gestorben, und sie kehrten mit reicher Beute nach Mhair zurück. Kiva hatte ihnen versichert, dieser magische Schatz werde ihre magischen Kräfte wiederherstellen und sie darauf vorbereiten, Akhlaur zu schlagen.

Dennoch hatte sich der Anführer der Elfen in der Nacht auf eine Weise verabschiedet, die keinen Raum für Zweifel ließ. Kiva schien diese Ablehnung nicht zu stören, doch sie sorgte dafür, daß die Elfen ihr versprachen, sich um die verletzte Undine zu kümmern. Andris hatte das Gefühl, die Elfen seien beleidigt, daß sie diese Bitte überhaupt für nötig gehalten hatte.

Sie marschierten, bis sie auf ein abgelegenes Bauerndorf stießen. Ein paar Münzen aus dem Schatz des Tempels genügten, um Pferde und Reiseausrüstung zu erwerben. Als sie weiterritten, beschäftigte sich Kiva unablässig mit den Zauberbüchern und übte lautlos einen Zauber nach dem ande-

ren. Wenn sie bei Einbruch der Nacht anhielten, um den Pferden eine Rast zu gönnen, versuchte sie sich an kleinen Zaubern: am Heraufbeschwören von Lichtern, am Entzünden kleiner Feuer – Dingen, die jedes halruaanische Kind beherrschte.

Noch nie hatte Andris jemanden gesehen, der so zielgerichtet und konzentriert war. Er kannte Magier und ihre Art, aber er hatte nicht geglaubt, daß man sich Magie so rasch aneignen konnte. Die Anstrengung hatte ihren Preis. Kiva alterte rasch und unübersehbar, als tausche sie ihre Lebenskraft gegen eine andere Art von Magie ein. Wie ein Kind, das entschlossen war, seine ganze Kindheit an einem einzigen Tag hinter sich zu bringen, kämpfte sie sich durch Bücher und Schriftrollen.

Tagelang ritten sie um die Berge herum, bewegten sich stetig nach Norden, bis sie schließlich ostwärts abbogen. Der Weg wurde immer rauher und gefährlicher. Jeden Tag bombardierte Andris Kiva mit Fragen nach ihrem Ziel und ihrer Absicht. Sie ignorierte ihn, bis seine Hartnäckigkeit schließlich ihre Wut entzündete. Sie wandte ihre zornigen goldenen Augen von der Seite des Buches, das sie gerade studierte, ab und sah ihn an, dann machte sie eine kurze Handbewegung – und eine Flamme schoß auf Andris zu.

Instinktiv duckte er sich, aber nicht weg von der Flamme, sondern *auf sie zu*. Er hechtete zwischen sie und den Hals seines Pferdes, um sein kostbares Reittier zu schützen.

Kivas feuriger Angriff traf ihn an der Schulter und verwandelte sich in Rauch. Andris spürte den Treffer, aber keine Hitze. Der Aufprall brachte Andris aus dem Gleich-

gewicht, er schlug auf dem harten Boden auf und rollte sich weg von seinem nervös gewordenen Pferd. Er erhob sich und sah Kiva an. »Was soll das?«

»Nur zur Übung«, erwiderte sie kühl lächelnd.

Andris nahm die Zügel des Pferds und stieg wieder auf. Als er nach seiner Tasche griff, um eine Salbe herauszuholen, wurde er auf eine plötzliche Bewegung aufmerksam. Er sah auf und griff statt dessen nach seinem Schwert.

Eine steile Felswand erhob sich gleich neben dem Pfad. Nicht mehr als ein Dutzend Schritte über ihnen befand sich eine flache Höhle, in der sich Schatten sammelten wie Regenwasser in einem Graben. Doch diese Schatten atmeten und nahmen Gestalt an. Der kampfgeprobte Jordain bekam bei dem Anblick einen trockenen Mund.

Drei Kriegerinnen, die mit Krummschwertern und Morgensternen bewaffnet waren, kamen auf sie zu. Sie waren alle groß, wohlproportioniert und ausgesprochen muskulös. Alle trugen Lederrüstung, hatten wilde graue Locken, und die großen mandelförmigen Augen bildeten einen markanten Punkt in den kantigen, rauchgrauen Gesichtern.

»Crinti!« rief Andris und hob das Schwert. Er wollte mit der Breitseite der Klinge Kivas Pferd gegen die Flanke schlagen, damit es losrannte und die Elfe in Sicherheit brachte.

Das Pferd reagierte nur mit einem beleidigten Schnauben. Kiva sah erst das schattenhafte Trio, dann Andris an. »Stimmt. Sei begrüßt, Shanair«, rief sie.

Andris nahm erstaunt zur Kenntnis, wie die drei Kriegerinnen vor Kiva knieten. Die größte der drei ballte die rechte Faust und schlug sie einmal gegen ihre linke Schulter.

»Shanair meldet«, sagte sie mit auffallend rauher, zischender Stimme, »die Berge sind unser, und der Schatz ist groß.«

»Was ist mit dem Portal?« fragte Kiva erregt.

Als Reaktion nahm Shanair ein Lederband, das sie um den Hals trug, und hielt es zur Begutachtung hoch. Ein Dutzend knochenfarbener Objekte war daran befestigt, alle so lang, geschwungen und mit Widerhaken versehen wie Angelhaken. Nach einem Moment erkannte Andris, daß es sich um Krallen handelte.

»Wenn die Crinti Wache halten«, sagte Shanair stolz, »geschieht nichts unbemerkt.«

Kiva stieg ab, betrachtete die grausige Trophäe und nahm sie schließlich an. Andris sah, wie sich ein schwaches Lächeln auf ihren Lippen abzeichnete und ihre bernsteinfarbenen Augen vor Kampflust aufleuchteten. Was das bedeutete, konnte er nicht einmal ahnen.

Kiva bedeutete den drei Crinti, sich zu erheben. »Nichts geschieht unbemerkt«, wiederholte sie lächelnd und fügte dann an: »Nichts, was wir Elfen nicht im Griff hätten.«

Die Crinti-Anführerin warf den Kopf in den Nacken und lachte ausgelassen. Sie nahm Kiva in die Arme und erdrückte die zierliche Elfe fast.

»Komm, Elfenschwester«, sagte sie, als sie sie wieder losgelassen hatte. »Meine Kriegerinnen und ich bringen dich zum Wehr.«

*

*

*

Den gesamten Morgen verbrachte Procopio Septus damit, Bittsteller entgegenzunehmen, Berichte zu lesen – von denen viele beunruhigende Nachrichten aus verschiedenen Winkeln des Landes enthielten – und an Besprechungen und Treffen teilzunehmen. Doch seine jüngste Unterhaltung mit Matteo wollte ihm nicht aus dem Kopf gehen.

Als die Mittagszeit die geschäftlichen Aktivitäten in der Stadt zum Erliegen brachte, kehrte Procopio in seinen Turm zurück, um dem Azuth-Priester Ymani Gold eine Nachricht zukommen zu lassen.

Der Erkenntniszauberer schloß und sicherte die Tür zu seinem Privatgemach und ließ sich in einem bequemen Sessel nieder. Er setzte zu dem Gesang an, der ihn in eine tiefe Magiertrance versetzen und sein Abbild ins Arbeitszimmer des Priesters schicken würde.

Vor Procopios Augen wurde es schwarz, dann entstand ein wirbelnder grauer Nebel. Das Bild nahm Form und Substanz an, wenn auch keine Farbe, und erlangte schließlich den Anblick einer kargen Kammer, wie sie zu einem Azuth-Priester paßte.

Der gesamte Raum war in Grau gehalten. Die Wände waren mit Zedernholz verkleidet, das über die Jahre einen silbrigen Glanz angenommen hatte. Der Schreibtisch war aus tristem Marmor gehauen, und die Sessel waren mit rauchgrauer Seide bezogen. Selbst der Teppich war in unterschiedlichen Grautönen gemustert. Procopio erkannte aber, daß es sich um einen edlen Calimshan-Teppich handelte, ein Kunstwerk, das die meisten Menschen einen ganzen Jahreslohn kostete.

Gold saß am Schreibtisch und verzehrte gedankenverloren eine gezuckerte Feige nach der anderen, während er eine Schriftrolle las. Seine fleischige Hand bewegte sich unablässig zwischen Mund und Teller hin und her, und die kreisenden Bewegungen seines Kiefers erinnerte Procopio an den Anblick einer Rothe, die Gras kaute. Der Priester war noch nicht im mittleren Alter, doch seine dicke Nase wies eine Fülle geplatzter Äderchen auf, und die tiefen Falten unter seinen Augen warfen dunkle Schatten. Er trug kunstvoll bestickte graue Seide, die so geschnitten war, daß sein fülliger Leib nicht sofort auffiel. Gold war ein Mann, der den schönen Dingen nicht abgeneigt war. Procopio wußte von anderen, nicht so unmittelbar erkennbaren Neigungen. Der Lohn eines Priesters konnte Ymani Golds zahlreiche Gelüste unmöglich stillen, und Procopio war dahinter gekommen, daß er durchaus bereit war, dem Oberbürgermeister von Halarahh zu dienen – wenn der Preis stimmte.

Procopio wirkte rasch einen Erkenntniszauber in der Hoffnung, die auf der Schriftrolle enthaltene Botschaft in Ymanis Geist lesen zu können, ehe der Priester seine Gegenwart wahrnahm. Die gestohlene Neuigkeit ließ ihn ungewollt nach Luft schnappen, was er rasch mit einem Räuspern überdeckte.

Gold sprang auf und warf dabei seinen Stuhl um. Der Schrecken auf dem Gesicht des Mannes hätte Procopio amüsiert, wäre die gestohlene Information nicht so unerfreulich gewesen.

»Seid begrüßt, Priester, und Frieden für dieses Haus. Ich schwöre, in diesen Mauern keine unerwünschte Magie an-

zuwenden.« Keine *weitere* Magie, fügte Procopio Septus in Gedanken an.

Gold erlangte seine Fassung zurück, stellte den Stuhl auf und nahm wieder Platz. »Meister Procopio«, sagte er mit flötendem, nasalem Tonfall. »Was verschafft mir eine solche Ehre?«

Procopio nahm im bequemsten Sessel Platz, ehe er antwortete: »Wir haben ein gemeinsames Problem. Die Bluthündin ist entkommen.«

Gold blinzelte überrascht, ein Hauch von Argwohn huschte über seine Züge. »Ihr seid gut informiert. Ich habe gerade erst selbst davon erfahren.«

Procopio hielt es für das beste, über einen Fehlgriff hinwegzugehen, indem man sich auf einen anderen konzentrierte. »Es ist schwer, solche Dinge vor einem Erkenntniszauberer geheimzuhalten, auch wenn sich die Azuth-Kirche redliche Mühe gegeben hat.«

»Offenbar nicht genug, wenn Ihr davon erfahren habt.« Gold machte ein mürrisches Gesicht. »Macht Euch nicht die Mühe, mir zu sagen, welch mächtiger Erkenntniszauberer Ihr seid, dem nichts verborgen bleibt. Die Wahrheit bitte. Wie seid Ihr an das Wissen gelangt?«

»Ich hatte Besuch von einem Jordain, der einst in meinem Dienst stand, einem Jungen namens Matteo.«

Ymani Golds Augen bekamen einen bössartigen Glanz. »Ich kenne den Namen. Seine Meister bezeichnen ihn als strahlendes Musterbeispiels für alles, was seine Art angeblich so besonders macht. Sie behaupteten auch, er werde niemals darüber sprechen, da man ihn angewiesen hatte, über diese

Angelegenheit Stillschweigen zu wahren. Es ist erfreulich zu wissen, daß ein solches Vorbild zur Indiskretion fähig ist und daß die sogenannten Jordaini-Meister so fehlbar sind wie andere Menschen auch.«

»Die Jordaini-Meister liegen in dieser Sache richtiger, als sie ahnen«, murmelte Procopio. »Matteo ist hartnäckig, loyal und ehrbar.«

Gold kniff die Augen zusammen. »Soll ich daraus schließen, daß Ihr irgendwelche Macht über diesen Jordain besitzt, die Euch in die Lage versetzt, diese Nachricht von ihm zu erfahren?«

Procopio erkannte, in welche Richtung die Unterhaltung gehen sollte. »Eine dumme Schlußfolgerung.«

Der Priester fuhr ungerührt fort: »Nur die Inquisitoren des Azuth haben die Macht, in den Geist eines Jordain einzudringen. Vielleicht habt Ihr Potential. Wenn Ihr Euch im Tempel als Altardiener melden möchtet, würde ich Euer Gesuch unterstützen.

Der Erkenntniszauberer ließ Ymani seinen Spaß, würde ihn aber später dafür bezahlen lassen. »Das ist eine ernste Sache, die eigentlich nicht in die Zuständigkeit des Oberbürgermeisters von Halarahh fällt.«

»Ich habe ein persönliches Interesse daran«, sagte Procopio unumwunden. »Ein Elfen-Jordain in meinem Dienst steckte mit der Verräterin unter einer Decke. Ich schätze es nicht, wenn man meinen Namen beschmutzt, auch nicht, wenn es nur von geringer Bedeutung ist. Ich will dafür sorgen, daß diese Elfe nichts tut, was diese Beschmutzung ausweiten könnte.«

»Verständlich. Was soll ich für Euch tun?«

»Ich will den Bluthund sprechen, der Kiva vor ihrer Flucht untersuchte. Bringt ihn unter einem Vorwand nach Halarahh, dann werde ich seinem Geist die Einzelheiten seiner Feststellungen entreißen. Vielleicht wird eine winzige Informationen mir den Weg zu ihr weisen.«

»Wenn diese Information existierte, hätte meine azuthanischen Kollegen sie sicherlich gefunden und wären ihr nachgegangen«, protestierte Ymani. »Von Vetternwirtschaft abgesehen sind solche Zauber völlig ungesetzlich. Ich kann mich daran nicht beteiligen!«

Procopio rümpfte die Nase. »Die Azuthaner ließen eine Verräterin an König und Land entkommen. Schlimmer noch, Ihr verschwiegt es und stelltet Euren Ruf über die Sicherheit des Landes. Ihr und ich, wir sind auf demselben Himmelsschiff, mein Freund. Wir fliegen gemeinsam oder stürzen gemeinsam ab. Findet einen Weg, den Mann zu mir zu bringen, und zwar schnell.«

»Ihr habt eine sehr überzeugende Art. Ich werde tun, was ich kann.« Ymani Gold hob eine Hand und erteilte den azuthanischen Segen.

Normalerweise hätte sich Procopio von einer so plumpen Verabschiedung beleidigt gefühlt, doch er hatte schon zuviel Zeit mit dem fetten Priester vergeudet. Er löste sich von seinem Abbild und zog sich an den Fäden der Magie zurück in den Turm.

Procopio kehrte in seine Kammer und seinen Leib zurück, der schmerzhaft steif und kühl war. Er verfluchte sich, weil er zu lange unterwegs gewesen war, erhob sich und schleppte

sich wie ein zahnloser alter Bauer hinüber zum Ofen. Ein rascher Zauber entfachte ein Feuer, dann rieb er seine eisigen Hände, während er über das Problem nachsann.

Kivas Verschwinden warf ein düsteres Licht auf andere Ereignisse der jüngsten Zeit. An diesem Morgen hatte er vom Überfall auf den Spiegel der Herrin erfahren. Es gab keine Überlebenden, doch eine magische Untersuchung hatte ergeben, daß wilde Elfen für das Massaker verantwortlich waren. Die Wilden von Mhair waren seit über fünf Menschengenerationen in ihren Dschungeln geblieben. Die Strafen für einen Verstoß gegen den Vertrag würden massiv sein. Etwas ungewöhnliches – oder jemand mit großer Macht und Überredungskunst – mußte die Elfen auf diesen selbstmörderischen Weg geführt haben. Elfen waren auf andere Rassen schlecht zu sprechen, also mußte der Anführer jemand aus ihren eigenen Reihen gewesen sein. Doch wer außer einem in Halruaa ausgebildeten Magier kannte den Wert der gestohlenen Bücher und Schriftrollen? Die beste Verwendung für die Elfen bestand darin, sie für ihre körperlichen Bedürfnisse zu zerreißen, und dafür hatten sie weiß Mystra genug Blätter! Nach Procopios Meinung steckte hinter dem Überfall eine magiebegabte wilde Elfe, jemand, der dringend Magie benötigte und wenig zu verlieren hatte.

Mit anderen Worten: Kiva. Der Gedanke, daß eine ehemalige Bluthündin die Schätze des Spiegels der Herrin an sich gerissen hatte und in die Lage versetzt wurde, diese Magie zu nutzen, machte Procopio schwindlig.

Er dachte über die Berichte von Überfällen auf abgelegene Klöster und Türme sowie auf Karawanen nach. In den

Bergen trieben immer Banditen ihr Unwesen, und man ging gemeinhin davon aus, daß es sich voneinander unabhängige Ereignisse handelte – doch was, wenn dem nicht so war? Kiva hatte jahrelang in aller Stille eine Armee von Kriegern aufgebaut, die gegen Magie unempfindlich waren, damit sie den Angriff auf Akhlaurs Sumpf durchführten. Was, wenn sie auch magische Schätze gehortet hatte? Das Ergebnis wäre ein gewaltiges Vermögen, aber auch mehr magische Feuerkraft, als die meisten Magi des Nordens in ihrem ganzen Leben und Tod zu Gesicht bekamen. Was mochte eine boshafte und zweifellos wahnsinnige Elfe mit einer solchen Macht anfangen?

Der Gedanke verursachte ihm Gänsehaut.

Es war zwar reine Spekulation, doch Procopio war Erkenntniszauberer und verspürte das vertraute Kribbeln einer Vorahnung. Auch wenn er vielleicht nicht in allen Einzelheiten richtig lag, war er doch sicher, daß sich etwas zusammenbraute.

Er eilte in Zephyrs spartanischen Raum und beschrieb rasch die Gesten eines Suchzaubers. Nirgends war ein verräterisches azurnes Leuchten zu sehen. Irritiert verstärkte er die Wirkung des Zaubers, aber wieder blieb er ohne Erfolg.

Procopio wirbelte herum und wollte gerade den Raum verlassen, als er auf dem Holzboden ein schwaches bläuliches Licht bemerkte.

Er kniete nieder und zog ein Messer mit schmaler Klinge, drückte es in den leuchtenden Spalt im Boden und öffnete eine Luke. In einem Fach darunter entdeckte er eine kleine Kristallkugel.

»Gesegnet sei Mystra«, hauchte er, als er sie hochhob. Es war eine Kugel des Sehens von der Art, wie sie für private Zwecke benutzt wurde. Selbst ein Bürgerlicher oder ein magisch toter Jordain konnte eine solche Kugel nutzen, die auf eine Person abgestimmt war und als einzige Magie eine simple Berührung erforderte. Zweifellos war dies Zephyrs Verbindung zu Kiva gewesen!

Procopio legte die Hände um die Kugel. Er befreite seinen Geist von allen Gedanken und beruhigte sein Herz. Nur wenige Erkenntniszauberer hatten sein Geschick entwickelt, aber Männer wie Procopio konnten Magie wahrnehmen, die bestimmten Dingen wie der Duft einer Blume anhing. Er horchte mit den geschärften Sinnen eines Magiers, die so präzise waren wie die Nase eines Jagdhunds, auf das schwache Echo des Einstimmungszaubers.

Procopio lächelte triumphierend, als der Zauber in sein Wissen überging. Er rezitierte rasch die Worte und blickte erwartungsvoll in die Kugel.

Wolken bildeten sich in der Kugel und wirbelten umher, teilten sich aber nicht, um den Blick auf ein Elfengesicht freizugeben. Die Magie war da, das wußte Procopio ohne jeden Zweifel, und die Botschaft war auch abgeschickt worden, aber am anderen Ende der Verbindung war keine Magie.

Bittere Enttäuschung ergriff von Procopio Besitz. Natürlich antwortete Kiva nicht! Wenn sie das Gegenstück zu Zephyrs Kugel mit in den Sumpf genommen hatte, war die Magie auf den Laraken übergegangen. Außerdem war sie Berichten zufolge aller Zauber beraubt worden. Sie hatte

nicht mehr Macht als ein menschlicher Säugling. Procopio dachte über die magischen Objekte, die vom Spiegel der Herrin gestohlen worden waren, nach und überlegte, wie Kiva sie nutzen konnte. Kiva würde schnell lernen. In der Zwischenzeit mußte er andere Erkundigungen einholen, die gefährlicher waren als eine Unterhaltung mit einem betrügerischen Elfen.

Procopio kehrte in sein Arbeitszimmer zurück und öffnete einen verborgenen Schrank, aus dem er eine ausgefallene Flasche aus grünem Glas hervorholte. In der Flasche fand sich ein winziges, luxuriös eingerichtetes Zimmer, in dem eine winzige Frau saß, die die Kleidung einer calimshanischen Haremsdame trug.

Der Magier nahm ein kleines Stück Pergament und schrieb einige Runen darauf. Er rollte das Pergament zusammen, zog den Korken heraus und schob es in den Flaschenhals. Als es hineinfiel, schrumpfte es auf die Größe des winzigen Raums.

Die kleine Frau nahm den Zettel und rollte ihn auf. Sie warf den Kopf zurück, da sie aus vollem Herzen lachen mußte, dann verschwand sie in einer leuchtenden Rauchwolke.

Procopio nahm einen goldenen Ring vom Hals der grünen Flasche, die er sorgfältig wieder verschloß. Er steckte sich den Ring an und schloß die Augen.

Der Duft von Anis, Sandelholz und Rosen erfüllte die Luft. Procopio öffnete die Augen und fand sich in einer Welt wieder, die in grünes Licht getaucht war. Die Flasche war nicht der Hort eines dienstbaren Flaschengeistes, sondern ein Fenster in eine andere Dimension, an deren Schaf-

fung Procopio jahrelang gearbeitet hatte. Der »Flaschengeist« war in Wahrheit eine Kurtisane, die ein wenig magisch begabt und voller Abenteuerlust war. Sie genoß die Herausforderung, Männer auf das Geheiß Procopios in diese Welt zu locken.

Er schenkte sich Fruchtnektar in einen Kelch und ließ sich nieder, um auf seinen Gast zu warten. Es war vielleicht eine Stunde vergangen, als Nebel von den Seidenkissen aufstieg, die in einer mit Vorhängen versehenen Nische aufeinander gestapelt waren. Der Nebel wurde dichter und nahm die Gestalt eines würdevollen Mannes an, der einen schwarzen Bart trug. Er und Procopios Dienerin waren eng umschlungen.

Der Erkenntniszauberer räusperte sich. Sein »Gast« setzte sich abrupt auf und riß die Augen auf, als er seine neue Umgebung wahrnahm. Die Frau löste sich von ihm, richtete ihre Schleier und ging in den Garten.

»Seid begrüßt, Ameer Tukephremo«, sagte Procopio. »Das ist wirklich besonderer Anlaß. Es kommt selten vor, daß ich einen Magier aus Mulhorand bei mir begrüßen kann.«

Tukephremo riß sich zusammen und schob den Vorhang zur Seite. Als er aufstand, rückte er seinen Gürtel zurecht. »Was ist das für ein Ort?«

Procopio nickte. »Nicht *wo*, sondern *was*. Dies, guter Mann, ist ein Dimensionsportal, eine Ebene, die nur den größten Meistern der Kunst ein Begriff ist.«

»Aha.« Tukephremo lächelte. »Eurem Akzent und der Bescheidenheit Eurer Sprechweise nach zu urteilen seid Ihr

Halruaaner. Darf ich Euren Namen erfahren?»

»Es ist besser, wenn ihr ihn nicht wißt. Mögt Ihr etwas trinken?«

»Das ist sehr großzügig.«

Procopio machte eine Geste, und plötzlich tauchten mitten in der Luft Tassen auf. Ein köstlicher Duft entstieg ihnen.

Der Mulhorandi nahm einen Schluck. »Grüner Tee mit Honig und Ingwer und noch etwas anderem ...«

»Haerlu-Branntwein. Ein edler Tropfen aus Halruaa.«

»Außergewöhnlich.«

Sie tranken und tauschten Höflichkeitsfloskeln aus, ehe Ameer Tukephremo zur Sache kam. »Ihr habt mich nicht in Euer Heim eingeladen. In meinem Land käme das einer schweren Beleidigung gleich.«

»In meinem Land würde man es als Verbrechen sehen«, erwiderte Procopio. »Meine Kollegen sind nicht von der Idee begeistert, mit einem Magier aus Mulhorand zusammenzuarbeiten.«

Ameer Tukephremo lachte zwerchfellerschütternd. »Nicht begeistert? Sie würden Euch niedermetzeln wie einen tollen Hund! Ihr geht ein großes Risiko ein, Euch mit mir zu befassen. Ihr müßt Euch viel davon versprechen.«

Ja, aber nicht von dir, dachte Procopio und achtete darauf, sein Mißfallen über die blasierte Miene des Mulhorandi nicht erkennen zu lassen. Der Mann war erkennbar begeistert darüber, daß ein halruaanischer Magier sich warum auch immer an ihn wenden wollte. Procopios Landsleute hielten die Magie ihrer Nachbarn im Osten für unbedeutend.

Diese Einstellung war es, worauf Procopio baute.

»Ihr Mulhorandi verfügt über Zauber, die eine Tarnwirkung besitzen und andere daran hindern, Einblick in Eure Angelegenheiten zu bekommen. Für einige dieser Tarnzauber sind Komponenten erforderlich, die es in Halruaa nicht gibt.«

Tukephremo stellte abrupt seine Tasse ab. »Wenn Ihr soviel wißt, können diese Tarnzauber nicht so gut sein wie Eure.«

»Wir wissen von ihnen. Das ist ein großer Unterschied.«

Tukephremo begann zu verstehen, ein listiges Lächeln umspielte seinen Mund. »Ihr wollt Eure Aktivitäten vor anderen Magiern geheimhalten. Ein Zauber, der mit Materialien gewirkt wird, die es nur in Mulhorand gibt, ein Familienzauber, der von einer Generation zur nächsten weitergegeben wird, würde das bewerkstelligen. Wißt Ihr, was für einen solchen Zauber erforderlich ist?«

»Die feingemahlenen Überreste eines Magiers aus Mulhorandi. Vorzugsweise die eines Vorfahren.«

Tukephremo nickte finster. Er legte eine gespreizte Hand in einer dramatischen Geste auf sein Herz. »Ihr verlangt viel von mir, Halruaaner. Welchen Preis soll ein Mann für seine Herkunft verlangen? Für die heilige Ehre seiner Ahnen?«

»Wieviel würdet Ihr für ein halruaanisches Zauberbuch geben?« konterte Procopio.

Die Hand des Magiers schloß sich unwillkürlich zur Faust und zerknitterte das bestickte Seidenhemd. »Ihr würdet mir halruaanische Geheimnisse verkaufen? Das wäre Euer Tod!«

»Ich habe nicht vor, Euch halruaanische Magie zu *verkau-*

fen. Was ich tun werde, ist folgendes: Ich werde den bloßen Zauber den Ihr mir gebt, verstärken. Ich werde ihn verändern und ihm Gewicht, Macht und Autorität halruaanischer Tarnmagie verleihen, um ihn dann als zweite, heimliche Abwehr an den Ostgrenzen Halruaas zu verwenden.«

Da sein Gast ihn zweifelnd ansah, führte Procopio ihn zu einer Nische, die mit einem Vorhang abgeteilt war. Er öffnete ihn und gab den Blick frei auf ein großes, ovales Fenster. Auf der anderen Seite befand sich ein Schlafzimmer, das an einen Rosengarten in voller Blüte erinnerte. Rosafarbene Seide hing vor den Fenstern und lag über dem breiten Bett, auf dem sich eine Frau mit schwarzem Haar räkelte. Eine große Weinflasche stand auf einem flachen Tisch gleich neben dem Bett, außerdem zwei Kelche.

Procopio schnalzte geringschätzig mit der Zunge. »Es sieht aus, als hätte Miohari wieder eine lange Nacht hinter sich. Dennoch ist es Zeit, daß sie erwacht.« Er klopfte an das Glas.

Die Frau regte sich und setzte sich auf. Sie sah verschlafen aus und brauchte einen Moment, ehe sie aufstand. Sie ging zum Fenster und setzte sich davor auf einen Hocker. Sie nahm Cremetiegel von dem kleinen Tisch vor ihr, beugte sich vor und begann, ihr Gesicht zu betupfen. Nichts ließ darauf schließen, daß sie die beiden Männer sah, obwohl sie keine Handbreit von ihnen entfernt zu sein schien.

»Eine ehemalige Geliebte«, sagte Procopio beiläufig. »Hübsch, aber nicht magiebegabt. Für sie ist das Portal nur ein vergoldeter Spiegel. Sie sieht nur, was sie zu sehen erwartet. Aber wir beide nehmen die Magie und die Wirklichkeit dahinter wahr.«

»Faszinierend«, murmelte Ameer Tukephremo. Seine schwarzen Augen wanderte von der reizenden Frau zurück zu seinem Gastgeber. »Ihr macht deutlich, was Ihr wollt, Halruaaner.«

»Die Magier Halruaas werden sehen, was sie zu sehen erwarten. Was sich wirklich hinter der Ostgrenze abspielt, bleibt völlig Euch überlassen. Ich werde es natürlich wissen, aber ich werde es für mich behalten, solange ich es für vertretbar halte.«

»Ihr würdet die Sicherheit Eurer eigenen Grenzen gefährden?« fragte der Mulhorandi ungläubig, woraufhin Procopio spöttisch lächelte. »Ich glaube, wir werden mit allem klarkommen, was Ihr gegen uns auffahrt.«

»Und warum tun wir das dann?«

»Ganz einfach. Unser König Zalathorm ist als Kampfmagier an die Macht gekommen, und er hat den Thron seit so vielen Jahren inne, weil er seitdem jede große Bedrohung vorhergesehen und abgewendet hat.«

»Ah! Wer weiß, wie lange dem noch so ist, wenn er eine Bedrohung übersieht, die ein anderer Magier erkannt hat?« fragte Ameer mit verschlagenem Lächeln.

Der Erkenntniszauberer breitete die Arme aus und hielt die Handflächen nach oben, um Ahnungslosigkeit zu imitieren. »Wie kann ich wissen, was kommt? Die Geschichte hat ihre Zyklen, die vergehen und dann wiederkehren.«

Der Mulhorandi nickte und hob gedankenverloren die Hand. In der Luft neben ihm tauchte aus dem Nichts eine Pfeife auf. Er nahm sie und zog daran, dann blies er mehrere Rauchringe in die Luft – Ringe, die kunstvolle, von Runen

überzogene Muster umgaben. Zweifellos handelte es sich um kleinere Zauber, vermutlich zu dem Zweck, seine Gedanken und Absichten zu verschleiern. Die Technik war interessant, und es war eine subtile Ablenkung, aber nichts, was sich Procopio aneignen wollte. Er konnte Rivalen Rauch ins Gesicht blasen, ohne seine Zähne zu schwärzen oder Kurzatmigkeit in Kauf zu nehmen.

»Eure Geschichte ist mir nicht völlig fremd«, sagte Ameer Tukephremo schließlich. »Ich weiß, daß jeder, der Halruaa angegriffen hat, geschlagen wurde.«

»Sieg und Niederlage sind keine absoluten Begriffe. Seht her.«

Procopio führte seinen Gast in einen Nebenraum, in dem ein Spieltisch stand, der denen in seinem Landhaus ähnelte: eine detaillierte Miniaturlandschaft mit zerklüfteten Bergen und geröllübersäten Pässen. Er zog einen Stab aus dem Ärmel und klopfte auf den Tischrand. An allen vier Seiten öffneten sich Schubladen, aus denen hunderte winziger, magisch bewegter Spielfiguren sprangen: Soldaten, Kavallerie, wilde Reiter und sogar ein Trio winziger Magier, die auf fliegenden Teppichen saßen. Ameer Tukephremo grinste wie ein kleiner Junge, der ein wundersames neues Spielzeug betrachtete.

»Das ist der Kampf am Sternschlangenpaß«, erklärte Procopio. »Seht zu und lernt.«

Die Miniaturen zogen in die Schlacht. Funken tanzten in der Luft über dem Schlachtfeld, als dem Gegner Zauber entgegengeschleudert wurden. Ein Miniaturfluß färbte sich rot, als heranstürmende Truppen von einer Welle steckna-

delgroßer Pfeile getroffen wurden.

»Das sind Crinti!« rief Ameer und zeigte auf eine Schar kleiner berittener Krieger, die ins Tal gestürzt kamen.

»Das auch«, sagte der Erkenntniszauberer und nahm die Spitze eines Berges ab. Darunter kam ein Labyrinth aus Höhlen und Gängen zum Vorschein. Eine Horde Kriegerinnen schlich sich durch die Gänge und tauchte am anderen Ende der Schlacht hinter den halruaanischen Edelleuten auf. Die Crinti platzten urplötzlich aus der Deckung hervor, und das Gemetzel, das folgte, war brutal, aber es dauerte nur kurze Zeit. Die Schattenamazonen zogen sich so schnell zurück, wie sie herangestürzt waren, und schleppten ihre Beute, verzauberte Waffen und Artefakte, fort.

Ameer Tukephremo nickte lächelnd. »Ein geschickter Schachzug. Sie werden diese Partie gewinnen, würde ich sagen.«

»Ja, aber nicht so, wie Ihr es erwartet. Seht hin.«

Die Crinti rannten zurück in die Gänge und kamen auf der anderen Seite des Bergs wieder zum Vorschein, weit entfernt vom Kampfgetümmel. Sie stiegen auf ihre Pferde, die sie dort angebunden hatten, und ritten auf die Wiesen ihrer barbarischen Heimat zu. Hinter ihnen warteten ihre grauhäutigen Schwestern in dem steilen Paß auf Verstärkung, die nie kommen sollte, und wurden der Reihe nach von den halruaanischen Kampfmagiern niedergemetzelt.

Als die Szene vorbei war, klopfte Procopio wieder auf den Tisch. Die noch in Bewegung befindlichen Figuren schmolzen dahin und ließen das Schlachtfeld beängstigend ruhig und mit Miniaturleichen übersät zurück.

»Wer erinnert sich an die Soldaten, die dort verrotten, wo sie gefallen sind? Es sind die Magier, ihre Zauber, ihr Vermächtnis – diese Seite findet sich in den Geschichtsbüchern.«

Ein habgieriges Leuchten erglomm in den Augen des Mulhorandi. Ermutigt sprach Procopio weiter. »Ein einziges halruaanisches Zauberbuch würde Euren Ruhm sichern. Die halruaanischen Barden werden von einer Invasion singen, die abgewehrt wurde. Die Barden Mulhorands werden dagegen vielleicht von einem mutigen Angriff singen. Ist es nicht erstaunlich, wie unterschiedlich man ein und dieselbe Geschichte besingen kann?«

Tukephremo zog wieder an der Pfeife, ehe er antwortete: »Ihr denkt, ich könnte durch Zufall auf ein solches Buch stoßen?«

»Wer kann das schon sagen?« erwiderte Procopio schulterzuckend. »Im Krieg geht das Glück sonderbare Wege.«

Es war die Bestätigung, die der Mulhorandi erwartet hatte. »Ich werde Euch den Zauber und den Staub meines Ahnen bringen«, sagte er. »Ihr macht Euren Betrug, ich mache meinen. Möge die Herrin Mystra über uns urteilen.«

»Oh bitte«, wies Procopio Tukephremo zurecht. »Wir sind weder Priester noch Paladine! Magie ist weder richtig noch falsch. Sie ist einfach. Wir müssen nicht über ein Urteil nachdenken, nur über das Geschick.«

Tukephremo lächelte düster. »Ein tröstender Gedanke, da bin ich sicher. Um unserer beider willen, mein halruaanischer Fürst, hoffe ich, daß Ihr recht habt.«

ELFTES KAPITEL

Das Morgenrot war noch einige Stunden entfernt, als Tzigone vorsichtig durch einen Flur im Landhaus Procopio Septus' ging und sich bemühte, nichts von dem Inhalt des randvollen Nachttopfs auf dem glänzenden Marmorboden zu verschütten. Einen Schritt hinter ihr befand sich Sinestra Belajoon, die ebenso bewaffnet war. Die hübsche Magierin trug die Kleidung einer Dienerin, doch ihre Miene – eine Mischung aus Abscheu und Unglauben – entsprach bei weitem nicht dem einer erfahrenen Kammerzofe. Zum Glück hielten die wenigen Leute, die ihnen entgegenkamen, die Luft an und wandten den Blick ab, um an ihnen vorbeizueilen.

»Warum sind hier keine Abwehrzauber und keine magischen Wächter?« zischte Sinestra.

»Sie sind da.« Magie erfüllte die Luft, dicker und unangenehmer als der Gestank, der aus Tzigones Topf aufstieg. Die Magie war so präsent, daß ihr schauderte. »Ich habe Tage gebraucht, um einen Weg hindurch zu finden. Es können immer noch einige gedankenbeeinflussende Zauber umher-schwirren. Denkt immer daran, daß wir Dienerinnen sind, die nur ihre Pflicht tun. Konzentriert Euch darauf, dann kann es sein, daß wir mit heiler Haut hier wieder rauskommen – und hört auf, die Nase zu rümpfen! Jeder wird sofort glauben, Ihr hättet noch nie einen Nachttopf angefaßt.«

Sinestra Belajoon murrte und gab dann nach. Sie gingen durch eine Reihe von Nebenfluren, dann warfen sie die Nachttöpfe auf eine Wäscherutsche und durchschritten eine getäfelte Tür, die zu einem Vorzimmer der Bibliothek des Magiers führte, einem Raum neben dem luxuriösen Arbeitszimmer. Tzigone zog einige falsche Bücher hervor, ehe sie fand, was sie suchte.

»Hier ist es – Notizen über alle Jordaini-Ratgeber, die in Procopios Diensten gestanden haben.« Sie blätterte die Seiten rasch durch und stieß einen langen Pfiff aus. »Er hatte aber eine ganze Menge. Ich frage mich nur, warum.«

»Vergiß die anderen, wir sind Zephyrs wegen hier«, erinnerte Sinestra sie. Sie trat unruhig von einem Fuß auf den anderen und sah nervös von Tür zu Tür.

»Hier.« Tzigone fuhr mit dem Finger über die Seite und überflog die ordentlichen Runen. »Zephyr hat mal für Königin Fiordella gearbeitet. Beeindruckend.«

»Was heißt das?«

Tzigone zuckte mit den Schultern. »Wenn ich das mal wüßte. Notiert folgendes: Als Fiordella starb, wechselte Zephyr zur Nekromantin Cyclominia, von dort zu Rondati Denister und schließlich zu Procopio.«

Die Magierin notierte alles hastig auf einem Stück Pergament. »Irgend jemand vor der Königin?«

Tzigone las die Namen der Herren, die Sinestra mitgeschrieben hatte. »Das reicht fast 200 Jahre zurück, aber er war auch sehr alt. Hier steht nicht, was er davor tat.« Sie seufzte enttäuscht und klappte das Buch zu. »Wir müssen uns in Zephyrs Kammer umsehen.«

Sinestra Belajoon machte einen zweifelnden Eindruck, gab Tzigone aber das Pergament zurück und folgte der jungen Diebin, die mit schnellen Schritten durch die Bibliothek ging und vorsichtig Regale und Wandverkleidungen berührte.

»Hier«, sagte sie schließlich. Sie lehnte sich an eines der Regale, das sich wie eine Wetterfahne in einer steifen Brise drehte. Kleine Lampen flackerten in der Dunkelheit und zeigten den Verlauf eines langen, schmalen Flurs.

Sinestra Belajoon spähte hinein. »Magisches Licht. Kein Staub. Nicht meine Vorstellung von einem Geheimgang.«

»Wenn Ihr Spinnweben und Geister wollt, dann gibt es in den unteren Ebene interessantere Gänge«, sagte Tzigone teils im Spaß, teils ernstgemeint. Sie bedeutete Sinestra, sich in Bewegung zu setzen. Die Magierin stöhnte zwar auf, betrat aber dann den Durchgang.

Sie eilten bis zum Ende des Gangs und dann eine enge Wendeltreppe hinauf. »Magier-Fürsten mögen es nicht, wenn sie warten müssen«, erklärte Tzigone. »Sie haben gerne einige Geheimnisse. Wenn Ihr erst einmal ein paar Landhäuser gesehen habt, wird Euch das Muster bewußt werden: Nebengänge für die Diener, private Eingänge für die Ratgeber und Geliebten. Ich wette Brotkrumen gegen Eure Münzen, daß diese Treppe in den Raum seines Hauptratgebers führt.«

Tzigone hatte beinahe recht. Der Gang endete in einem aufwendig eingerichteten Schlafraum. Zwei Dienerinnen waren damit beschäftigt, die zerknitterten Laken von dem breiten Bett abzuziehen. Sie schreckten auf und sahen die

beiden Neuankömmlinge an.

»Nehmt Euer Kopftuch ab«, flüsterte Tzigone.

Sinestra Belajoon gehorchte. Ihr Haar fiel in langen, glänzend dunklen Wellen um ihr Gesicht.

»Zieht Euch aus.«

Die Magierin verzog amüsiert den Mund, als sie verstand, was Tzigone vorhatte. Sie begann, die Kleidung der Dienerin abzulegen, darunter kam ein prachtvolles Gewand zum Vorschein.

Tzigone wandte sich den beiden Dienerinnen zu. »Ist das Bad bereit?«

Die beiden Mädchen sahen einander an. »Nein«, stammelte dann eine von ihnen.

»Na, dann geht in die Küche und holt heißes Wasser! Seht zu, daß ihr es mit Jasmin und Ysop verseht. Meister Procopio hat ausdrücklich um eine Verabredung bei Sonnenaufgang gebeten, wir haben also keine Zeit zu vergeuden.«

Die beiden Dienerinnen eilten aus dem Raum, um sich der Aufgabe zu widmen, die ihnen angeblich übertragen worden war. Sinestra Belajoon kicherte und legte ihr Tuch wieder um.

»Das war schnell reagiert. Kehren wir in die Bibliothek zurück und versuchen es noch einmal?«

»Ja, es sei denn, Ihr wollt auf Procopio warten.«

Sie brauchten noch zwei Versuche, dann endlich fanden sie den Weg zu Zephyrs Kammer. Der Raum war spärlich und spartanisch eingerichtet: ein Bett, ein Tisch mit Tintenfaß und Kerze, ein kleiner Wandspiegel, drei schmale Fen-

ster. Einige Jordaini-Kleidungsstücke in strahlendem Weiß hingen noch an den Wandhaken.

Dennoch durchsuchte Tzigone den gesamten Raum systematisch. Sie stieß auf ein kleines leeres Schränkchen hinter dem Spiegel und ein Versteck im Boden, sonst nichts.

»Nichts hier beweist eine Verbindung zwischen Zephyr und Kiva«, sagte sie dann. »Ich war sicher, daß er einen winzigen Hinweis hinterlassen hätte.«

»Vielleicht war er ja vorsichtig.«

»Vielleicht war auch jemand vor uns hier«, gab Tzigone zurück. »Vielleicht will Procopio wie ich unbedingt die Verbindung zwischen Zephyr und Kiva finden.«

»Aber Procopio würde doch nichts mit einer abtrünnigen Elfe zu tun haben wollen«, warf Sinestra ein.

»Das meine ich ja. Er würde versuchen, alles wegzuschaffen, was als Verbindung zwischen den beiden gelten könnte.« Tzigone seufzte und ließ ihre vor Anspannung verhärteten Schultern kreisen, um sie zu lockern. »Ich bin fertig. Wollt Ihr etwas mitnehmen, bevor wir uns auf den Weg machen?«

Die Magierin sah sich in dem kargen Raum um und tippte sich mit dem Zeigefinger nachdenklich ans Kinn. »Hier ist nicht viel, was man mitnehmen könnte. Das Los eines Jordain scheint mir recht blaß.«

»Stimmt, aber irgend etwas gibt es immer.« Tzigone machte sich wieder an die Arbeit, suchte erneut nach Geheimfächern und tastete die Kleidung nach versteckten Taschen ab. Sie stieß auf eine winzige Tasche, die in den Saum der Tunika eingenäht war. In ihr steckte ein zusam-

mengefaltetes Stück Pergament, das feinen braunen Staub enthielt. Sie zeigte es Sinestra Belajoon. »Sieht das interessant aus?«

Die Magierin befeuchtete eine Fingerspitze, drückte sie in das Pulver und leckte ab. Dann verzog sie das Gesicht. »Ekelhaft. Das ist schon fast eine Garantie, daß es sich um eine wichtige Zauberkomponente handelt. Ich nehme es.«

»Nicht alles«, warnte Tzigone sie. »Der habgierige Dieb wird gefaßt. Wenn Ihr nur eine Fingerspitze nehmt, wird Procopio wahrscheinlich nicht auf die Suche nach Euch gehen.«

Sinestra Belajoon sah sie erstaunt an. »Warum sollte er? Ich bezweifle, daß er von unserer Anwesenheit weiß. Magier verfügen über gesicherte Räume, in denen sie ihre Zauberkomponenten lagern.«

»Wenn jemand verdächtigt wird, werden als erstes die mit Abwehren versehenen Räume durchsucht«, betonte Tzigone. »Außerdem war erst vor kurzem jemand hier. Die Falltür wurde mit einem Messer geöffnet – man sieht das an den frischen Kratzern auf dem Holz und an den Fingerabdrücken im Staub. Ich würde auf Procopio wetten. Seine Diener würden es nie wagen, hier einzutreten.«

»Wieso denn nicht? Procopio vertraut seinen Dienern viel zu sehr. Sieh doch, wie ungestört wir umherlaufen können!«

Tzigone versuchte gar nicht erst, es zu erklären. Sie wußte nicht, warum sie Magie so deutlich wahrnahm, dabei aber für Magie praktisch unsichtbar blieb. Magische Schutzvorrichtungen fanden sich an fast jeder Tür und in jedem Gang

im Landhaus. Sie hatte sie wahrgenommen, ohne entdeckt zu werden. Sinestra Belajoon, die sich einen halben Schritt hinter ihr hielt, war nach wie vor ihr Schatten. Tzigone hatte auf harte Art und Weise gelernt, wie weit die Grenzen ihrer geschützten Sphäre reichten. Sie kannte und nutzte sie, aber sie verstand sie nicht.

»Wir müssen los«, sagte sie nur knapp.

Sinestra Belajoons Augen strahlten vor Begeisterung, auch wenn ihr »Schatz« spärlich und von ungewissem Wert war. In ihrem Elan vergaß sie, den halben Schritt Abstand zu halten, aber Tzigone sagte nichts. Als sie an einem großen ovalen Spiegel vorübergingen, warf sie einen Blick auf ihr Abbild. Tzigone sah so aus wie in jedem anderen Spiegel – aber nicht Sinestra Belajoon.

Die Diebin sah sich im Gang um, bis sie sicher war, daß sie allein waren. Sie packte Sinestra am Arm, riß ihr das vieles verdeckende Tuch vom Kopf und zerrte sie vor den Spiegel.

Sinestra Belajoons Augen weiteten sich vor Entsetzen, dann wurden sie vor Resignation matt, als sie sah, wie das Verstreichen der Jahre unter ihrer magischen Tarnung versteckt worden war.

Das Spiegelbild der Magierin war nicht nur älter, sondern auch deutlich unattraktiver. Ihr Haar war noch immer lang und voll, aber es war nicht glänzend schwarz, sondern hatte im Lauf der Zeit eine aschbraune Farbe angenommen. Außerdem zogen sich graue Strähnen hindurch. Sie war noch immer schlank, doch ihre Kurven waren nicht so üppig. Ihr Gesicht war nicht herzförmig, sondern spitz, ihr Mund brei-

ter. Falten waren in ihren Augenwinkeln zu sehen. Die glatte, seidige Haut, die die Farbe dunklen Honigs hatte, wich einem blassen Teint, der mit Sommersprossen übersät war. Nicht das Gesicht einer verhätschelten Edlen, sondern das einer Bürgerlichen, die ein hartes Leben hinter sich hatte – oder einer Magierin, die zu viele Jahre ihres Lebens auf der Flucht verbracht hatte.

»Seht uns an«, flüsterte Tzigone und ließ das Spiegelbild nicht aus den Augen. »Wir könnten verwandt sein.«

Sinestra verzog den Mund zu einem schwachen Lächeln. »Vielleicht sind wir ja Schwestern.«

»Wohl kaum. Ihr seid alt genug, um meine Mutter zu sein«, sagte Tzigone.

»Aua! Warum jagst du mir nicht eine Klinge ins Herz und erlöst mich?«

Trigone ignorierte Sinestra und atmete tief durch. »Bist du es?«

Eine Zeit lang schwieg Sinestra. Tzigone betrachtete das Spiegelbild, um ein Anzeichen für Hoffnung, Schuld, Bedauern, Unehrlichkeit ... für irgend etwas zu entdecken.

Nach einer Weile zuckte die Magierin die Achseln und sah weg. »Ich nehme an, es könnte möglich sein.«

»Möglich sein?«

Mit einem Mal hing der beißende Geruch von Kampfer in der Luft. Tzigone drehte sich um und sah, daß sich einer der Ärzte des Magier-Fürsten näherte. Sein interessierter Blick wanderte über Sinestra's dunkle Locken und ihren wohlgeformten Leib. Rasch trat Tzigone zwischen sie und das verräterische Spiegelbild.

»Hallo, hübsches Ding«, sagte der Arzt schmachkend zu Sinestra, während er sich den beiden Frauen näherte. »Du bist neu. Hat man dich schon angemessen willkommen geheißen?«

Er streckte die Hand aus, woraufhin sie ein Stück zurückwich. Seine Finger berührten dennoch flüchtig Sinestras Arm. Meister Belajoons »Geschenk« reagierte augenblicklich auf die Berührung durch einen anderen Mann, und sofort war Sinestra verschwunden.

Der sprachlose Arzt sah Tzigone an, die süßlich lächelte. »Meister Procopio ist wirklich besitzergreifend, nicht? Das muß man sich vorstellen: Da vergeudet er einen so kräftigen Zauber, nur um sicher zu sein, daß keiner seiner Diener von seiner Köstlichkeit nascht.«

»Es war ein Unfall. Ich bin nur gestolpert. Es war nie meine Absicht, diese Frau anzufassen«, stotterte der Mann. Tzigone tätschelte ihm die Wange und ging ihres Weges. Sie konnte sicher sein, daß er niemandem vom plötzlichen Verschwinden der Dienerin erzählen würde.

Sie verließ unbehelligt das Haus und war ungewohnt düsterer Stimmung. In all den Jahren, in denen sie nach ihrer Mutter gesucht hatte, war ihr nie der Gedanke gekommen, Keturah interessiere sich möglicherweise gar nicht für ihr Kind. Auch wenn Sinestra und Keturah vielleicht nicht dieselbe Person waren, hatte ihre Reaktion beunruhigende Fragen aufgeworfen.

Vielleicht war die Zeit für einen letzten Ausweg gekommen.

Kurze Zeit später hatte Tzigone ihr Dienerinnengewand gegen ein dünnes Kleid eingetauscht, das sie hinter einem Bordell auf einem Busch entdeckt hatte, über den man es zum Trocknen gelegt hatte. Sie schminkte Lider und Lippen mit den Utensilien, die sie sich aus Sinestras Tasche geborgt hatte, dann machte sie sich auf zum Palast. Sie wartete an dem Tor, das Matteo üblicherweise nahm. Da er Frühaufsteher war, würde sie nicht lange warten müssen. Tatsächlich tauchte er bald auf und wurde von ihr am Arm gepackt und von dem morgendlichen Menschengewimmel fortgezogen.

Er warf ihr einen langen Blick zu, während sie sich vom Tor entfernten. »Jeder, der uns sieht, wird mit der Zunge schnalzen und sagen, die Huren der Stadt seien viel zu aggressiv geworden! Wenn du schon nicht an deinen Ruf denkst, Tzigone, könntest du wenigstens an meinen denken.«

»Du bist Jordain«, gab sie zurück. »Mit einer Kurtisane gesehen zu werden macht alles nur noch besser. Aber mach dir keine Gedanken. Du mußt jemanden für mich suchen.«

»Du hast jemanden gefunden, der bereit ist, über Keturah zu reden?«

»Gewissermaßen. Ich habe Basel ohne Umschweife gefragt, ob er etwas über Keturah weiß. Er hat mir jemanden vorgeschlagen, der mir helfen könnte.«

Matteo riß beunruhigt die Augen auf. »Hast du ihm gesagt, daß sie deine Mutter ist?«

»Wie dumm sehe ich aus?« Matteos Blick wanderte kurz

zu Tzigones spärlicher Bekleidung. »Du weißt, was ich meine.«

»Ja. Erzähl mir von der Person, die ich suchen soll.«

»Dhamari Exchelsor. Er ist ein Allgemeinmagier, ein Tränkemischer. Du findest ihn im grünen Marmorturm an der Ecke Luftgeiststraße und Südliche Marktstraße.«

Matteo betrachtete Tzigone nachdenklich. »Zweifellos kann ich das erledigen, aber wenn du schon so viel über ihn weißt, wofür brauchst du dann mich? Warum gehst du nicht selbst?«

»Er war Keturahs Mann.«

»Ah! Du willst, daß ich unter einem Vorwand zu ihm gehe, um mir ein Urteil über ihn zu bilden«, sagte Matteo.

»Helles Bürschchen«, sagte Tzigone zu sich selbst. Ihr sarkastischer Ausdruck schmolz dahin, dann sah sie Matteo bittend an. »Es könnte die einzige Möglichkeit sein, die Wahrheit über Keturah zu erfahren. Ich weiß, ihr Jordaini seid der Wahrheit verpflichtet«, fügte sie hastig an, »und ich will dich auch nicht bitten, für mich zu lügen. Ich möchte nur, daß du ... ein wenig bohrst, ohne mit der Wahrheit herauszurücken.«

Matteo dachte einen Moment nach. »Du bist ein großes Risiko eingegangen, so offen über Keturah zu sprechen. Kannst du Basel trauen?«

»Gewissermaßen.«

Matteo lächelte schwach und humorlos. »Ein Wort, das man derzeit häufig hört. Gut, ich werde zu diesem Magier gehen und alles in Erfahrung bringen, was er zu sagen bereit ist.«

Aus einem Impuls heraus warf Tzigone Matteo die Arme um den Hals. Aus dem Augenwinkel sah sie zwei in Weiß gekleidete Männer aus dem Palasttor kommen. Vom Schalk erfaßt ließ sie sich fallen, so daß Matteo automatisch seine Arme um sie legte, um sie festzuhalten. Einen Moment später löste sie sich aus seiner Umarmung und trat einen Schritt zurück. Ihre Augen funkelten, um ihre Lippen spielte ein lässiges Lächeln.

»O nein, Herr«, protestierte sie atemlos, während sie ihm seinen eigenen Beutel Münzen zurückgab. »Wer könnte für eine solche Meisterleistung einen Preis nennen?«

Sie seufzte tief und glättete ihr Haar. Dann wandte sie sich um und stolzierte mit dem schwungvollen Gang einer Hure davon. Sie warf einen Blick zurück und grinste, als sie die respektvollen Blicke bemerkte, die die Jordaini Matteo zuwarfen. Einer der Männer klopfte ihm im Vorübergehen kameradschaftlich auf die Schulter.

Matteo warf ihr einen finsternen Blick zu und hatte nach wenigen Schritten zu ihr aufgeschlossen. »Du hast dir Sorgen um deinen Ruf gemacht«, sagte Tzigone mit Unschuldsmiene und wahrten den Abstand. »Der scheint jetzt einen gewaltigen Satz nach oben gemacht zu haben.«

Sein ernster Gesichtsausdruck verschwand, und fast gegen seinen Willen mußte er lächeln. Rasch setzte er wieder seine wütende Miene auf und nahm sich eine Melone von einem Karren, der an ihm vorbeigeschoben wurde. Der Händler wollte protestieren, aber da warf ihm Matteo eine Münze zu, dann hielt er die Melone so, als wolle er sie Tzigone hinterherwerfen.

Sie stieß einen hellen Schrei aus und flüchtete sich in eine Nische der Palastmauer. Als kein Geschoß kam, spähte sie vorsichtig um die Ecke.

Matteo stand ein paar Schritte entfernt und hielt ihr ein Stück Melone hin. »Frühstück?«

Tzigone nahm das angebotene Fruchtstück und deutete auf den Platz auf der Bank gleich neben ihr. Matteo nahm Platz. Der Ratgeber der Königin und die geschminkte Streunerin saßen Seite an Seite und aßen die Frucht, dann teilten sie sich den kleinen Laib Brot, den Tzigone aus ihrer Tasche holte. Ausnahmsweise fragte Matteo nicht, wie sie an das Brot gelangt war, und gab auch keinen Kommentar von sich, was die seltsamen Blicke der Passanten anging, die das ungleiche Paar auf sich zog.

Sie sprachen nicht von den Unterschieden, die sie beide voneinander trennten, und auch nicht über die Probleme, die sie beide verbanden. Doch als die Sonne sich über die östliche Stadtmauer erhob, wich auch die Dunkelheit, die sich über Tzigones Herz gelegt hatte.

ZWÖLFTE KAPITEL

Matteo ging direkt zum Turm Dhamari Exchelsors. Er war sicher, man würde ihm Einlaß gewähren. Niemand verweigerte sich dem Jordain der Königin, auch wenn die Gründe für die Gastfreundschaft unterschiedlich waren. Matteo war daran gewöhnt, mit allem konfrontiert zu werden – von äußerster Zurückhaltung bis hin zu völliger Begeisterung, je nachdem, mit welcher Nachricht man rechnete.

Matteo erklärte dem Wachmann am Tor, er komme nicht in Angelegenheiten der Königin, sondern aus einem persönlichen Grund. Er sah die Reaktion des Dieners: Verzweiflung spiegelte sich in seinen Augen, als hätte die Erklärung eine große Hoffnung zerschmettert. Einige Leute waren in ihrem Ehrgeiz wahrhaft grenzenlos!

Der Wachmann kehrte rasch zurück und führte Matteo in den Turm. Der Empfangssaal war nicht groß, bot aber genug Platz für einige bequeme Sessel und verstreute kleine Tische. In einer Ecke sprudelte ein Brunnen und ergoß das Naß über Weinflaschen, die in einem magischen gekühlten Becken standen. Silberkelche standen auf einem Tisch gleich neben dem Brunnen, unter einer Glashaube lagen gezuckerte Früchte. Bücher lagen auf den Tischen zwischen den Sesseln, und Kerzen lagen bereit, um beim Lesen Licht zu spenden. An den Wänden hingen in regelmäßigen Abständen Glocken, die vermuten ließen, daß sofort ein Diener er-

scheinen würde, wenn ein Gast einen Wunsch hatte. Insgesamt war es ein sehr bequem eingerichteter, gemütlicher Raum.

Matteo hatte sich eben erst gesetzt, als der Herr des Hauses hereinkam. Er stand sofort wieder auf und begrüßte den Magier mit der angemessenen Höflichkeit. Auch wenn von Jordaini nicht erwartet wurde, den Blick zu senken, wenn sie sich verbeugten, machte Matteo es trotzdem, um seine Überraschung zu verbergen. Er konnte sich nicht vorstellen, wie so die Frau, die Tzigone zur Welt gebracht hatte, einen solchen Mann hätte heiraten sollen.

Exchelsor war ein sanftmütig dreinblickender, dicklicher und blasser Mann. Er hatte schütteres Haupthaar mit Ansatz zur Glatze und reichte Matteo bis zu den Schultern. Seine Augen waren verkniffen wie bei einem Mann, der nur wenig Zeit außerhalb seines Hauses verbringt. Sein dunkelbrauner Bart war gepflegt, und er trug schlichte, gute Kleidung. Wie sein Empfangssaal machte auch der Mann selbst nicht den Eindruck, als müsse er etwas vorgeben, was er eigentlich nicht war. Er wirkte wie jemand, der mit seinen Lebensumständen zufrieden war und keinen Ehrgeiz hatte, mehr zu erreichen. Als Matteo nach dem Wort suchte, das den Mann am besten beschrieb, kam ihm sofort »gut« in den Sinn.

»Zuviel der Ehre«, protestierte Dhamari sanft. »Ich hoffe, Ihr werdet mir Gelegenheit geben, mich für Eure Geste zu revanchieren. Wenn es etwas gibt, mit dem ich Euch dienen könnte, sagt es frei heraus.«

Matteo sah dem Mann in die neugierigen Augen. »Ihr seid äußerst großzügig, aber vielleicht bedauert Ihr Euer

freundliches Angebot, wenn Ihr erst meine Geschichte gehört habt.«

»Wir werden über die Geschichte urteilen, wenn sie erzählt ist. Darf ich Euch Wein anbieten?« Dhamari wies auf das Kühlbecken. »Exchelsor Rose, ein guter Begleiter für lange und durstig machende Geschichten.«

Der Jordain lehnte dankend ab und setzte sich in den Sessel, den Dhamari Exchelsor ihm anbot. Er erzählte ihm in knappen Worten die Geschichte über Akhlaurs Sumpf und beschrieb die Verletzung, die Kiva in eine lange und schlafähnliche Trance versetzt hatte, ließ dabei aber ihre Flucht aus.

»Ihr seht also«, schloß er, »es ist sehr wichtig, über den Verbleib des Portals so viel zu erfahren, wie wir können. Wenn nicht von Kiva, dann vielleicht von denen, die mit ihr zu tun hatten.«

Dhamari lehnte sich zurück. »Ihr seid wirklich gut vorbereitet. Ich hatte schon fast die Zeit vergessen, die ich mit Kiva in diesem Turm verbrachte.«

Das war allerdings eine Neuigkeit! »Wie lange ist das her?«

»Ich würde sagen ... gut sechsundzwanzig Jahre«, sagte der Magier. »Wir waren beide Schüler derselben Herrin, einer sehr begabten Magierin der Beschwörerschule. Es ist fast unmöglich, daß es schon so lange her sein soll!«

Matteo hatte vorgehabt, Kiva zu erwähnen und sich dann an Keturah heranzuarbeiten, doch dies war eine unerwartete Abkürzung. »Könnte diese Magierin, Eure ehemalige Herrin, etwas über Kiva aus der Zeit nach der Ausbildung wissen?«

»Ob sie es könnte? Ja, zu ihrem und meinem Bedauern!« Exchelsor atmete tief durch und lächelte entschuldigend. »Vergebt mir. Ich spreche selten von Keturah. Es bereitet mir große Freude, aber auch große Trauer. Vielleicht ist Euch ihr Name bekannt.«

»Er wurde in Akhlaurs Sumpf erwähnt.«

»Ich kann mir den Grund vorstellen.« Dhamari beugte sich in seinem Sessel vor. »Dieses Mädchen, diese unausgebildete Bürgerliche, deren Stimme den Laraken fesselte – erzählt mir von ihr.«

Matteo spreizte beiläufig die Hände. »Da gibt es wenig zu sagen. Sie ist Straßenkünstlerin, sie hat ein mildes Herz und einen wachen Verstand. Sie kann jede Stimme nachahmen, die sie hört. Sie ist in der Kunst ungeübt, aber sie hat hier und da Zauber aufgeschnappt. Sie hat großes wildes Talent, wie man in dieser zivilisierten Zeit nur selten findet, aber sie wird jetzt ausgebildet.«

»Ja, bei Basel, wie ich hörte«, sagte Dhamari. »Ich war einer der vielen Magier, die sich angeboten haben, sie auszubilden, aber der Rat und das Mädchen selbst waren Basel zugeneigt. Er hat viel Erfahrung als Lehrer, wie Ihr wißt.«

Matteo wußte es nicht, nickte aber. »Meister Basel mag es, Lehrlinge um sich zu haben«, fuhr Dhamari fort. »Er bildet immer drei zugleich aus. Das tut er schon so, seit er das Jordaini-Kolleg verlassen hat.«

Diese Neuigkeit traf Matteo wie der Kriegshammer eines Barbaren. »Er war Meister am Kolleg?«

»Oh ja. Vor Eurer Zeit, würde ich sagen. Aber es ist noch nicht lange her. 18 Jahre, vielleicht 20.«

Das war vor seinem Training gewesen, aber nicht vor seiner Ausbildung! Matteo erinnerte sich an Tzigones Behauptung, einer der Jordaini-Meister sei sein Vater. Er hatte die Meister betrachtet, die noch an der Schule waren, aber nie andere Möglichkeiten in Erwägung gezogen. Anders offenbar Tzigone.

Das würde zu ihr passen, dachte Matteo. Tzigone hatte ein ausgeprägtes, wenn auch unkonventionelles Ehrgefühl. Als er sich bereiterklärt hatte, ihr bei der Suche nach ihrer Familie zu helfen, hatte Tzigone möglicherweise beschlossen, sich auf gleiche Weise bei ihm zu revanchieren. Sie hatte seine Mutter für ihn gefunden, und vielleicht hatte sie die Ausbildung bei Basel begonnen, um etwas über seinen Vater zu erfahren.

Matteo bemerkte, daß Dhamari Exchelsor ihn besorgt ansah. Er zwang sich zu einem Lächeln, das offenbar so aufgesetzt wirkte, wie es ihm selbst vorkam. Dhamari Exchelsor schenkte ein Glas Wein ein und reichte es ihm. Matteo nahm einen Schluck, wie es sich gehörte, und spürte, daß er seine Fassung zurückerlangte.

»Der Tag ist ungewöhnlich heiß, und man sollte doch regelmäßig trinken, um nicht ins Träumen zu geraten«, sagte der Magier.

Es war eine gütige, praktische Beobachtung. Matteo nickte dankbar. »Ihr habt eine Geschichte erwähnt, die Keturah betrifft. Ich kenne sie nicht.«

Nach einer Weile entgegnete Exchelsor: »Ich bin nicht sicher, ob Euch die Geschichte helfen wird, aber Ihr könnt Euch einen eigenen Reim darauf machen.«

Er lehnte sich zurück und erzählte: »Keturah war einst meine Lehrerin in der Kunst der Beschwörung, und sie wurde meine Gemahlin. Wir lebten nur kurze Zeit zusammen, hier in diesem Turm, in dem ich mich auch übte. Anfangs waren wir zufrieden, doch Keturah war ehrgeizig und wollte die Grenzen ihrer Macht immer weiter ausreizen. Sie konnte die mächtigsten Kreaturen an ihre Seite holen und tat das so mühelos, wie ein Hirte seinen Hund zu sich pfeift. Schließlich wandte sie sich Kreaturen von finsternen Orten zu, Ungeheuern, die ihre eigene Kraft bei weitem überstiegen. Sie zehrten an ihrer Magie und beschmutzten ihre Seele«, schloß Dhamari mit kaum noch wahrnehmbarer Stimme.

Nach einem Moment räusperte er sich und sprach weiter: »Ich spürte, daß es Keturah nicht gutging. Sie war oft fort, manchmal mehrere Tage lang. Wenn sie im Turm blieb, kam es oft vor, daß sie den halben Tag verschief und unter schrecklichen Kopfschmerzen litt, die sie ohne Vorwarnung befielen. Keturah wurde aufbrausend, bissig und jähzornig. Ich verschloß vor ihren Launen die Augen. Hätte ich nur früher reagiert«, sagte er in bedauerndem Tonfall, »würde die Geschichte heute wohl anders aussehen. Der Tag, an dem ich Keturah zum letzten Mal sah, war der Tag, an dem eine Grünmaga starb, nachdem sie in ihrem Turm von drei Sternschlangen attackiert worden war.«

»Das ist unmöglich«, warf Matteo ein. »Solche Kreaturen meiden Magier und einander.«

»Unter normalen Umständen wohl schon. Aber es scheint so, als seien sie beschworen worden.«

Die Schlußfolgerung aus diesen Worten war beunruhi-

gend, aber klar. Eine Grünmaga war eine Hebamme, die in der Kräuter- und Heilkunst bewandert war, die üblicherweise in einem gewissen Maß die Erkenntniszauberei beherrschte und immer von den Azuth-Inquisitoren ausgebildet worden war. Eine Grünmaga war keine richtige Magierin, keine richtige Klerikerin, keine richtige Bluthündin und keine richtige Hexe. Aber sie war eindeutig mehr als eine bloße Ärztin und kümmerte sich um die Gesundheit der Magier Halruaas. Da Magie und Gesundheit eines Magiers so eng miteinander verbunden waren, war eine komplexe Ausbildung notwendig.

»Ihr sagtet, Keturah habe sich nicht wohlgefühlt. Sie hat diese Grünmaga besucht, um sich von ihr behandeln zu lassen?«

»So ist es. Den Worten der Diener dieser Grünmaga zufolge war Keturah die letzte, die sie lebend sah.« Dhamari seufzte. »Vielleicht hat sie die Sternschlangen beschworen, vielleicht auch nicht. Ich werde es nie erfahren, da ich sie an diesem Tag verlor.«

Mord mittels Magie war ein schweres Verbrechen, das für Keturah sicher ein Todesurteil bedeutet hätte. Das allein erklärte ihre Flucht. Dennoch vermutete Matteo, daß mehr dahintersteckte, und sagte das geradeheraus.

»Ja«, stimmte der Magier traurig zu. »So scheint es immer zu sein, nicht?«

Der Jordain nickte und erwiderte das bedauernde Lächeln Dhamaris.

»Keturah entzog sich ihren Verfolgern jahrelang. Das ist in Halruaa eine erstaunliche Leistung! Viele suchten nach

ihr, und von Zeit zu Zeit hörte ich etwas über sie.« Dhamari sah Matteo an. »Sie brachte ein Kind zur Welt. Niemand weiß, wer der Vater ist. Euch ist klar, wie ernst diese Angelegenheit ist?«

»Natürlich.«

In Halruaa waren Kinder von Magiern keine Zufallsprodukte wie in den unzivilisierten Ländern im Norden. Magier wurden durch Erkenntniszauber und sorgfältig geführte Aufzeichnungen zusammengeführt, um sicherzustellen, daß die Linie stark blieb. Gefährliche magische Begabungen, geistige Instabilität und körperliche Gebrechen konnten für jemanden, der als Kind von Magiern zur Welt kam, tödlich sein. Dieser Brauch war ein so fester Bestandteil Halruaas, daß nur wenige halruaanische Kinder nicht als Produkt einer Ehe zur Welt kamen. Bastarden hing ihr Leben lang ein Stigma an. Der Bastard einer Magierin wurde nach der Geburt getötet, wenn der Vater unbekannt war.

»Keturah kannte die Gesetze«, sprach der Magier weiter. »Sie rannte fort, versteckte sich und beschützte ihr Kind. Mit ihrem eigenen Leben beschützte sie ihr Kind!«

Dhamari stand auf und ging zu einem der Tisch, hob eine mit Schnitzereien verzierte Schachtel auf und nahm einen kleinen, in Seide gehüllten Gegenstand heraus. Er entfernte die Seide, kehrte zu Matteo zurück und zeigte ihm ein einfaches Medaillon.

»Das gehörte Keturah. Kiva hat spürte sie auf, und dann überbrachte sie mir den Talisman, als sei er eine Trophäe. Sie erzählte mir, wie meine Frau gestorben war, und lachte.« Dhamari standen Tränen in den Augen, als er Matteo ansah.

»Da Kiva Keturah gefunden hat, muß ich annehmen, daß sie auch des Kindes habhaft wurde.«

»Ich habe so etwas gehört«, sagte Matteo behutsam. Er verschwieg, daß der jungen Tzigone ebenfalls die Flucht gelungen war.

Der Magier sah weg und mußte sich mehrmals räuspern, ehe er weiterreden konnte. »Ihr seid Jordain. Die verborgene Geschichte des Landes steht Euch offen. Dinge, über die niemand reden darf, werden Euch anvertraut.« Er sah auf, und Matteo nickte. »Wenn das Kind überlebt hätte, wäre es einem Mann wie Euch möglich, in Erfahrung zu bringen, was aus ihm geworden ist. Vielleicht könnt Ihr den Anhänger mitnehmen. Wenn Ihr das Kind findet, gebt ihm das Medaillon und erzählt ihm von seiner Mutter. Erzählt so wenig oder so viel, wie Ihr glaubt, daß das Kind es ertragen kann. Ein Jordain muß die Wahrheit sagen, trennt aber zuvor die Spreu vom Weizen.«

Matteo war nicht sicher, wie er reagieren sollte, doch er wußte, daß Tzigone das Medaillon ihrer Mutter schätzen würde.

»Ich werde Nachforschungen anstellen, wenn Ihr es wünscht«, sagte er. »Wenn Keturahs Tochter lebt, werde ich dafür sorgen, daß sie es bekommt – und werde mit ihr über ihre Mutter sprechen.«

Das Gesicht Dhamaris verriet, daß er zutiefst dankbar war. »Ihr seid sehr freundlich. Ich wage kaum, Euch um einen weiteren Gefallen zu bitten, aber ...« Dhamari unterbrach sich, um sich zu räuspern. »Wenn das Kind lebt, könnt Ihr ihm ausrichten, daß ich es gerne sehen würde? Keturah war

mein geliebtes Weib. Ich war gezwungen, mich von ihr scheiden zu lassen. Aber ich würde liebend gern und voller Stolz ihr Kind mein eigen nennen. Das Mädchen wüßte von seiner Mutter, aber es könnte auch den Namen des Vaters und seine Herkunft in Anspruch nehmen, dazu den Turm und alles, was sich in ihm befindet. Alles würde meinem Kind gehören, wenn ich tot bin.«

In Matteos Kopf drehte sich alles, da dieses Angebot so gewaltig war: eine Familie, ein Name, eine Herkunft, ein Ende der Verurteilung als Bastard und des lebenslangen Kampfs. Zwar pries man sie für ihre Rolle im Kampf in Akh-laur's Sumpf, doch alles Silber lief irgendwann an. Matteo wußte genug über die Art der Menschen, um zu erkennen, daß viele Leute einen Helden nur aus dem einen Grund in den Himmel hoben, um ihn nachher fallen zu sehen. Tzigone war der Bastard einer Magierin. Früher oder später würde das ans Licht kommen.

»Ich werde tun, was ich kann«, versprach er.

Dhamari lächelte. »Damit bin ich vollauf zufrieden. Doch Ihr – Ihr kamt her, um über wichtige Dinge zu sprechen, und statt dessen habt Ihr Euch die Geschichten eines alten Mannes angehört. Was kann ich Euch sagen, das Euch weiterhelfen wird?«

»Kiva spürte Keturah auf und hat Euch gegenüber damit geprahlt. Ich verstehe das erste – sie war eine Bluthündin, die ihre Pflicht tat –, aber nicht das zweite. Warum sollte sie das tun? Gab es Meinungsverschiedenheiten zwischen Euch dreien, die die Elfe zur Rache veranlaßten?«

Der Magier dachte nach, dann nickte er. »Kiva beschwor

einen Kobold und wurde ihn nicht wieder los. Die Kreatur richtete beträchtlichen Schaden an, bis Keturah kam und ihn bändigte. Sie verbannte Kiva aus diesem Turm.«

»Es gab also eine Meinungsverschiedenheit.«

»Nicht von Keturachs Seite aus. Sie verbannte Kiva, weil es richtig und vernünftig war. Ich stehe vor Euch als Beweis dafür, daß in Keturachs Herzen kein Platz für Groll war«, sagte er und fuhr widerwillig fort: »Ihr müßt wissen, daß ich Kiva bei dem Zauber half. Keturah vergab mir nicht nur, sondern heiratete mich auch.«

Die Miene des Magiers verfinsterte sich. »Trotzdem kann ich kaum glauben, daß Kiva es deswegen genoß, Keturah zu töten. Wer könnte zu etwas so böseartigem fähig sein?«

Da Dhamaris Frage rhetorisch war, antwortete Matteo nicht. Er bedankte sich mit den typischen Höflichkeitsfloskeln und ging. Als er den grünen Turm hinter sich gelassen hatte, ging Matteo im Geiste alles durch, was er gehört hatte. Spreu und Weizen, wie wahr! Keturah war eine gefallene Magierin, Mörderin und Ehebrecherin. Wie sollte er Tzigone all das sagen?

Aber wie konnte er es verschweigen? Wichtige Wahrheiten vor einem Freund zu verheimlichen war genauso falsch wie eine offene Lüge.

Aber war das nicht exakt das, was Tzigone tat? Sie mußte von Basels Vergangenheit wissen – sie war so vorsichtig und wachsam wie jeder, den Matteo kennengelernt hatte. Vielleicht tat sie aber auch genau das, worum sie ihn gebeten hatte, und bildete sich ein Urteil über den Mann. Er war nicht sicher, ob er wütend oder dankbar sein sollte. Er hatte

keine Ahnung, was er empfinden sollte.

Matteo nahm das Medaillon aus der Tasche und betrachtete es. Es war schlicht und wies auf kein besonderes handwerkliches Geschick hin. Aber Keturah war als Magierin erfolgreich genug gewesen, um Schüler auszubilden und einen edlen Turm aus grünem Marmor zu besitzen. Sie hätte wohl kaum einen so schmucklosen Anhänger getragen, wenn er nicht auf besonders machtvoller Weise verzaubert war. Wenn dem so war, mochte es sein, daß er Tzigone in Gefahr brachte, wenn er ihn ihr gab. Er kannte Dhamari nicht gut genug, um ihm zu trauen.

Die Vernunft verlangte von ihm, das Stück von einem Magier untersuchen zu lassen, doch wem sollte er sich anvertrauen? Gewiß nicht Beatrix. Da das Medaillon keine Zahnräder oder Bänder aufwies, würde es sie nicht interessieren. Auch nicht Procopio und auch keinem der Magier des Jordaini-Kollegs.

Eine Idee schoß ihm durch den Kopf, die er aber nicht näher untersuchen wollte, da er fürchtete, sie könne der Jordaini-Logik nicht standhalten.

Matteo machte auf dem Absatz kehrt und ging direkt zum nächsten Boulevard. Er ließ mehrere magische Transportmittel passieren und wartete auf das Poltern eines gewöhnlichen Vierspänners. Matteo wies den Kutscher an, ihn zu Basel Indoulurs Turm zu bringen.

Das Heim des Magiers in Halarahh war ein bescheidenes, gemütliches Landhaus in einer ruhigen Seitenstraße, das kaum dem Zuhause eines ehrgeizigen Magierfürsten entsprach. Matteo hielt sich vor Augen, daß Meister Basel der

Bürgermeister einer anderen Stadt war, wo er ohne Zweifel im üblichen Luxus schwelgte. Er bat den Kutscher zu warten, dann nannte er der Torwache seinen Namen und den seines Herrn und bat um eine Privataudienz bei Basel.

Ein Diener führte Matteo durch den Garten zu einem kleinen Haus, das von Ranken überzogen war. Nachdem Matteo eingetreten war, fielen ihm große Fenster auf, durch die das Sonnenlicht in den Raum flutete, die er von draußen aber nicht hatte sehen können. Meister Basel war – so schien es – für heimliche Treffen bestens vorbereitet.

Als Basel eintrat, war Matteos erster Gedanke, Dhamari müsse sich über die Vergangenheit des Magiers geirrt haben. Jordaini-Meister waren üblicherweise ein Vorbild für die Schlichtheit und Disziplin, die sie ihren Schülern abverlangten. Basels Kleidung war aus purpurner und karmesinroter Seide, Farben, die sich in den Perlen wiederholten, die seinen unzähligen winzigen Zöpfe zierten. Sein Gesicht war rund und paßte gut zu seinem Bauch. Matteo konnte sich den Mann nicht als einen jener Krieger und Gelehrten vorstellen, die das Leben der Jordaini formten.

Er suchte nach einer äußerlichen Ähnlichkeit, fand aber keine. Basel Indoulurs Haar war pechschwarz, die Nase gerade und klein, seine Haut hatte einen leicht olivfarbenen Ton. Wie die meisten Jordaini war Matteo stark und durchtrainiert wie ein Krieger. Mit einem Meter achtzig war er für einen Halruaaner groß, sein Haar, das im Sonnenschein temperamentvoll aufflammte, war kastanienfarben. Seine Züge waren markanter als die des Magiers, das Kinn stach deutlicher hervor und seine Nase hatte eine erkennbare

Krümmung. Wenn der Mann wirklich sein Vater war, war es ihm nicht anzusehen.

»Wie kann ich dem Ratgeber Königin Beatrix' helfen?« fragte Basel Indoulur und beendete die Stille, die schon zu lange gedauert hatte.

Matteo zog das Medaillon hervor. »Es ist einem Jordain verboten, magische Gegenstände bei sich zu führen. Könnt Ihr mir sagen, ob dies hier verzaubert ist und wenn ja, wie?«

Der Magier nahm das Teil und betrachtete es. Die juwelenbesetzten Ringe an seinen dicken Fingern funkelten bei jeder Bewegung. »Ein einfaches Stück.«

»Aber weist es irgendwelche Magie auf?«

Basel Indoulur gab es ihm zurück. »Ein Erkenntniszauberer könnte Euch mehr sagen. Ihr habt Meister Procopio gedient. Warum geht Ihr nicht zu ihm?«

Matteo wählte seine Worte sorgfältig. »Vor kurzem versuchte ich, mit Meister Procopio über Zephyr zu sprechen, einen Jordain, der gemeinsame Sache mit Kiva gemacht hat. Ich bin bemüht, mehr über Kiva zu erfahren, und hielt dies für einen vernünftigen Weg, um meine Nachforschungen anzustellen.«

»Aha.« Basel Indoulur hob eine Hand an den Mund, aber Matteo konnte gerade noch das flüchtige, zynische Lächeln auf den Lippen des Mannes bemerken. »So wie ich Meister Procopio kenne, hatte er kein Interesse, sich in dieses Thema zu vertiefen.«

»Jedenfalls ist es mir nicht aufgefallen.«

»Er wird stark auf alles achten, was auf eine weitere Untersuchung hindeutet. Wenn Ihr Euch mit dem Talisman an

ihn wendetet, dann würde er sofort vermuten, dies sei ein Teil Eurer Suche.«

Vielleicht war es das auch. Ein schützender Talisman würde erklären, warum Keturah sich so lange ihrer Gefangennahme hatte entziehen können. »Kann er magisch aufgespürt werden?«

Basel Indoulur warf ihm einen schiefen Blick zu. »Wenn dem so wäre, dann würde er nicht viel Schutz bieten.«

»Wohl wahr«, nickte Matteo und stand auf.

Er wollte Basel danken und gehen, als der die Hand hob und ihn zurückhielt. »Eure Augen verraten mir, daß Ihr unsicher seid, ob Ihr mir trauen sollt. Das ist ein Zeichen von Vorsicht. Ihr seid nicht zu Procopio Septus gegangen. Das ist ein Zeichen von Weisheit. Wenn mein alter Freund auf Euch wütend ist – und ich muß kein Erkenntniszauberer sein, um zu wissen, wie wahrscheinlich das ist –, dann könnte es sein, daß er Euch entweder meldet, weil Ihr ein magisches Objekt bei Euch führt, oder aber er verlangt, daß Ihr es ihm aushändigt. Es wäre sein gutes Recht.«

»So wie es Euer gutes Recht ist.«

»Stimmt«, gab Basel zu. »Ihr habt keinen Grund, mir zu vertrauen. Und doch seid Ihr hier. Wenn Ihr nichts anderes von dem glaubt, was ich gesagt habe, so glaubt mir zumindest dieses: Wenn das Medaillon eine Gefahr in sich bergen würde, wenn auch nur der Hauch einer Gefahr für Tzigone bestünde, würde es diesen Raum nie mehr verlassen.«

Matteo konnte seine Überraschung nicht verbergen. Indoulur nickte bestätigend. »Ja, ich weiß, daß Tzigone die Tochter Keturahs ist. Ich kannte Keturah, und ich erkenne

ihren Talisman. Er hat ihr länger gut gedient, als ich es für möglich gehalten hätte.«

Die Gedanken rasten durch Matteos Kopf. »Werden andere das Medaillon erkennen? Könnte es eine Verbindung zwischen Tzigone und Keturah sein?«

»Kaum. Keturah erwarb den Talisman, kurz bevor sie aus Halarahh floh. Wir waren seit unserer Kindheit befreundet. Nach ihrer Flucht wandte sie sich einige Male an mich, als sie Hilfe brauchte.«

Matteo war angesichts der Enthüllungen wie betäubt. Wenn das, was Exchelsor über Keturah gesagt hatte, stimmte, dann hatte sich Basel Indoulur über die halruaanischen Gesetze hinweggesetzt und die Todesstrafe riskiert, indem er ihr half.

»Weiß Tzigone das?«

»Nein«, betonte Basel Indoulur. »Da sie so fest entschlossen ist, die Wahrheit über ihre Mutter zu erfahren, habe ich beschlossen, sie zu führen. Sie wäre früher oder später ohnehin zu Exchelsor gegangen. Als ich ihr vorschlug, sie solle doch einen vertrauenswürdigen Freund schicken, hatte ich erwartet, daß sie Euch fragen würde.«

»Habt Ihr mich erwartet?« Matteo wünschte sich fast, daß dem so wäre.

Indoulur dachte nach, dann schüttelte er den Kopf. »Nein, aber ich bin froh, daß Ihr hier seid. Daß ich Tzigones Freund nun kenne, beruhigt mich.«

Matteo entging nicht die Zuneigung, die in Indoulurs Augen aufblitzte. »Sie bedeutet Euch viel.«

»Sie ist mir wie eine Tochter«, erklärte Basel. »Um Euch

im Gegenzug zu beruhigen, will ich Euch im Vertrauen sagen, daß ich alles tun werde, um sie vor dem Stigma ihrer Geburt zu schützen. Wenn es herauskommen sollte, werde ich behaupten, ich sei ihr Vater.«

Zum zweiten Mal an diesem Tag hatte Matteo das Gefühl, ihm werde der Boden unter den Füßen weggerissen. Wenn Basel die Vaterschaft beanspruchte, würde er auch zugeben, daß er Keturah nach ihrer Flucht gesehen hatte. Das war gegen das Gesetz, so wie es auch illegal war, außerhalb der strengen halruaanischen Vorgaben ein Kind zu zeugen, das zwei Magierlinien entstammte. Jedes dieser Vergehen hatte die sichere Ehrlosigkeit zur Folge. Doch Basel Indoulur war bereit, das für Tzigone zu tun. Einen Moment lang wünschte sich Matteo, dieser gute Mann sei wirklich sein Vater.

Doch würde ein guter Mann tatenlos zusehen, wie seine Frau ihren Verstand und ihre Magie zerstörte, um sicher zu sein, daß sie ein Jordain-Kind gebar? Matteos Ausbildung hatte ihn gelehrt, daß der Dienst an Halruaa an erster Stelle kam. Vielleicht hatte Basel das einst auch geglaubt und erfahren müssen, daß es andere Dinge gab, die ihm mehr am Herzen lagen.

Ein anderer Gedanke traf ihn wie ein Schlag, ein Nachbeben, das kein bißchen schwächer war als die erste Erschütterung. Was, wenn Basel Indoulurs Behauptung der Wahrheit entsprach? Was, wenn der Magier Tzigones Vater *war*? Wenn das stimmte, dann war Matteos Freundin vielleicht auch seine Schwester! Als Matteo über diese komplexe Situation nachdachte, kam er zu der Erkenntnis, daß er keine dieser Möglichkeiten von der Hand weisen konnte. Wenn er

dazu in der Lage war, würde er diese untypische Familie mit Stolz annehmen. Er suchte im Gesicht Indoulurs nach einer ähnlichen Erkenntnis, fand aber keinen Hinweis darauf.

»Ich habe Leute gesehen, die vom Blitz getroffen worden sind und nicht so starr waren wie Ihr«, sagte Indoulur mit schwachem Lächeln. »Und doch sind wir nicht so verschieden. Ich vermute, daß einer Eurer Gründe, Kiva so hartnäckig zu suchen, der ist, daß sie offensichtlich von Tzigones Herkunft weiß. Ihr wollt nicht, daß sie Tzigone noch mehr Schmerz zufügt.«

Matteo blinzelte. »So hatte ich das noch gar nicht gesehen.«

»Manchmal ist die Wahrheit im Innersten das, was man am schwierigsten sieht.« Der Magier sprach das Jordaini-Sprichwort wie jemand, der seit langem damit vertraut gewesen war.

Sie unterhielten sich noch einige Minuten lang, dann ging Matteo. Aus einer Laune heraus nannte er dem Kutscher den Namen eines Ortes, den er nur einmal aufgesucht hatte. Die Pferde trotteten gen Westen, vorbei an Häuserreihen, die aus Korallen gewachsen waren, durch ein Viertel mit schwindelerregendem Reichtum und Prestige. Schließlich stoppten sie an einem Garten, der von einer hohen Steinmauer umgeben war.

Er durchschritt das Tor und ging schnellen Schritts auf die Hütte zu, die er und Tzigone besucht hatten. Die Tür stand einen Spalt offen, er klopfte an und trat ein.

Eine Frau stand am Fenster und sah hinaus in den kleinen Garten hinter dem Haus. Die Arme hatte sie eng um ihren

mageren Leib geschlungen.

»Mystra mit Euch, Mutter.« Es war nur die übliche höfliche Anrede für eine Frau in diesem Alter, doch das Wort fühlte sich überraschend sanft an, als es ihm über die Lippen kam.

Die Frau drehte sich um, und Matteo trat einen Schritt nach hinten, während er erschrocken nach Luft schnappte.

Es war nicht die Frau, die er hier gesehen hatte.

»Was habt Ihr erwartet?« wollte eine leise, zornige Stimme hinter ihm wissen.

Matteo drehte sich um und sah eine Frau, die die Kleidung einer Dienerin trug. Ihr Gesicht war rund und sanft, und es wäre hübsch gewesen, wenn sie den Mund nicht so wütend verzogen hätte.

Sie wies mit einer Kopfbewegung auf sein Jordaini-Medaillon. »Wenn einer von Euch kommt und Fragen stellt, wird jede Frau, mit der er gesprochen hat, an einen anderen Ort gebracht. Glaubt Ihr nicht, daß diese Frauen genug gelitten haben und nicht auch noch ihr Zuhause verlieren müssen? Nun wird diese Frau auch umziehen müssen – und dann noch einmal und immer wieder, bis Ihr und Euresgleichen sie endlich in Ruhe lassen.«

Schuld und Trauer schlugen wie eine Woge über Matteo zusammen. »Das wußte ich nicht.«

»Dann wißt Ihr es jetzt. Geht, bevor Ihr noch mehr Schaden anrichtet. Es gibt einige Dinge, *Jordain*, die wichtiger sind als Euer Recht auf alles Wissen in Halruaa!«

Sie sprach seinen Titel wie einen Fluch aus. Matteo war nicht sicher, ob sie damit so falsch lag. Er verbeugte sich tief,

um sich zu entschuldigen, dann drückte er der Dienerin seinen Münzbeutel in die Hand.

»Damit ihre Reise erleichtert wird«, sagte er, dann verließ er fluchtartig das Haus.

Er ging zu Fuß zurück zum Palast, obwohl es ihn fast den ganzen Tag kostete. Als das letzte Echo der Trompete verhallte, die von der Schließung der Palasttore kündete, kam er dort an. Es war ein aufwühlender Tag gewesen, der mehr Fragen aufgeworfen als beantwortet hatte. Eines stand fest. Er würde Tzigone alles sagen, auch wenn es eine Geschichte war, die sie sich nur schwer würde anhören können. Die Anschuldigungen gegen Keturah waren ernst und plausibel, aber jetzt verstand er, was Tzigone so viele Jahre hinter diesen Antworten hatte herjagen lassen. So sehr es sie auch schmerzen würde, vom Schicksal ihrer Mutter zu hören, verstand Matteo jetzt, daß es etwas viel schlimmeres gab: nämlich etwas nicht zu wissen.

DREIZEHNTES KAPITEL

Andris saß allein außerhalb des Lichtscheins des Lagerfeuers. Ungläubig sah er, wie Kiva freudig den Schatz entgegennahm, den die Crinti-Räuberinnen für sie zusammengetragen hatten. Sie nahm eine Mondsteinkugel in beide Hände und strich darüber wie eine junge Mutter, die bewundernd ihr Kind hält.

Andris rief sich in Erinnerung, welchem Zweck ihre Queste diene. Die Kabale war eine Fäulnis tief im Herzen Halruaas. Er mußte sie vernichten, und das nicht nur wegen seiner elfischen Herkunft, sondern weil er nach wie vor ein Jordain war, der sich zum Dienst an Halruaa verpflichtet hatte. Kiva war seine einzige Verbündete, seine einzige Hoffnung, dieses Unrecht aus der Welt zu schaffen.

All das sagte Andris sich. Die Phrasen kamen ihm so mühelos über die Lippen wie einem Priester sein Morgengebet. Doch im Gegensatz zu den Gebeten an Azuth erschienen ihm seine stummen Worte hohl und falsch.

Er sah, wie die Crinti die Elfe mit ihren erbeuteten Reichtümern und grausigen Trophäen überhäuften. Besonders stolz präsentierten sie einen riesigen Schädel, der ein wenig nach dem eines gigantischen Sahuagin aussah. Ihr Verhalten erinnerte an Kinder, die ihre Eltern umschwärmten, um deren Aufmerksamkeit zu gewinnen, aber gar nicht erwarteten, diese Aufmerksamkeit auch zu bekommen.

Andris verstand nur zu gut, daß Elfen jene von unreinem Blut mieden und ablehnten. Kiva nutzte diese Tatsache. Das Geschenk ihrer Anwesenheit machte sie zur Königin der Crinti, und ihre gespielte Akzeptanz nahmen sie wie eine seit langem ersehnte Schwesternschaft. Sie wurden von Kiva getäuscht, weil sie glauben wollten.

Er fragte sich, wie gut diese Beschreibung auf ihn selbst paßte.

Kiva thronte auf einem mit Fellen bedeckten Felsblock am Lagerfeuer und war sich in geringem Maß des Unbehagens bewußt, das Andris empfand, aber sie war zu sehr von dem neuen Schatz gefesselt, um sich Gedanken darüber zu machen. Vor allem die Kugel des Sehens gefiel ihr. Sie strich über den Mondstein, um ihn auf ihre persönliche Kraft auszurichten.

Shanair sah sie stolz lächelnd an. »Ist es genug?«

»Es ist ein wundervoller Schatz«, versicherte Kiva ihr. »Es wird eine Weile dauern, ihn zu begutachten.«

Die Crinti wies auf den wuchtigen Schädel. »Das war gute Beute. Werden mehr dieser Art durch das Wehr kommen?«

Andris richtete sich abrupt auf, beunruhigt von der Bedeutung, die Shanairs Worte enthalten mochten. Sein Blick wanderte zu der Trophäe. Der Feuerschein tanzte über die Wülste und Vertiefungen und ließ die mit Reißzähnen bewehrten Kiefer wie das gehässige Grinsen eines Dämonen wirken. Es war kein Sahuagin und auch kein anderes Geschöpf dieser Welt!

»Das Portal wird sich bald öffnen«, versprach Kiva. »Dieses Monster ist nur ein Vorgeschmack auf das, was kommt.«

Andris sprang auf und trat vor. Die Klingen von fünf Crinti-Kriegerinnen versperrten ihm den Weg, fünf graue Gesichter waren ihm zugewandt, und fünf leuchtend blaue Augenpaare, die wie kleine Flammen in all dem Grau aussahen, sahen ihn an.

»Kiva hat dich nicht gerufen«, sagte eine der Crinti und betrachtete Andris wie etwas, das sie gerade von der Sohle ihres Stiefel abgekratzt hatte. »Du kennst deinen Platz, kehr dorthin zurück.«

»Laß ihn reden«, entschied Kiva.

Andris ging zwischen den Kriegerinnen hindurch und hockte sich neben Kiva. Er beugte sich so dicht an ihr Ohr, daß die wachsamen Crinti ihn nicht hören konnten, als er sagte: »Es kann nicht dein Ernst sein, daß du das Tor öffnen willst. Die Kabale muß zerschlagen werden, aber nicht gleich ganz Halruaa!«

Die Elfe sah ihn mit ihren goldenen Augen stechend an. »Muß ich dich an die Elfenstadt im Sumpf von Kilmaruu erinnern, die von Akhlaur und zweien seiner Kohorten überschwemmt wurde? Würdest du es da als Ungerechtigkeit bezeichnen, wenn ganz Halruaa unter Wasser und Sumpfland verschwände?«

»Willst du das?«

Kiva schwieg einen Moment. »Nein«, flüsterte sie. »Die Gerechtigkeit verlangt, daß die Magier für das bezahlen, was sie getan haben. Es ist nicht nötig, daß ich das Land meiner Vorfahren vernichte.«

»Deine Freundinnen scheinen das anders zu sehen.«

Kiva stand auf. »Meine Freundinnen halten ihre Elfenah-

nen in Ehren und vernichten diejenigen, die das nicht tun.« Ihre Stimme war klar und laut, und ihr Blick erfaßte nicht nur Andris, sondern auch die kampfbereiten Crinti.

Shanair bemerkte die Anspielung und betrachtete Andris mit größerem Respekt. »Der Mann hat Elfenblut?«

»Würde ich mich sonst mit ihm abgeben?« gab Kiva zurück.

Die Kriegerin drehte sich zu ihrer Bande um und stieß einen schneidenden, gutturalen Befehl aus. Sofort steckten sie – wenn auch widerwillig – ihre Klingen weg und kehrten zum Feuer zurück.

Andris wurde klar, daß Kiva den Crinti erzählte, was sie hören wollten – so, wie sie es mit den Waldelfen und mit Jordaini gemacht hatte, die für sie im Sumpf von Kilmaruu und in Akhlaurs Sumpf gekämpft hatten, und ohne jeden Zweifel tat sie das auch mit ihm. Andris war überrascht, wie sehr ihn das schmerzte. Er hatte geglaubt, über Verrat und Halbwahrheiten hinaus zu sein.

Mühsam konzentrierte er sich wieder auf die Unterhaltung über das Wehr. »Wenn die Zeit gekommen ist, werden wir Kreaturen entfesseln, die sogar Shanair auf die Probe stellen«, fuhr Kiva fort.

Die Crinti lachte laut und spöttisch über diese Bemerkung, ihre seltsam blauen Augen leuchteten erwartungsvoll. »Möge dieser Tag bald kommen, Schwester! Sag uns, wie wir uns vorbereiten sollen.«

»Als erstes will ich, daß ihr eure Schwimmfertigkeiten verbessert.« Die Frauen lachten finster und nahmen dabei nicht wahr, daß der geisterhafte Mensch in ihrer Mitte gar nicht amüsiert war.

Andris erwachte am nächsten Morgen zur Geräuschkulisse von plätscherndem Wasser und von Waffen, die im Kampf geführt wurden. Er legte sein Schwert um und folgte den Geräuschen bis zu einem Fluß unweit des Lagers.

Mehrere der Crinti standen bis zur Taille im Wasser und übten. Er hatte Kivas Bemerkung über das Schwimmen für einen Scherz gehalten, aber offenbar nahmen die Crinti sie ernst.

Eine Weile stand Andris am Ufer und beobachtete die Crinti. Sie waren gut – er rechnete sie sogar zu den besten Kämpfern, die er je gesehen hatte –, doch ihre Lederrüstung und die schweren Waffen zehrten an ihren Kräften. Das Wasser machte sie schwerfällig und gerade einmal halb so schnell wie sonst. Angesichts der Enthüllungen in der vergangenen Nacht stellte das ein Problem dar.

Die Kreatur, deren Schädel Shanair genommen hatte, würde sich nicht von Wasser oder Waffen aufhalten lassen. Andris hatte die Zeichnung eines solchen Ungeheuers in einem Buch gesehen, das sich mit Kreaturen aus der Ebene des Wassers befaßte. Er vermutete, daß das abgeschlachtete Monster irgendeine Reaktion gewesen war. Am Vorabend hatte Andris zum ersten Mal daran zu glauben begonnen, daß Akhlaur noch lebte, und er bezweifelte, daß die Diener des Magiers sich auf ein einziges Ungeheuer beschränkten.

Vielleicht waren die Vorsichtsmaßnahmen der Crinti gar nicht so aus der Luft gegriffen.

Andris nahm den Schwertgurt ab und hängte ihn an ei-

nen Ast. Dann zog er Tunika und Hose aus, um nur in seine Leinenunterwäsche gekleidet ins Wasser zu steigen. Er war zwar sicher, daß er im Wasser völlig nackt besser würde kämpfen können, doch angesichts der Haltung der Crinti gegenüber Männern hielt er es nicht für ratsam, ihnen ein derart praktisches und offensichtliches Ziel zu bieten.

Er watete in den Strom, nur bewaffnet mit seinen Jordaini-Dolchen. Eine der Crinti bemerkte ihn und stieß mit dem Ellbogen eine andere Kriegerin an, eine kräftige Frau, die bei weitem die größte in der Gruppe war. Diese schnaubte und rief etwas Unverständliches, aber eindeutig Abfälliges.

Andris kam zu dem Schluß, daß sie als Exempel dienen sollte.

Als er nur noch ein paar Schritte entfernt war, holte er Luft und tauchte, um unter Wasser auf die große Crinti und ihre Trainingspartnerin zuzuschwimmen. Seine durchscheinende Gestalt machte ihn fast unsichtbar. Das Wasser spritzte auf, als die beiden Frauen nach ihrem Gegner schlugen, den sie nicht sehen konnten. Er blieb auf Distanz und wartete auf den richtigen Augenblick, dann packte er die grauen Hände, die ein Schwert ins Wasser herabfahren ließen. Er ging mit der Bewegung der Crinti mit und bohrte mit ihrer gemeinsamen Kraft die Klinge tief ins Flußbett. Die unerwartete »Hilfe« brachte die Elfe aus dem Gleichgewicht. Andris trat mit aller Wucht unmittelbar über dem Knie gegen ihr Bein, dann schoß er aus dem Wasser und schwamm ein Stück fort, konnte aber noch sehen, wie die Frau mit dem Gesicht voran ins Wasser stürzte.

»Ein springender Wal«, höhnte Andris, dann wandte er

sich der Gefährtin der untergetauchten Frau zu, die ihr Schwert hoch erhoben hielt, um jeden Moment zuzuschlagen. »Als nächstes kommt dann wohl der Narwal!«

Die Crinti schlug mit aller Härte nach ihm, hatte aber nicht den Widerstand des Wassers beim Auftreffen einkalkuliert. Andris tauchte. Er bekam die Frau an den Hüften zu fassen und drückte sie hoch, während er wieder aufstieg. Die exakt abgestimmte Bewegung wirbelte die Frau ein Stück durch die Luft, so daß sie spritzend die Wasseroberfläche streifte wie ein springender Schwertfisch.

Andris sagte in die unheilvolle Stille: »Der Wal und der Narwal sind Wesen, die ich kenne. Für weise Krieger kommt das Wissen vor dem Kampf.«

Das Licht brach sich in den nassen, grauen Zügen der große Crinti: »Du kennst die Kreaturen der Wasserwelt?«

Andris lieferte eine präzise Beschreibung des Mantinarg, jener Kreatur, deren Schädel Shanair voller Stolz präsentiert hatte.

Die Crinti nickte. »Ja, das ist die Bestie, gegen die wir kämpften. Erzähl uns von anderen.«

Die Kriegerinnen scharten sich um Andris, der ihnen erzählte, was er wußte. Er begann mit den Tritonen, starken blauhäutigen Kriegern, die Flossen anstelle von Füßen hatten. Die Crinti machten verächtliche Laute bei der Vorstellung, gegen Dreizacke zu kämpfen, da sie diese Stichwaffen mit der jämmerlichen Verteidigung gleichsetzten, zu der menschliche Bauern griffen. Andris schnitzte aus einem Ast einen grobschlächtigen Dreizack, um ihnen das Gegenteil zu beweisen. Nachdem er drei Crinti mühelos auf den muskulö-

sen Rücken geworfen hatte, waren die anderen bereit, die Waffe ernster zu nehmen.

Andris verfiel einmal mehr in die Rolle des Strategen, indem er den Crinti neue Angriffstaktiken zeigte, paarweise trainierenden Kriegerinnen Ratschläge erteilte, die Stärken und Grenzen seiner Truppen einschätzte und eine Kampftaktik entwickelte. Nach dem inneren Zwist der vergangenen Tage war es eine große Erleichterung, sich mit etwas zu beschäftigen, das er verstand.

Aus der Entfernung sah Kiva ihm zu und lächelte. Wie der Laraken erwies sich auch Andris über seinen eigentlichen Verwendungszweck hinaus als nützlich. Seine elfische Abstammung hatte ihn in Akhlaurs Sumpf beinahe umgebracht, doch sie hatte ihn auch auf ihre Sache eingeschworen. Er hatte offenbar Probleme mit dem eingeschlagenen Weg, aber er würde nicht kehrtmachen. Andris gehörte ihr. Sie hatte es an seinen Augen ablesen können, als er seine Verwandtschaft mit den Mhair-Elfen erkannt hatte.

Verwandtschaftsbande waren stark, selbst bei den Menschen. Die Familie war die Bestimmung – Kiva glaubte das aus dem Innersten ihrer Seele heraus. Vielleicht war sie deshalb auch an jeder Ecke auf die drei direkten Nachfahren Akhlaurs und seine Mitwisser gestoßen. Vielleicht hatten sie auch eine Bestimmung.

Die Kugel in Kivas Schoß begann zu leuchten. Überrascht legte sie eine Hand auf den kühlen Stein. Die Magie, die summend der Kugel entstieg, war die Signatur von Zephyrs Zauber – vertraut, aber verändert.

Behutsam öffnete Kiva den magischen Pfad. Ein Gesicht

tauchte in der Kugel auf, neblig und grau wie das einer Crinti, ohne Form und Kontur. Der Magier konnte alt oder jung sein, ein Mann oder eine Frau, ein Elf oder ein Ork. Doch Kiva hatte viele Jahre damit verbracht, Ausspähungsgeräte zu sammeln und sich mit ihren Eigenschaften vertraut zu machen. Sie wirkte einen Gegenzauber und sah, wie sich der Nebel verzog, um das wahre Aussehen ihres »Besuchers« zu enthüllen. Es war das Gesicht eines Mannes mit stechenden schwarzen Augen und Hakennase.

Ihre Kehle zog sich zusammen, als sie Procopio erkannte, den Magier, in dessen Diensten Zephyr gestanden hatte. Wenn der Mann genug wußte, um sie hier zu finden, dann sollte sie besser in Erfahrung bringen, wieviel mehr er wußte.

Kiva begrüßte ihn mit seinem Namen.

Der Magier zwinkerte überrascht. Er erwiderte die Begrüßung und sprach Kiva mit ihrem verlorenen Titel der Inquisitorin an. Dann folgte die übliche Abfolge bedeutungsloser Floskeln, die Halruaaner bei jeder Gelegenheit herunterleierten.

Kiva stieß hart gegen die Kugel und brachte Procopio zum Schweigen. »Was wollt Ihr?«

«Vielleicht will ich nur etwas prahlen«, gab Procopios Abbild zurück. »Ihr habt mir Zephyr genommen, aber ich konnte einen anderen fehlgeleiteten Jordain retten. erinnert Ihr Euch an Iago, meinen Rittmeister? Er ist seit dem Kampf in Akhlaurs Sumpf der große Held. Sein Ruhm strahlt auf meinen Haushalt ab, daher will ich mich vielleicht bei Euch bedanken.«

Vielleicht, dachte Kiva grimmig, ist Procopio nur ein auf-

geblasenes Windei. Sie reagierte mit einer nichtssagenden Bemerkung: »Iago ist ein fähiger Mann.«

»Sehr fähig«, stimmte Procopio zu. »Er ist ein exzellenter Fährstensucher und hat ein hervorragendes Gedächtnis. Die Karten, die er von seinen Reisen anfertigt, sind äußerst bemerkenswert. Er ritt durch den Nath, als er von Crinti entführt wurde. Ich könnte mir vorstellen, das war eine schreckliche Erfahrung für ihn. Man sagt, nur wenige Geräusche können das Blut so gefrieren lassen wie ihr Schlachtruf.« Er neigte den Kopf zur Seite, als lausche er auf die Rufe und Flüche, die vom nahegelegenen Strom zu ihr drangen.

Kein Windei, dachte Kiva, ein gefährlicher Mann. Dennoch würde sie nicht mit sich spielen lassen. »Was wollt Ihr?« fragte sie ohne Umschweife.

Procopio lächelte. »Sagt mir, Inquisitorin, was gibt es neues in den fernen Nordlanden?«

»Wie kommt Ihr darauf, daß ich das wissen könnte?«

Procopio hob die weißen Brauen. »Ich bin bereit, Informationen zu teilen, auch wenn Ihr es nicht seid, Kiva. Ich hatte vor kurzem Besuch von Matteo. Er sucht Euch.«

»Wie schlimm«, entgegnete Kiva gelangweilt. »Vielleicht werde ich deswegen im Laufe des Tages noch ohnmächtig.«

»Er ist ein hartnäckiger junger Mann«, fuhr Procopio fort, als hätte er Kiva nicht gehört. »Er versucht, Königin Beatrix davon zu überzeugen, Iago anzuheuern. Da Zalathorms mondsüchtige Königin einen weiteren Jordain so wenig braucht wie eine Katze einen zweiten Schwanz, müssen wir davon ausgehen, daß Matteo für meinen Jordain eine Aufgabe hat – und daß er seine Karten und Erinnerungen

braucht.«

»Euch scheinen immer wieder die Ratgeber wegzulaufen«, gab Kiva kühl zurück und überspielte das Unbehagen, das in ihr wuchs.

»Ja. Ihr habt meinen Stall mit schöner Regelmäßigkeit geplündert, Kiva. Ich wüßte gern den Grund dafür.«

»Ich bin sicher nicht die erste Magierin, die Verwendung für magieresistente Diener hat.«

»Wenn Ihr glaubt, Ihr könntet Matteo benutzen, dann solltet Ihr Euch das noch einmal überlegen. Ich habe ihn nicht als besonders geduldiges Werkzeug kennengelernt.«

»Das gilt auch für seinen Vater, und trotzdem halte ich ihn für nützlich.«

Procopio schwieg, als er über diese als Lüge getarnte Wahrheit nachdachte. Die Jordaini waren Nachkommen von Magiern, und kein Halruaaner würde glauben, daß ein Magier einer Elfe unterstehen könnte. »Auf wessen Geheiß handelt Ihr?« fragte Procopio das Naheliegende.

Kiva lachte höhnisch. »Kein Magier hat mich an der Leine. Ich bin meine eigene Herrin.«

Zu ihrer Überraschung sah sie in Procopios Augen Erleichterung, nicht die erwartete herablassende Ungläubigkeit.

»Wie glaubt Ihr, von einem Magier profitieren zu können, der schwach genug ist, um sich von Euch kontrollieren zu lassen? Eine fast gleichberechtigte Partnerschaft könnte für beide Seiten von großem Nutzen sein.«

»Was könntet Ihr mir schon bieten?« Ihr Tonfall hatte etwas Spöttisches, war aber nicht so verletzend, daß man

ihre Worte nicht auch als interessierte Frage hätte auslegen können.

Procopio bemerkte die feine Nuance. »Einen Zauber, der Euch einen Blick auf die Länder jenseits der östlichen Außenposten werfen ließe.«

»Wie nützlich«, spottete sie. »Ich kenne solche Zauber. Welcher Magier kennt sie nicht?«

»Benutzt sie und sagt mir, was Ihr seht.«

Nach kurzem Zögern tat sie, was Procopio gesagt hatte. Sofort änderte sich das Bild in der Kugel und zeigte in allen Einzelheiten die gewaltigen Berge im Osten und die satten Farben des Sonnenuntergangs über den weiten Ebenen von Dambrath.

Kiva vertrieb das Bild mit einem Fingerschnippen und sah wieder Procopios Gesicht. »Ich sehe nichts.«

»Genau das sieht auch jeder andere Magier in Halruaa. Blickt tiefer, ohne Magie. Wir sprechen uns wieder.«

Das Gesicht Procopios verschwand aus der Kugel. Verwirrt rief Kiva Shanair zu sich und fragte sie, was sie über die östlichen Grenzen Halruaas wußte.

»Krieger kommen von dort«, sagte Shanair mit Befriedigung in ihren Worten. »Mulhorandische Soldaten, Kavallerie, Magier, die alle auf Halruaa zumarschieren. Eine gute Armee, auch wenn es Männer sind.«

Kiva fauchte. Damit hatte sie nicht gerechnet! Nicht, daß sie etwas dagegen hatte, eine andere Waffe gegen Halruaa einzusetzen, aber nur, wenn sie Teil eines koordinierten Angriffs war!

»Diese Menschen durchqueren Dambrath-Ländereien.

Warum habt ihr sie nicht aufgehalten?«

Shanair sah Kiva erstaunt an. »Wir hielten sie für einen Teil deiner Invasion. Würden wir es zulassen, daß ihre Füße unser Land beschmutzen, wenn dem nicht so wäre?« Sie spie aus und fluchte: »Bei den Beinen Lolths! Wir haben unsere Waffen ohne Grund trocken gelassen?«

»Sie werden bald vom Blut der Halruaaner triefen«, versicherte Kiva ihr.

Viel zu bald, fügte sie in Gedanken finster an. Der Kampf rückte näher und wurde durch Ereignisse vorangetrieben, die sie nicht kontrollierte. Sie hatte keine andere Wahl, als mit Procopio Septus zusammenzuarbeiten. Doch sie würde ihn später dafür bezahlen lassen, ihr eine Wahl aufzuzwingen, ehe sie selbst bereit war. Ein wichtiger Teil ihres Plans war noch nicht umgesetzt. Ehe die Schlacht beginnen konnte, mußte sie zu Akhlaur zurückkehren.

Nicht bloß in den Sumpf, sondern zu Akhlaur selbst.

VIERZEHNTE KAPITEL

Tsigone kostete einen Schluck von dem Wein, den Matteo gewählt hatte. Er schmeckte köstlich – der beste, den sie je getrunken hatte, ob gekauft oder gestohlen. Wer hätte gedacht, daß der Mann Geschmack hatte?

Genaugenommen zeugte alles in diesem wundervollen Gasthaus von Geschmack, Eleganz und Privilegien. Auf den Tischen lagen edle Damastdecken, eine kleine Vase stand an jedem Gedeck, die Teller paßten alle zueinander. Die Kellner waren höflich und zählten nicht das Tafelsilber nach, wenn der nächste Gang gebracht wurde. Jeder einzelne dieser Aspekte hätte für sich schon ein neues Niveau von Luxus und Respekt begründet. Doch in seiner Gesamtheit war dieses Mahl etwas, das Tzigone so schnell nicht vergessen würde.

Noch bedeutender war, daß Matteo sich zum ersten Mal gezielt an sie gewandt hatte. Üblicherweise waren ihre Begegnungen ein Produkt des Zufalls oder aber auf Tzigones Betreiben hin zustande gekommen – und selbst dann war es mehr ein freundschaftlicher Überfall gewesen denn ein richtiges Treffen.

Sie freute sich so über diese Einladung, daß sie die mißtrauischen Blicke und das Getuschel der anderen Gäste nicht zur Kenntnis nahm. Im anständigen Halarahh – und strenggenommen überall in Halruuaa – ziemte es sich nicht

für Jordaini, mit Magieradepten Umgang zu pflegen.

Doch Matteo schien sich um die Bräuche nicht zu scheeren. Während er über das sprach, was ihn quälte, verfinsterte sich allmählich ihre gute Laune. Aber sie hörte zu, ohne ihn zu unterbrechen, ohne zu fluchen und ohne ihm das Kumquat-Dessert an den Kopf zu werfen – obwohl sie all das nur zu gerne getan hätte.

»Ich weiß nicht«, sagte Tzigone zweifelnd, als er schließlich einmal Atem holte.

Matteo beugte sich vor. »Exchelsor hat ein großzügiges Angebot unterbreitet, das dein Leben verändern – das dein Leben *retten* könnte. Du solltest darüber nachdenken.«

Sie zuckte mit den Schultern. »Das werde ich. Hast du für dich selbst irgend etwas erfahren?«

Einen Moment lang sah Matteo sie irritiert an. »Du meinst über Kiva?«

Tzigone verdrehte die Augen und zog die Weinkaraffe zu sich. »Davon hast du jetzt ja wohl genug. Erinnerst du dich noch an Kiva? Gelbe Augen, grünes Haar, schwarzes Herz?«

»Es scheint, als könne man nirgends in dieser Stadt mehr über sie erfahren«, sagte er frustriert. »Der Tempel des Azuth weigert sich, mit mir etwas zu tun zu haben. Zephyr und Cassia sind tot. Ich habe die wenigen Elfen in der Stadt aufgesucht, aber niemand weiß etwas über Kiva oder hat mit ihr zu tun.«

»Vielleicht stellst du die falschen Fragen«, sagte Tzigone und hielt die Karaffe schräg, um sich noch einmal einzuschenken, aber nur ein einziger goldener Tropfen fiel in ihren Kelch. Tzigone seufzte resigniert und nahm ihr Messer,

um es in den Gürtel zurückzustecken. Das Tafelsilber ließ sie liegen – nicht ohne ein gewisses Bedauern. Matteo stand auf und ging um den Tisch herum, damit er ihren Stuhl zurückziehen konnte, was ein angemessenes Verhalten eines Jordain gegenüber einer Dame war, die Magie beherrschte. Tzigone erschauerte bei dem Gedanken.

»Was ist los?« flüsterte er.

»Dame«, murmelte Tzigone. »Magierin.«

Matteo brauchte keine Erklärung, er wußte sehr gut, wie unwohl sich Tzigone in der Rolle fühlte, in die sie geschlüpft war. »Herrin«, gab er zurück und verneigte sich mit gespielt entsetztem Gesicht.

Sie mußten beide laut lachen und zogen entrüstete Blicke der anderen Gäste auf sich. Als sie aus dem kühlen Luxus des Gasthauses in die Hitze der Straße traten, mußten sie noch immer kichern.

Plötzlich fiel Tzigone etwas ein. Sie blieb abrupt stehen und packte Matteo an Arm. »Wir haben nicht bezahlt! Lauf!«

Er sah sie ungläubig an, dann mußte er laut lachen. Tzigone verschränkte die Arme und sah ihn wütend an, während er sich wieder sammelte.

Matteo wischte sich eine Träne fort und griff nach seinem Jordaini-Medaillon. Sein Gesicht nahm einen vertraut pedantischen Ausdruck an, doch das Rumpeln eines sich nähernden Eiswagens übertönte seine Worte.

Als der Wagen auf gleicher Höhe mit ihnen war, wurde plötzlich die hintere schwere Plane zur Seite gerissen. Zwei Männern beugten sich vor, bekamen Tzigone zu fassen und zerrten sie auf den Wagen.

Der Angriff kam überraschend. Eben hatte Matteo Tzigone noch erklären wollen, daß Jordaini nur selten Geld mit sich führen, was mit der Theorie zu tun hatte, daß sie auf diese Weise nicht so schnell seinen Verlockungen erliegen würden. Ebenso galt, daß Jordaini keine zu engen Freundschaften aufbauen sollten, da man befürchtete, diese könnten sich auf ihre Urteilsfähigkeit auswirken und den von ihnen erteilten Rat beeinflussen.

Für die Dauer eines Herzschlags verstand Matteo, warum dies der Fall sein konnte. Das einzige, was ihn in diesem Moment interessierte, war die wild zappelnde junge Frau, die von den beiden Verbrechern gepackt wurde. Er rannte los.

Die Plane rutschte weg und gab den Blick frei auf ein grinsendes bärtiges Gesicht. Ein dritter Mann, groß und behaart war wie die Barbaren aus den Nordlanden, warf ein blaßblaues Gewand auf die Straße. Es war mit dem identisch, das Tzigone trug. Auch wenn sich das alles innerhalb kürzester Zeit abspielte, sah Matteo, daß ein Teil dieses Gewands blutrot verfärbt war.

Die Botschaft war klar.

Matteo rannte, so schnell er konnte, und wünschte sich zum ersten Mal in seinem Leben, magische Fähigkeiten zu haben, um den Eiswagen bremsen zu können. Als wollte sich der Kutscher über ihn lustig machen, zog er an den Zügeln der Pferde, worauf der Karren in einem plötzlichen Spurt nach vorne schoß.

Verzweifelt setzte Matteo zu einem letzten Satz an. Er

verpaßte den Eiswagen, bekam aber das Ende eines Seils zu fassen, mit dem sonst die hintere Plane festgezurret war. Matteo nahm kaum wahr, daß er über das Pflaster gezerrt wurde, sondern zog sich Stück für Stück an den Wagen heran. Er fand Halt an der Hinterachse und krallte sich fest, während der Eiswagen durch die Stadt rollte.

Kinder zeigten auf ihn, Passanten sahen ihn erstaunt an, aber niemand schlug Alarm. Der Wagen raste dahin, aber das war nichts ungewöhnliches in einem Land, das so heiß war, daß Eis schneller schmolz als der Feuerball eines Magiers verging.

Matteo atmete durch und begann, den anstehenden Kampf zu planen. Es waren mindestens vier Männer: zwei, die Tzigone gepackt hatten, der Behaarte und der Kutscher. Der Wagen war groß und bot Platz für weitaus mehr Personen – und Tzigone war mit ihnen allein.

Er versuchte, darüber nicht nachzudenken. Jeder Instinkt befahl ihm, um seine Freundin zu kämpfen. Logik und Ausbildung obsiegten. Es war unmöglich, einen Überraschungsangriff zu starten, zumal die Verbrecher nicht tatenlos zusehen würden, wie er in den Wagen kletterte. Seine beste Chance, Tzigone zu retten, bestand darin abzuwarten, bis der Wagen sein Ziel erreicht hatte. Paradoxerweise gab ihm das blutige Gewand die Hoffnung, daß man Tzigone nichts zu tun würde. Ihre Entführung sollte eine Warnung sein, vielleicht auch eine Falle.

Gut, er würde ihnen die Gelegenheit geben, ihre Nachricht persönlich mitzuteilen – und das wesentlich früher, als sie erwarteten. Mit einem finsternen Lächeln schwor Matteo

sich, die bevorstehende »Unterhaltung« so interessant wie möglich zu gestalten.

Schließlich sah er, daß sie auf eins der großen Kühlhäuser zufuhren. Der Wagen raste durch die Gassen, die sich um das riesige Gebäude zogen, und näherte sich dem rückwärtigen Teil. Große Türflügel wurden geöffnet und hinter ihnen wieder zugeschlagen. Der Eiswagen bremste und kam dann zum Stillstand.

Matteo ging unter dem Wagen in die Hocke und sah sich um. Alles schien in Ordnung zu sein. Die Metallhaken und Werkzeuge waren frei von Rost. Frisches Stroh war auf dem Boden ausgestreut, und die weit nach oben reichenden Säulen wiesen keine Spinnweben auf. Die Zauber, die die Türen geöffnet und wieder geschlossen hatten, waren offenbar in guter Verfassung. Mit anderen Worten: Dies war kein verlassenes Gebäude, doch es arbeitete auch niemand hier, obwohl Mittag längst vorüber und die Zeit für die Siesta verstrichen war. Matteo wurde bewußt, daß die Dicke der Wände nicht nur nötig war, um das Eis zu kühlen, sondern praktischerweise auch so gut wie kein Geräusch nach außen dringen ließ.

Die kurze Zeit der Stille wurde von einem Orkan aus Flüchen beendet, die vor allem von Tzigone stammten. Die wenigen erstickten, schmerzlich klingenden Laute der anderen ließen vermuten, daß sie es ihren Entführern nicht leichtmachte. Plötzlich wurde aus Tzigones kräftiger Stimme ein leises Murmeln. Die hintere Klappe des Wagens wurde aufgestoßen und schlug mit einem Knall nach unten. Die drei Männer kletterten aus dem Wagen und trugen Tzigone, die sich nach wie vor zu wehren versuchte, fort. Sie hatten

es geschafft, sie zu knebeln. Sie versuchte, um sich zu treten und wohl auch zu fluchen, aber sie hatte keinen Erfolg. Matteo stellte fest, daß man ihre Hände so zusammengebunden hatte, daß sie keinen Zauber wirken konnte.

Ein weiterer Mann folgte ihnen – ein Magier, der in einer Hand einen langen Stab hielt. Als er Matteo sah, stieß er die drei rasch mit dem Stab an. Matteo bemerkte ein leises Klopfen, als der Stab die Männer berührte, fast als hätte er auf Granit geklopft.

Steinhaut, dachte er grimmig. Die Männer hatten damit gerechnet, daß er ihnen folgte, und waren auf ihn vorbereitet. Rasch rechnete er seine Chancen aus, gegen Kämpfer mit diesem magischen Schutz zu bestehen. Vier gegen einen war schon eine Herausforderung an sich – fünf, wenn er den Kutscher dazurechnete. Aber er mußte gar noch gegen jeden Mann eine Folge von kräftigen Schlägen austeilen, um den Steinhaut-Zauber, die vier derartige Widersacher mit sich brachten, zu brechen.

»Etwa siebenhundertfünfundachtzig zu eins«, murmelte er, zuckte die Achseln, zog seine Dolche und stürmte vor.

»Faßt ihn«, rief der Schurke, der Tzigones Fußgelenke hielt. Der Magier richtete seinen Stab auf Matteo und sprach ein Kommandowort.

Der Jordain ließ sich fallen und rollte sich weg, während aus dem Stab ein goldener Streifen schoß. Der Blitz verfehlte ihn, verschwand aber nicht. Er wurde langsamer, zerfiel und setzte sich neu zusammen. Wie ein Bienenschwarm sammelte sich das Licht und raste unerbittlich auf sein Opfer zu.

Die Bienen umschwärmten Matteo in einer dunklen

Wolke, und er fühlte, wie eine von ihnen ihn in den Hals stach. Er zwang sich, nicht nach dem Tier zu schlagen, sondern lief direkt auf den gehässig grinsenden Magier zu, dicht gefolgt von den Bienen.

Der Magier riß die Augen auf und hob den Stab zu einem weiteren Angriff. Wieder ließ sich Matteo fallen und wandte den Wurf an, den Andris ihm vor wenigen Monden gezeigt hatte, um den Magier zu Fall zu bringen. Er bekam den steinharten Knöchel zu fassen und jagte seinen Dolch in das weiche Leder der Stiefelsohle, die einzige ungeschützte Stelle bei einem Magier, der einen Steinhaut-Zauber auf sich angewandt hatte.

Die Klinge glitt durch das Leder und schnitt an Knochen entlang tiefer ins Fleisch. Matteo warf seine Kraft in die Wucht des Messers, damit es zwischen den Zwillingsknochen des Unterschenkels hindurch die Sehne finden konnte. Mit einer ruckartigen Bewegung durchtrennte er das Gewebe.

Matteo ignorierte die Bienen, die ihn umschwärmten und auf ihn einstachen, sprang auf und stürmte auf die Männer zu, die Tzigones Hände festhielten. Einer von ihnen vertraute auf den Zauber des Magiers, doch der andere ließ die junge Frau los und zog ein Messer.

Matteos blutiger Dolch traf die Waffenhand des Mannes, noch ehe dessen Messer die Scheide verlassen hatte. Das Aufeinandertreffen von Stahl und Steinhaut setzte sich bis in seinen Arm fort. Er stach immer wieder zu, während ihm die Bienen wie ein todbringender Schatten folgten.

Der Schurke verteidigte sich, so gut er konnte, und konnte ein paar Stiche abwehren. Doch mit jedem Treffer, den

Matteo landete, wurde der Steinhaut-Zauber schwächer. Augenblicke später bohrte sich der Dolch des Jordains in Fleisch und traf auf den Knochen.

Sein Widersacher taumelte nach hinten und stieß vor Schreck und Schmerz einen schrillen Schrei aus, während sein Blick auf der klaffenden Wunde im Arm ruhte, die so tief reichte, daß er den Knochen erkennen konnte.

Der Jordain wirbelte herum und trat den Mann in die Magengrube. Mit atemberaubender Geschwindigkeit änderte er seine Richtung und landete einen ausholenden Tritt gegen das Kinn des Mannes. Dessen Kopf wurde nach hinten geschleudert, dann ging er wie ein gefälltter Baum zu Boden.

Matteo wandte sich Tzigone zu, die ihren Widersacher weitestgehend ausgeschaltet hatte. Sie stand aufrecht, die Hände noch immer auf den Rücken gebunden. Der große bärtige Mann, der ihre Füße festgehalten hatte, war am Wagen zu Boden gesunken und spie seine ausgetretenen Zähne in die hohle Hand. Blut lief aus seiner aufs übelste zugerichteten Nase, und ein Auge war so stark geschwollen, daß er damit nichts mehr sah. Tzigone trat und trampelte auf den anderen Gegner ein, dessen Steinhaut-Zauber unter einem Sperrfeuer von Tritten verging. Matteo überlegte, ob sie seine Hilfe überhaupt gebraucht hätte.

Plötzlich ließ sich Tzigone fallen, als gebe sie sich geschlagen. Matteo ließ sich nicht täuschen, doch ihr Gegner gab einen Laut der Erleichterung von sich. Dieser endete in einem Japsen, der Mann riß die Augen auf und machte keinen Hehl aus seinem Schmerz.

Offenbar hatte Tzigone ihren Widersacher an einer Stelle

getroffen, die ihm sehr wichtig war. Sie zerriß ihre Handfesseln und nahm sich den Knebel ab, dann ließ sie einen zweiten Tritt in die gleiche Region folgen, der den Mann endgültig fällte. Sie schlug nach den umherschwirrenden Bienen und begann die Gesten für einen Zauber.

Wohlriechender Rauch stieg vom harten Boden auf, dessen Duft an Mohn und Sommersonne erinnerte. Die Bienen stoppten ihren Angriff auf Matteo, wurden langsamer und zogen sich dann zurück, um sich an den Holzpfeilern niederzulassen.

Von dieser Last befreit sah sich Matteo nach dem vierten Widersacher um, dem Kutscher, der bislang nicht in den Kampf eingegriffen hatte. Die Hintertür des Raums flog auf, und hereingestürmt kam jener Kutscher, gefolgt von der Verstärkung, die er offensichtlich herbeigeht hatte. Während die Männer auf Matteo zustürmten, griffen sie sich Eishaken, die so lang waren wie Schwerter und deren Spitzen gebogen waren.

Tzigone begann einen einfachen Zauber, der Metall erhitze. Doch die Eishaken begannen nicht rot zu glühen. Verwirrt folgte Matteo Tzigones Blick zur Decke. Dort hing an einem armdicken Seil eine gewaltige Ansammlung von eisernen Klammern, mit denen das Eis in den Speicher gehievt wurde. Die Metallklammern waren rot wie der Sonnenaufgang, und von dem Eisblock, den sie hielten, stieg Dampf auf.

Eis glitt kreischend an Metall entlang, als der riesige Block den Halt verlor. Matteo wollte Tzigone packen und wegreißen, doch sie war schneller und rannte bereits auf ein

schweres Leinenlaken am anderen Ende des Raums zu. Sie hielt es so hoch, daß Matteo dahinter in Deckung springen konnte, dann folgte sie ihm und vergrub ihr Gesicht an seiner Brust.

Der Aufprall war ungeheuerlich, und das Eis zerbarst in immer mehr Bruchstücke. Die beiden wurden von einem Regen aus winzigen Eissplittern überschüttet, doch nichts drang durch den dicken, öligen Stoff.

Als alles ruhig war, krochen Matteo und Tzigone aus ihrer Deckung und betrachteten finster den Anblick, der sich ihnen bot. Das Kühlhaus glich einem Schlachtfeld. Der Wagen lag auf der Seite, ein Rad war völlig zermalmt. Nur die Pferde waren wie durch ein Wunder unverletzt. Sie hatten sich von ihrem Geschirr befreit und in eine entlegene Ecke des Raums zurückgezogen. Eisbrocken lagen auf dem Boden verstreut, einige davon hatten eine blutrote Färbung angenommen. Mindestens zwei der Schurken waren auf häßliche Weise gestorben, von den anderen regte sich kaum jemand. Ein Berg aus Eisstücken geriet in Bewegung, als der darunter begrabene Mann versuchte, sich zu befreien. Unter dem Wagen stöhnte jemand.

Tzigone betrachtete die Szenerie. Ihr Gesicht war blaß und ausdruckslos.

Matteo legte beschützend einen Arm um ihre Schultern. »Das muß den Behörden gemeldet werden.«

Tzigone wollte protestieren, dann seufzte sie. »Ich hätte nicht gedacht, daß ich den Tag erlebe, an dem ich mich von mir aus an die Gesetzeshüter wende und nicht von ihnen gejagt werde.«

»Ich werde mich darum kümmern«, versprach Matteo.

Tzigones erste Reaktion war ein rasches, dankbares Lächeln, dem aber ein Stirnrunzeln folgte, als die Gedanken sich in ihrem Kopf zu überschlagen begannen. »Jemand kann gesehen haben, wie ich gepackt wurde. Du mußt der Miliz irgend etwas sagen.«

»Die Kerle haben eine junge Frau entführt. Ich folgte ihnen und kämpfte gegen sie. Die junge Frau floh.«

Tzigone schnaubte. »Etwas besseres fällt dir nicht ein? Das ist nicht sehr interessant.«

»Einer der Vorteile, wenn man die Wahrheit schildert«, sagte er ironisch, »besteht darin, daß man sich nicht an interessante Details erinnern muß. Übrigens habe ich jetzt etwas Interessantes gelernt: Ich mache größere Fortschritte, als ich gedacht hätte.«

Tzigone sah ihn fragend an, dann verstand sie und nickte bestätigend. »Jemand mag die Fragen nicht, die du stellst«, sagte sie. »Das heißt, daß du vermutlich etwas richtig gemacht hast.«

Er ging mit Tzigone zur Hintertür. »Die nächste Frage, die sich stellt, lautet: Wem gehört dieses Gebäude? Ein funktionsstüchtiges Kühlhaus erstarrt nicht am Nachmittag in völliger Ruhe. Vielleicht steckt der Eigentümer nicht hinter dem Angriff, aber er dürfte wissen, wer die Autorität besitzt, die Arbeiter zu dieser Zeit aus dem Kühlhaus zu schicken.«

»Warum fragen wir nicht jemanden, der uns das sagen kann?« Sie wies auf einen der Toten.

Matteo wollte protestieren. Es war große klerikale Magie notwendig, um mit Toten zu sprechen, und die Jordaini

durften Magie nicht zu ihrem Nutzen anwenden lassen.

Er bekam aber keine Gelegenheit, sie daran zu erinnern. Ehe er ein Wort sagen konnte, verwandelten sich die Körper der Toten und Verletzten in Rauch, der sich schnell verzog. Im nächsten Augenblick standen Matteo und Tzigone allein im Kühlhaus.

Tzigone stieß einen langgezogenen Pfiff aus. »Du hast zweifellos die richtigen Fragen gestellt. Aber ich glaube, wir werden die Leute nicht mögen, die die Antworten kennen.«

»Ein Grund mehr für dich, jetzt zu gehen. Ich werde mich mit dieser Angelegenheit beschäftigen und dir bei unserer nächsten Begegnung alles berichten.«

Tzigone nickte und verschwand – nicht durch die Tür, sondern an der Wand entlang nach oben. Geschickt kletterte sie an Seilen und Querbalken empor und verschwand im Schatten, in dem die hohe Decke lag.

Matteo ging auf die Straße, um die Stadtmiliz zu alarmieren. Doch die Mühe konnte er sich sparen, da der Lärm des herabstürzenden Eisblocks die Aufmerksamkeit der Händler und Kunden eines in der Nähe stattfindenden Fischmarkts auf das Kühlhaus gelenkt hatte. Ein Händler stand in der Nähe des Gebäudes und stieß in ein langes gewundenes Horn, daß einen schroffen, aber wirkungsvollen Alarmton von sich gab. Eine kleine Gruppe von Fischern hatte sich bereits vor dem Tor zusammengefunden und machte Platz, um die anrückende Patrouille der Stadtmiliz durchzulassen.

Matteo beschrieb kurz, was sich ereignet hatte, erwähnte aber Tzigone wie versprochen nicht, sondern sprach neutral von einer jungen Frau, die hatte entkommen können. Die

Stadtwachen tauschten erstaunte Blicke aus, als Matteo ihnen sagte, auch ihre Angreifer seien verschwunden. Keiner von ihnen wagte es, den Wahrheitsgehalt der Worte anzuzweifeln, die der Jordain der Königin sprach. Matteo konnte sich aber vorstellen, was die Männer dachten. Warum sollte eine Gruppe von Männern vor einem einzelnen Jordain die Flucht ergreifen? Als Matteo das Wort »verschwunden« allerdings im buchstäblich magischen Sinne definierte, nickten die Wachen verstehend. Immerhin war man in Halruaa, und dort waren merkwürdige magische Begebenheiten an der Tagesordnung.

Aber sie wurden gründlich untersucht, und wie Tzigone bereits bemerkt hatte, war es unwahrscheinlich, daß die Antworten angenehm ausfallen würden.

*

*

*

Eine Stunde später spazierte Matteo in den rosafarbenen Marmorpalast, in dem die Behörden der Stadt untergebracht waren. Mehrere Wachen und Schreiber erkannten ihn und verbeugten sich respektvoll, als er an ihnen vorbeiging. Niemand hielt ihn auf, als er zur Suite des Oberbürgermeisters ging und den Gang betrat, der ins Reich von Procopio Septus' oberstem Schreiber führte.

Wie erwartet traf Matteo ihn am Schreibtisch an. Seine Aufgabe war es unter anderem, jedes Sendschreiben an den Oberbürgermeister auf einen einzigen Satz zu reduzieren, damit Procopio auf einen Blick die Neuigkeiten des Tages überschauen und entscheiden konnte, wie er sich am besten

seine Zeit einteilte.

»Seid begrüßt, Shiphor«, sagte Matteo leise.

Der Schreiber blickte auf und erschrak, dann lächelte er. »Matteo! Sagt mir bitte, daß Ihr auf unser Niveau degradiert worden seid!«

Matteo reagierte mit einem kurzen Lachen auf den Scherz und sah sich in Shiphors Zimmer um, das klein und mit Dokumenten aller Art vollgestopft war. »Euer Niveau? Dies ist das Herz der Stadt. Das Blut des Lebens pulsiert durch Eure Hände.«

»Wenigstens einer, der versteht, wie bedeutend ich bin«, sagte der Schreiber sarkastisch. »Da Ihr so bemerkenswerte Intelligenz beweist, will ich Euch jede weitere Schmeichelei ersparen und Euch einfach sagen, was Ihr wissen wollt. Nicht, daß mir das Vergnügen bereiten würde.«

Der Jordain grinste, als er sah, wie Shiphors zynischer Ton vom Funkeln in seinen Augen abwich. »Darf ich Eure Zusammenfassungen der letzten Tage sehen – und die von heute?«

Shiphor zog sofort mit bemerkenswerter Präzision mehrere Bogen aus verschiedenen Stapeln und gab sie ihm. Matteo überflog die Zusammenfassungen und widmete sich zuerst den letzten Meldungen. Er blätterte, bis ihm Kivas Name auffiel. Während er las, verfinsterte sich seine ohnehin schon düstere Stimmung noch mehr.

Kiva war zur Verräterin erklärt worden, doch das schien Procopio nicht zu genügen. Sie war auch von der Azuth-Kirche exkommuniziert worden. Matteo sprach einen der Flüche nach, die Tzigone so gut beherrschte.

Shiphor warf ihm einen stechenden Blick zu. »Gibt es Probleme?«

»Halruua ist voll davon, wie es scheint«, sagte Matteo düster. »Mit Eurer Erlaubnis möchte ich eines davon, ein besonders besorgniserregendes, Meister Procopio vortragen.«

Shiphor nahm die Seite, die Matteo ihm zurückgab, und las. Sein Politikverständnis war weit besser, als sein Arbeitgeber zugab, und er erfaßte sofort, um was es ging. »Der Oberbürgermeister wird diese Neuigkeit höchst unerfreut zur Kenntnis nehmen, und das wird auch für die Person gelten, die sie ihm überbringt.« Er gab Matteo das Blatt zurück und lächelte humorlos. »Ich will mich nicht mit Euch um das Privileg streiten, aber es wäre vielleicht am besten, wenn Meister Procopio diese Neuigkeit zusammen mit dem Rest erfahren würde. Es gibt keinen Mangel an schlechten Nachrichten, um diese etwas abzumildern.«

»Warum abmildern?« gab Matteo zurück. »Procopio hat ein Paar ungeschönte Tiefschläge verdient.«

Shiphor lehnte sich zurück und sah den wütenden Jordain an. »Ihr werdet von mir kein Widerwort hören. Geht mit meinem Segen, obwohl Euch Mystras Segen mehr Nutzen bringen dürfte.«

Matteo war schon auf dem Weg aus dem Raum. Er war so wütend, daß er weder über die Warnung noch über die möglichen Folgen nachdachte.

Die Exkommunizierung bedeutete, daß es untersagt war, mit Kiva Kontakt aufzunehmen. Jeder, der Fragen über sie stellte, würde äußerst aufmerksam beobachtet werden. Matteo konnte sich keine bessere Methode vorstellen, um Er-

mittlungen über den Verbleib der Bluthündin im Keim zu ersticken.

Er stürmte an der Wache vor Procopios Büro vorbei und platzte in den Raum. Als der Magier sah, wer ihn aufgesucht hatte, schickte er die Wache weg.

»Du mußt sehr besorgt sein, Jordain, daß du auf eine so unangemessene Weise in mein Büro eindringst«, stellte Procopio völlig ruhig fest.

»Was habt Ihr wegen Kiva unternommen?« fragte Matteo.

»Kiva?« wiederholte Procopio Septus verständnislos.

Matteo atmete tief durch, zwang sich zur Ruhe. »Keiner von uns ist ein Narr, aber wenn Ihr mich so behandelt, dann wirft das auf uns beide den Schatten des Zweifels.«

Procopio nahm Matteos Worte mit einem knappen Nicken zur Kenntnis und wies auf einen Stuhl. Der Jordain schüttelte nur den Kopf und blieb stehen – ein weiterer Verstoß gegen das Protokoll.

»Ich sehe, diese Angelegenheit ist für dich von einiger Bedeutung«, begann der Magier.

»Kiva«, erwiderte Matteo nur, da er das Geschick Procopios kannte, wenn es darum ging, vom Thema abzuschweifen.

Procopio lächelte. »Nun gut. Was habe ich wegen Kiva unternommen? Kurz gesagt: nichts.«

Er hob die Hand, um Matteos unangemessene Erwiderung zu unterbinden. »Ich will zugeben, daß meine Nachlässigkeit Eigennutz ist. Sicher ist dir klar, daß Zephyrs Verrat auch auf mich als seinen Herrn abfärbt.«

Matteo nickte.

»Es heißt, die Zeit sei reif für einen neuen Oberbürgermeister«, fuhr Procopio fort. Er machte eine ausladende Geste, die sein Arbeitszimmer genauso einschloß wie den Blick auf die Stadt. »Wie du siehst, steht für mich einiges auf dem Spiel. Aber wenn ich beginne, mich mehr mit meinem Erfolg als mit dem Wohl Halruaas zu befassen, ist vielleicht wirklich die Zeit für den Rücktritt gekommen.«

Das entwaffnete Matteo. Noch nie hatte er den arroganten Erkenntnismagier so bescheiden erlebt. Matteo ging der Gedanke durch den Kopf, Procopio versuche vielleicht doch nur wieder, vom Thema abzulenken. Eine solche Manipulation kam einer Beleidigung gleich, doch er beschloß, sich anzuhören, wohin der Magier abschweifen wollte. »Das wäre ein großer Verlust für die Stadt, Herr.«

Procopio Septus' Lächeln war schwach und selbstironisch. »Du dienst mir nicht mehr, Matteo. Du mußt nicht mehr darauf achten, milde Worte für mich zu finden.«

»Wann habe ich das je getan?«

Der Magier zwinkerte, dann lachte er laut. »Gut gesagt! Du hast mich immer darauf hingewiesen, wenn ich im Irrtum war. Vielleicht sollte ich deinem Urteil trauen, wenn du sagst, daß ich mich nicht irre.«

»Ganz so weit würde ich nicht gehen«, sagte Matteo kühl. »Verzeiht, wenn ich so offen spreche, doch ich habe weder die Zeit noch die Geduld für taktische Geplänkel. Habt Ihr die Azuth-Kirche dazu überredet, Kiva zu exkommunizieren?«

Das Gesicht des Magiers wurde schlagartig blaß, was für

Matteo Antwort genug war.

»Bist du dir da sicher?« fragte Procopio.

Matteo reichte ihm den Erlaß. Das Gesicht Procopios versteinerte sich, als er las. »Das ist nicht mein Werk. Ich gebe dir mein Wort als Magier«, sagte er finster.

»Das ist nicht nötig.« Matteo verbeugte sich. »Wenn ich Euch beleidigt habe, Herr, dann bitte ich um Verzeihung.«

»Du hast mir eine Erkenntnis gebracht. So etwas kann schmerzhaft sein, aber ich schätze es.« Der Magier betrachtete Matteo neugierig. »Bist du glücklich im Dienste Königin Beatrix'?«

»Es ist eine Ehre, die ich kaum hätte ausschlagen können, als sie mir angetragen wurde«, erklärte Matteo.

»Du wirst dich jetzt auch nicht mehr von ihr trennen können, schätze ich«, sagte Procopio. »Eine Schande. Du bist ein guter Ratgeber, aber es scheint, als spiele sich deine wichtigste Arbeit außerhalb des Palastes deiner Herrin ab. Ich kann dich unterstützen. Doch sei gewarnt, daß nicht jeder, dem du begegnest, gleichgesinnt sein wird.«

»Das habe ich schon erfahren müssen«, erwiderte Matteo und machte sich das Angebot des Magiers zunutze, indem er im von dem Angriff im Kühlhaus berichtete.

Der Magier nickte nachdenklich. »Titel und Taten können in dieser Stadt sehr kompliziert sein, aber es sollte nicht zu problematisch sein, den Eigentümer dieses Gebäudes in Erfahrung zu bringen. Ich werde mich darum kümmern.«

Nachdem Matteo gegangen war, setzte Procopio sich und lauschte, wie die Schritte des Jordain leiser und leiser wurden. Als er sicher war, daß Matteo nicht zurückkehren wür-

de, sprang er auf und warf beide Arme in die Luft. Gleißendes Licht schoß aus dem Boden wie der Flammenodem eines Drachen und hüllte den wütenden Magier ein. Von einem Augenblick zum nächsten reiste er quer durch die Stadt in die opulente graue Welt Ymani Golds.

Er erwischte den Priester bei seiner Lieblingsbeschäftigung. Die junge Altardienerin, die von dem flammenden Auftritt Procopio Septus' aufgeschreckt worden war, machte einen Satz nach hinten, schnappte sich ihr Gewand und verschwand durch eine Seitentür.

Ymani schien die Störung nicht weiter zu berühren. Er zog seine Kleidung zurecht und setzte sich an den Schreibtisch. »Es ist nicht nötig, so theatralisch aufzutreten, Meister Procopio. Ich habe Euch gesagt, ich kümmere mich um Kiva, und genau das habe ich auch getan.«

»Es gibt ein altes Sprichwort«, sagte Procopio und sah sein Gegenüber wütend an: »Diejenigen, die Talent besitzen, werden Magier. Diejenigen, die kein Talent besitzen, verbringen ihr ganzes Leben damit, darum zu beten.«

Das selbstzufriedene Lächeln des Priesters verschwand angesichts dieser. »Nun, seht ...«

»Pah!« fauchte Procopio und warf die Hände in die Luft. »Wie kann irgendwer – selbst ein Kleriker – diese Sache so elend handhaben?«

»Wenn Ihr Kiva meint, dann gibt es keinen Grund zur Sorge. Ich habe dafür gesorgt, daß es keine weiteren Nachforschungen über ihren Verbleib gibt«, sagte Gold steif.

»Im Gegenteil. Ihr habt alles noch schlimmer gemacht!« gab Procopio wütend zurück. »Es war schon schlimm genug,

daß Kiva als Verräterin gebrandmarkt wurde. Aber jetzt hat man sie exkommuniziert! Zephyr, ein Jordain, der in meinen Diensten stand, wäre durch seine Verbindung zu Kiva gleichermaßen davon betroffen gewesen. Kein Magier in Halruaa kann es sich leisten, daß ihm ein derartiger Makel so nahe kommt. Ihr hättet mich genausogut mit verdammen können!«

Einen Moment lang wirkte der Priester, als würde er sein Handeln bedauern. Seine dicke Unterlippe schob sich vor. »Ihr wolltet Matteo davon abhalten, daß er weitere Nachforschungen anstellt. Das sollte wohl genügen.«

Procopio stützte sich auf den Schreibtisch und beugte sich vor. »Man stoppt einen Mann wie Matteo nicht, indem man ihm Steine in den Weg legt. Das einzige, was Ihr geschafft hat, ist, daß er noch entschlossener ist als zuvor.«

»Was hätten wir denn Eurer unergründlichen Weisheit nach tun sollen?«

Der Magier lächelte grausam. »Lenkt ihn ab, dann bringt ihn in Mißkredit. Es hat schon einmal geklappt, wenn auch nur für kurze Zeit. Ich wage zu behaupten, daß es diesmal dauerhaft funktionieren könnte.«

FÜNFZEHNTE KAPITEL

Als Matteo den Palast verließ, waren die zahlreichen Bienenstiche angeschwollen und begannen zu jucken. Auf der Suche nach einer Heilsalbe ging er zu der Apotheke, an der er während seines Dienstes bei Procopio oft entlanggeschlendert war.

Das Geschäft war ein Gebäude aus mit Lehm beworfenem Fachwerk, das inmitten eines Kräutergartens stand. Vögel schwirrten umher und pickten die Körner auf, die ein wohlmeinender Mensch ihnen hingestreut hatte. Ein gelber Singvogel folgte Matteo bis zum Geschäft und ließ sich auf dem Sims des offenen Fensters nieder, als wolle er der Unterhaltung lauschen.

Der Apotheker war ein niederer Magier. Er hatte ein fülliges Gesicht, und sein fast zahnloses Grinsen ließ ihn wie ein zu groß geratenes Kind erscheinen. Matteo grüßte höflich und sagte ihm, was er brauchte.

Der Mann schrieb eine Liste auf ein Stück Pergament, dann ging er ins Hinterzimmer, um die verschiedenen Substanzen zu holen. Er war so in seine Arbeit vertieft, daß er nicht merkte, wie der gelbe Vogel durch das Fenster hereingeflogen kam und sich auf dem binsenbedeckten Boden niederließ.

Im nächsten Augenblick nahm der Vogel in seine wahre Gestalt an: die einer Magierin mit großen schwarzen Augen,

die ein einfaches Hemd und einen Rock aus gelbem Leinen trug. Die Frau nahm eine Steingut-Urne und schlug sie dem Apotheker auf den Kopf. Der Mann sackte zu Boden, und die Frau nahm die zusammengestellten Substanzen und ging nach vorn ins Geschäft.

»Mein Vater wurde in einer dringenden Angelegenheit abberufen«, sagte sie zu Matteo. »Er bat mich, mich um Euch zu kümmern. O je, Ihr seht aus, als hättet Ihr Euren Kopf in einen Bienenstock gesteckt.«

Sie plapperte weiter, während sie den überraschten Matteo in einen kleinen angrenzenden Raum führte und ihn bat, sich zu setzen. Die junge Frau setzte sich zu ihm und begann, ihm Nacken und Arme mit geübten Bewegungen einzureiben. »Legt Eure Tunika ab, damit ich mich um den Rest kümmern kann«, forderte sie ihn mit einem geheimnisvollen Lächeln auf.

Matteo stand auf. »Danke, aber ich glaube, ich habe keine weiteren Stiche davongetragen.«

»Das sagt Ihr, aber ich will mich davon lieber selbst überzeugen.«

»Das ist nicht nötig. Ihr seid Eurem Vater eine wertvolle Hilfe und eine gute Heilerin.«

Ihr Lächeln wurde breiter und nahm etwas Katzenhaftes an. »Ich habe auch noch andere Talente.«

»Zweifellos«, murmelte er verwirrt.

Mit einem gereizten leisen Seufzer verschob sie ihr Hemd so, daß ihre Schultern nicht länger bedeckt waren. Sie nahm eine eindeutig verführerische Pose ein. »Kommt mit«, lud sie ihn ohne Umschweife ein.

Matteos Wangen glühten vor Verlegenheit. Er kam sich wie ein Narr vor, weil er ihre wahren Absichten nicht früher erkannt hatte.

Sie schien das zu amüsieren. »Warum so erstaunt, Jordain? Ich biete Euch eine Stunde Vergnügen. Ohne Folgen und ohne Bedauern.«

Matteo bekam sich in den Griff. »Jede Handlung hat Folgen, und diese vielleicht mehr als alle anderen.« Die junge Frau machte einen wirklich verwirrten Eindruck, also erklärte er: »Es ist Jordaini verboten, Familien zu gründen.«

Sie schenkt ihm ein nachsichtiges Lächeln. »Ich bitte Euch nicht, mich zu heiraten. Nur etwas Spaß. Was soll schon passieren?«

Matteo betrachtete die Frau. Sie war jung, dem Anschein nach verwöhnt und mit sanfter Hand erzogen. Die Frauen Halruaas wurden oft behütet, so daß es trotz ihrer direkten Art denkbar war, daß sie es wirklich nicht wußte.

»Ein Kind könnte die Folge sein«, sagte er ruhig.

Die Frau sah ihnen einen Moment lang sprachlos an, dann schüttelte sie den Kopf und kicherte. »Das wäre nun wirklich eines von Mystras größeren Wundern! Euer Läuterungsritual ist mit das beste, was sich das Jordaini-Kolleg ausgedacht hat. Bei so wichtigen magischen Blutsbanden kann es niemand wagen, daß ein Bastard gezeugt wird.« Ihr Lächeln nahm einen wissenden Ausdruck an, während sie die Schleifen ihres Hemds öffnete. »Hengste mögen ja schnell sein, aber Wallache laufen am besten und ausdauerndsten. Was glaubst du eigentlich, warum die Jordaini bei den Damen Halruaas so beliebt sind?«

Jetzt war Matteo sprachlos. Er hatte das Ritual nicht mitgemacht, das die letzte Prüfung darstellte und dem eine Zeit einsamer Meditation folgte. Er hatte nie so etwas erwartet, aber er hatte keinen Grund, die Worte dieser Frau anzuzweifeln, die von einer zwingenden Logik waren und vieles erklärten.

Ein Teil seines Verstands akzeptierte ruhig, daß dieses Ritual eine wohldurchdachte Vorbeugungsmaßnahme war. Es würde ihn nicht überraschen, wenn unzuverlässige oder sogar gefährliche Elemente durch Jordaini-Nachfahren in die Linie eingeschleppt worden waren. Vorsicht war die Mutter der Porzellankiste, und man hätte sicher nicht zu einer so drastischen Maßnahme gegriffen, wenn sie nicht für absolut notwendig gehalten wurde.

Dennoch brachte der Gedanke ihn gleichzeitig zur Weißglut. Wie konnte man jungen Männern und Frauen, die Jordaini wurden, eine solche Entscheidung aus der Hand reißen? Hatten sie nicht verdient, das vorher zu erfahren, damit sie wählen konnten?

Er verbeugte sich. »Ich danke Euch für Eure guten Absichten, doch ich muß jetzt aufbrechen.«

Sie zuckte die Achseln und zog ihr Hemd zurecht. »Es ist Euer Verlust.« Grinsend zupfte sie an ihrem Haar und strich dann mit der Hand über ihren Leib. »Wenn Ihr daran zweifelt, könnt Ihr jeden anderen Jordain in der Stadt über mich befragen.«

Ihre Prahlerei bereitete ihm große Sorgen, während er zum Landhaus Procopio Septus' eilte. Es war falsch, ahnungslosen jungen Menschen ein solches Ritual aufzuzwingen.

Dennoch gab es ihnen das nicht Recht, unverantwortlich zu handeln. Wie er der jungen Frau gesagt hatte, blieb keine Handlung ohne Folgen. Auch wenn ein Kind nicht die Folge sein konnte, konnten ein Mann und eine Frau nicht Seite an Seite liegen und das Bett unzerwühlt verlassen, das sie geteilt hatten. Familien konnten auf vielerlei Wegen entstehen, und kein Jordain durfte es sich leisten, etwas über seine Pflicht gegenüber Halruaa und den Magiern zu stellen.

Doch Matteo mußte an Themo denken. Er fand immer Zeit, seinen Jordaini-Kumpanen ein neues Spiel zu zeigen oder den Umgang mit Waffen mit ihnen zu üben und sprach auch häufig von einer bestimmten Bardame in Khaerbaal – nicht so wie die verschlagenen Soldaten, die Frauen im allgemeinen beehrten. Matteo konnte sich Themo als Jordain eines Kampfmagiers vorstellen, aber auch als jemanden, der zum Schwert griff und kämpfte, sobald er seinen Rat gegeben hatte, und wenn die Schlacht vorbei war, kehrte er zurück zu seinem Weib und einer Familie voller lebhafter Kinder. Ein solches Leben würde besser zu Themo passen als sein eigener Schatten, aber er würde es nie führen können, doch das würde er erst wissen, wenn es bereits zu spät war.

Warum war Matteo das Ritual erspart geblieben? Durch seine Probleme mit Kiva war er in Khaerbaal aufgehalten worden. Er war mit einem Tag Verspätung zum Kolleg zurückgekehrt und dann vor den anderen versteckt worden. Man hatte ihm verschwiegen, welches Ritual er versäumt hatte, was fast so belastend war wie das Ritual selbst.

Überrascht stellte er fest, daß er schon die Mauern von Procopio Septus' Landhaus erreicht hatte. Er sah zur Sonne

und erkannte, daß er zu früh war. Um diese Zeit beriet sich Procopio für gewöhnlich mit den anderen Ältesten. Matteo unterhielt sich eine Weile mit der Torwache, dann machte er sich rasch auf den Weg zu dem langen, flachen Gebäude, in dem die Reittiere des Magiers untergebracht waren. Dort fand er Iago, der ein Pegasus-Fohlen pflegte und mit größter Sorgfalt das weiße Fell glättete.

Der Jordain sah auf, als Matteo zu ihm kam. Seine Miene hellte sich auf. »Königin Beatrix hat eingewilligt?«

»Ich hatte noch keine Gelegenheit zu fragen«, erwiderte Matteo langsam. »Königin Beatrix hat mir seit Tagen keine Audienz gewährt. Aber es wird kein Problem sein, sie davon zu überzeugen, daß sie deine Dienste braucht. Im Moment wirkst du aber im Dienst Meister Procopios gar nicht so unglücklich.«

Iago warf einen Blick auf die Ställe, um zu sehen, ob jemand lauschte. »Du hattest recht, was Procopios Absichten angeht. Er hat vor, Zalathorm auf dem Thron nachzufolgen.«

»Procopio hat vor seinen Ratgebern schon immer offen gesprochen«, erwiderte Matteo vorsichtig. »Der König hat keinen Nachfolger benannt, und das stachelt seinen Ehrgeiz an. Doch Ehrgeiz kann entweder der Vater der Errungenschaft oder des Verrats sein. Hat Procopio etwas unternommen, womit er diese Grenze überschreitet?«

»Nichts spezifisches«, sagte Iago. »Aber er wirkt übermäßig an Berichten über Unruhen im Westen und Norden interessiert. Er ist Bürgermeister der Stadt des Königs. Diese Dinge liegen außerhalb seiner Autorität.«

»Sie liegen auch außerhalb deiner und meiner Autorität«, ermahnte Matteo ihn. »Doch du kannst nicht darauf warten, daß Königin Beatrix um deine Dienste ersucht, damit wir dann in die Nordlande reiten können.«

Iago stimmte mit einem Schulterzucken zu. »Ich habe aus meinem Dienst bei Kiva viele Narben davongetragen. Eine der schmerzlicheren davon ist Unzufriedenheit. Unser Leben lang werden wir im Kampf ausgebildet, nur um dabeizustehen und einen Rat zu geben. Es ist schwer, untätig zu sein, nicht wahr?«

Er wartete darauf, daß Matteo seine Meinung dazu sagte. Lange war nur das Geräusch der Bürste und das zufriedene Summen des Fohlens zu hören.

»Auf der Reise nach Halarahh erinnertest du mich daran, daß ich das Reinigungsritual versäumte. Woher weißt du das?«

Iago hielt mitten in der Bewegung inne; Augenblicklich unterbrach das Fohlen sein Summen und trippelte ungeduldig, bis Iago wieder in den alten Rhythmus verfiel. »Ich sprach mit der Wache, die dich am nächsten Tag durchgelassen hatte.«

Vor Matteos geistigem Auge entstand das Gesicht des Mannes – gebräunt wie Sattelleider, mit tiefen Falten und eingerahmt von grauen Haarbüscheln. Zwar war der Mann im Jordaini-Kolleg, solange Matteo zurückdenken konnte, doch er konnte sich nicht daran erinnern, ihn beim letzten Besuch gesehen zu haben. »Das müßte Jinkor gewesen sein. Geht es ihm gut?«

»Er ist tot«, sagte Iago bitter. »Vor dir steht der Mann,

der ihn umgebracht hat.«

Matteo ließ sich auf einen Ballen feuchten Heus sinken.

»Wie kam es dazu?«

»Er mochte Haerlu-Wein. Wußtest du das?«

»Nein.«

»In der Zeit am Kolleg brachte ich ihm gelegentlich eine Flasche mit. Er trank immer nur einen Kelch. Darum war ich erstaunt, als er eine Flasche entkorkte und trank, als wolle er unbedingt den Flaschenboden sehen, bevor er Luft holen mußte. Ich nahm an, er wolle Sorgen ertränken, also setzte ich mich zu ihm, falls er jemanden brauchte, der ihm zuhörte.«

»Das war gut.«

»Es war eine gute Absicht«, sagte Iago verächtlich. »Jinkor begann zu reden. Nachdem er mehr getrunken hatte, als für ihn gut war, vergaß er, die Pille zu nehmen, die er von Kiva hatte.«

Matteo richtete sich überrascht auf. »Von Kiva?«

»Ja. Es scheint, als habe sie den Jordaini-Orden schon seit Jahren beobachtet. Sie brauchte Informationsquellen, und eine davon fand sie in Jinkor, der mehr als nur ein kostspieliges Laster pflegte. Kiva sorgte dafür, daß er schwieg.«

Matteo hatte gehört, daß Magier ihren Dienern manchmal Tränke verabreichten, die sie körperlich zur Verschwiegenheit zwangen, aber diese Methode war in diesem Fall viel zu extrem. »Warum sollte sich Kiva für ein Jordaini-Ritual interessieren?«

Iago sah ihn an. »Du warst Kiva im Weg, und sie wollte dich loswerden.«

»Sie hatte dazu mehr als eine Gelegenheit. Warum diese?«

»Jinkor stellte die gleichen Fragen, und sie hat ihm erklärt, daß sie einen Alarm auslösen würde, wenn sie dich einfach umbrachte. Sie konnte dich nicht persönlich vernichten, also sorgte sie dafür, daß du dich selbst vernichten würdest.«

Matteo dachte an seine letzte Unterhaltung mit Iago. »Darum wolltest du wissen, ob zwischen Tzigone und mir mehr ist als Freundschaft.«

»Kiva wußte, was du für Tzigone aufs Spiel gesetzt hast. Sie nahm an, daß ein Mann sich nur aus einem Grund für eine Frau interessiert. Auch einige ihrer Soldaten legten ein Verhalten an den Tag, das diese Meinung stützte. Du weißt, wie Elfenfrauen angesehen werden.«

Matteo nickte. Elfen waren in Halruaa, wo alles, was nicht menschlich war, fast mit untermenschlich gleichgesetzt wurde, selten. Wenige Angehörige von gemischter Herkunft wurden Magier, und nur ein paar elfenblütige Magier hatten es bis in den Ältestenrat geschafft. Die meisten halbelfischen Frauen arbeiteten als Kurtisane. Wenn die Soldaten, die Kiva dienten, sie so betrachteten, wie mußten dann erst die Magier aufgetreten sein, mit denen sie zu tun gehabt hatte? Ihm gefiel nicht, welche Schlußfolgerungen sie über ihn gezogen hatte, aber er verstand, welchen Weg ihre Gedanken genommen haben mußten. Jordaini war es verboten, zu heiraten. Er hatte nie davon gehört, daß ein Jordain ein Kind gezeugt hatte, doch er vermutete, daß es sein Untergang gewesen wäre, wenn er es dazu hätte kommen lassen.

»Wieso konnte Kiva mich nicht töten? Welchen Alarm hätte das ausgelöst?«

Iago begann, sich den Hufen des Pegasus-Fohlens zu widmen. »Was weißt du über die Kabale?«

Matteo lachte irritiert. »Ein seltsamer Gedankensprung, Iago. Willst du andeuten, daß eine Verschwörung ins Leben gerufen wurde, um meine Sicherheit zu gewährleisten?«

Die Miene des kleinen Jordain wirkte plötzlich verschlossen. Matteo bedauerte im gleichen Moment den Sarkasmus. »Verzeih. Aber wenn es etwas gibt, das ich wissen sollte, dann sag es mir.«

Der Jordain zuckte die Achseln. »Es ist nicht ungewöhnlich, daß ein Jordain bei seinem Studium für eine Sache eine gewisse Besessenheit entwickelt. Andris war vom Kilmaruu-Paradox fasziniert, ich beschäftige mich mit der Legende der Kabale. Einige der Geschichten schienen zu dem zu passen, was Jinkor andeutete. Das ist alles. Weiter nichts.« Sein Tonfall ließ keinen Zweifel daran, daß die Angelegenheit für ihn erledigt war.

»Es fehlt Kivas Plan aber an Logik«, sagte Matteo und kam aufs vorangegangene Thema zurück. »Wäre ich den Weg gegangen, den sie erwartet hatte, dann wäre klar gewesen, daß ich das Ritual nicht mitgemacht hatte. Die Aufzeichnungen des Kollegs würden das bestätigen. Ich würde sicher nicht für unschuldig erklärt werden, doch da ich bis heute nicht wußte, welchem Zweck das Ritual dient, hätte ich keinen bewußten Verrat begangen.«

»Genau das würden die Aufzeichnungen nicht bestätigen«, gab Iago zurück. »Sie würden auch nicht deine Un-

schuld beweisen. Jinkor erklärte mir, daß ein Bauer, der in Alter und Größe als dein Doppelgänger durchging, auf deinem Pferd ins Kolleg zurückkam. Er hat sich für dich ausgegeben und das Ritual über sich ergehen lassen. Der anwesende Priester hat die Täuschung nie bemerkt, die Jordaini-Meister wohl auch nicht. Offenbar war ich der erste, dem sich Jinkor anvertraute.«

Matteo stand auf, die Hände zu Fäusten geballt. Schlimm genug, daß ein Jordain sich einem solchen Ritual unterziehen sollte, doch der Bauer, der seinen Platz eingenommen hatte, spielte keine Rolle in den halruaanischen Gesetzen von Magie und Macht! »Weißt du, was aus diesem Mann wurde?«

»Nein, aber wenn dir sein Leben etwas bedeutet, dann solltest du ihn nicht ausfindig machen«, erklärte Iago. »Aber wenn dir *dein* Leben etwas bedeutet, dann solltest du es vielleicht doch. Es würde umfangreiche Ermittlungen geben, wenn er während der Befragung stirbt, und dann könnte man den Zauber vielleicht zu seinem Urheber zurückverfolgen.«

»Willst du sagen, daß es jemanden geben könnte, der mich dieses Schmierentheaters bezichtigt?«

»Du wurdest früh genug aus dem Gefängnis entlassen, um es zurück zum Kolleg zu schaffen, und doch trafst du einen Tag später ein. Ein anderer Mann kommt zeitig an, reitet dein Pferd und nimmt deinen Platz beim Ritual ein. Auf wen wird man logischerweise mit dem Finger zeigen?«

»Auf Kiva.«

»Da liegt das Problem«, sagte Iago ernst. »Kiva ist unauf-

findbar. Wenn du von einem Bluthund untersucht würdest, würde sich herausstellen, daß du unschuldig bist, aber vielleicht auch, daß du schuldig bist.«

»Das ist absurd.«

»Ist es das? Du weißt jetzt, was sich hinter dem Läuterungsritual verbirgt. Würdest du zum Kolleg zurückkehren und dich ihm freiwillig unterwerfen?«

»Würdest du das?« gab Matteo zurück, worauf Iago schwach lächelte.

»Da hast du es. Die Magie eines Bluthundes würde ans Tageslicht bringen, daß du dich gegen eine Jordaini-Regel auflehnst. Schuld oder Unschuld ist oft nur eine Frage des Tonfalls. Die Einzelheiten sind wie Spielsteine in einem Strategiespiel. Sie können von jeder Seite benutzt werden, und das mit unterschiedlichsten Resultaten.«

Matteo konnte dagegen nichts einwenden. »Weiß sonst jemand im Jordaini-Kolleg davon?«

»Ich habe nicht vor, es jemandem zu sagen, wenn du das wissen willst. Sei einfach vorsichtig.«

Matteo legte Iago die Hand auf die Schulter. »Danke, daß du es mir gesagt hast. Du bist ein guter Freund.«

»Hol mich nur aus diesem Stall und bring mich zurück auf einen Pferderücken, und die Schuld ist beglichen«, sagte Iago mit einem leisen Lächeln.

Die Stallbeleuchtung ging flackernd an, da draußen die Dämmerung einsetzte. »Meister Procopio wird in Kürze kommen«, sagte Matteo. »Wir unterhalten uns, sobald ich Neuigkeiten habe.«

Er eilte zum Turm des Magiers, wo Procopio ihn mit ern-

ster Miene empfing und auf sämtliche Höflichkeitsfloskeln verzichtete, die das halruaanische Protokoll verlangte. Er schob Matteo in sein Arbeitszimmer und schloß die Tür.

»Es wird dir nicht gefallen«, sagte er unvermittelt. »Ich kann mir keinen Reim daraufmachen.«

Matteo schluckte. So hatte er Procopio noch nie reden gehört, immerhin rühmte sich der Magier, alles klar sehen zu können. »Sprecht.«

Procopios Blick bohrte sich tief in Matteos Augen. »Das Kühlhaus, in dem du und das Mädchen angegriffen wurdet, gehört Ferris Grail, dem Leiter des Jordaini-Kollegs.«

SECHZEHNTES KAPITEL

Matteo eilte zum Palast der Königin, und in seinem Kopf überschlugen sich Verwirrung und Zorn. Er hatte keinen Grund, an Procopios Worten zu zweifeln, doch er wünschte, er hätte einen.

Sein Glaube an den Jordaini-Orden hatte schon vor langem Risse bekommen. Jetzt begann er wegzubröckeln. Zephyr war von Kiva verführt worden. Matteo hatte versucht, sich nicht zu viele Gedanken über Andris' Verschwinden zu machen, doch da immer mehr Zeit verging und er von Andris nichts hörte, mußte sich Matteo mit der Möglichkeit vertraut machen, daß sein Freund zum Verräter geworden war. Er achtete ausdrücklich darauf, es nur als Möglichkeit zu betrachten. Als Wahrheit würde er es erst akzeptieren, wenn er Andris an Kivas Seite sah.

War es außerdem im Bereich des Möglichen, daß der Leiter des Jordaini-Kollegs Ganoven angeheuert hatte, damit sie einen Jordain davon abhielten, nach der Wahrheit zu suchen?

Er schritt auf die schweren Türen zu, die Beatrix' Hof vom Rest des Palasts abschirmten. Er war entschlossen, sich von ihr die Erlaubnis zu holen, die Stadt zu verlassen. Wenn sie ihm diese Bitte verweigerte, würde er das tun, was Tzigone ihm geraten hatte, und dennoch aufbrechen.

Mehrere Männer und Frauen, die alle Handwerkszeug bei

sich führten, warteten vor der äußeren Tür, während der Wachmann die magischen Abwehrmechanismen aufhob. Nach den Geräuschen zu urteilen, die aus Beatrix' Räumen drangen, war der Wachmann schon seit einer Weile damit beschäftigt, das Kommen und Gehen zu regeln. Es gab drei Türen hintereinander, die alle fest verschlossen und gesichert waren.

Matteo erinnerte sich an ein anderes Jordaini-Spruchwort: Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste. Derart aufwendige Maßnahmen, mit denen die Werkstatt der Königin vom übrigen Palast isoliert wurden, hätte man nicht ergriffen, wenn sich ihre Notwendigkeit nicht längst erwiesen hätte. König Zalathorm hatte jedoch die Gerüchte über Matteos Vorgänger dementiert, und Matteo konnte sich nicht vorstellen, daß der König ihn anlog.

Er mischte sich unter die Handwerker und nickte dem Wachmann im Vorübergehen zu. Der erkannte Matteo und tippte sich zum Gruß mit den Fingerspitzen an die Stirn. Dann verrollte er die Augen, um seine Meinung über den herrschenden Trubel kundzutun. Matteo nickte mitfühlend.

In der Werkstatt der Königin herrschte Chaos. Eine Schmiede mitsamt einem riesigen Ofen war errichtet worden. Helle Hammerschläge erfüllten den Raum, als Metallstücke zu dünnen, flachen Platten geschlagen wurden. Metallarbeiter standen über einen langen Tisch gebeugt und formten mit winzigen Werkzeugen und äußerster Präzision erhitzte Metallteile. Stämmige Halblinge mit behaarten Füßen aus dem nahen Luiren saßen auf Hockern und fügten mit großem Geschick winzige Mechanismen zusammen. In

einem Teil des Raums stritten sich drei Kunsthandwerker über einen mechanischen Behir, ein sechs Meter langes Krokodil mit doppelt so vielen Beinen wie üblich. Als die Debatte immer hitziger wurde, trat einer der Männer frustriert gegen die Metallbestie – offenbar mit zuviel Nachdruck, da er durch den Streit aufgebracht und abgelenkt war. Dem Tritt folgte ein schmerzhaftes Aufheulen, und zur Schadenfreude seiner Kollegen hüpfte der Mann in einem kleinen Kreis auf einem Fuß herum, während er sich den anderen hielt.

Matteo sah sich mit zunehmender Verwunderung um. Mindestens zweihundert Arbeiter hielten sich im großen Saal auf, und in den angrenzenden Räumen erblickte er noch viele Handwerker mehr. Die Ergebnisse ihrer Arbeit – mechanische Kreaturen jeglicher Form und Größe – umgaben die Räumlichkeiten wie Wachen. Sie waren gegen die Wand gelehnt, aufeinander getürmt, in Regalen verstaut, und andere wiederum hatte man an den Deckenbalken aufgehängt. Die mechanischen Wunderwerke reichten von lebensgroßen Elefanten über metallene Falken bis hin zu monströsen Bestien, darunter eine Fülle verspielter Konstruktionen, die in der Natur kein Gegenstück besaßen. Metallene Schöpfungen, die Matteo noch nie gesehen hatte und die er sich nicht einmal hätte ausmalen können, standen bereit, um einen unerfindlichen Befehl auszuführen.

Matteo machte sich auf die Suche nach Beatrix. Er entdeckte sie in einem fensterlosen Raum, der von einem niedrig aufgehängten Kerzenleuchter erhellt wurde. Die Königin stand allein und betrachtete eine abscheuliche Metallkreatur

mit dünnen, fledermausartigen Flügeln und einer spitzen Schnauze mit stählernen Reißzähnen. Das Geschöpf wirkte entfernt wie ein Reptil, wäre da nicht die auf ganzer Länge verlaufende volle Mähne aus Metallfäden gewesen, die fein waren wie gesponnene Seide.

»Es ist wundersam, Königin«, sagte Matteo leise, um sie nicht zu erschrecken.

Sie drehte sich nicht um. »Es ist eine Dusterbestie«, sagte sie mit flacher, tonloser Stimme. »Die Magier aus Thay formen sie aus toten Fleischstücken.«

Matteo war nicht sicher, wie er auf diese merkwürdige Aussage reagieren sollte. »Ihr verwendet Stahl. Das ist ein besserer Werkstoff, Euer Majestät.«

Beatrix nickte gleichgültig. Ihre kunstvolle weißsilberne Perücke funkelte im Schein der Kerzen. »Fleisch oder Stahl. Es ist egal. Beide werden im Überfluß auf dem Schlachtfeld zu finden sein.«

Sie sprach mit einer Überzeugung, die Matteo erschauern ließ. »Auf dem Schlachtfeld?«

Als Beatrix nicht antwortete, packte er sie sanft an den Unterarmen und drehte sie so, daß sie ihn ansah. Er nahm ihren leeren Blick wahr und starrte eindringlich in ihre Augen, um die sich eine deutliche Kajak-Linie zog.

»Ich höre in Eurer Stimme die Zukunft. Seher, die aus dem Vogelflug lesen, sprechen nicht mit solcher Gewißheit. Welches Schlachtfeld?«

Ein Hauch von Leben war in Königin Beatrix' Augen zu erkennen. »Ich weiß nicht«, flüsterte sie. »Krieg kommt. Krieg geht, wohin er will.«

Matteo tat ihre Behauptung nicht leichthin ab. Beatrix zeigte wenig Interesse an ihrer Umwelt, doch vielleicht nahm sie Dinge wahr, die sonst niemand bemerkte. In diesem Augenblick wirkte sie fast bei klarem Verstand.

»Ich muß die Stadt verlassen, um mehr über den kommenden Konflikt zu erfahren.«

Sie betrachtete ihn lange, als überlege sie, ob er in der Lage wäre zu tun, was er anbot. Ehe sie etwas erwidern konnte, wurden sie von einem lauten Kreischen aus dem Hauptsaal gestört, dem ein heftiges Getrampel folgte. Dann wurden Schreie laut, und die Anwesenden stürmten in Panik zur Tür.

»Entschuldigt mich«, sagte Matteo hastig und entfernte sich, ohne darauf zu warten, daß die Königin ihn dem Protokoll entsprechend entließ. Er wirbelte herum, zog die Waffen und rannte in den Hauptsaal.

Die Arbeiter drängten zu den Ausgängen und trampelten jeden nieder, der stolperte. Einer der Halblinge lag verletzt und reglos am Boden. Die meisten mechanischen Kreaturen standen ruhig da, nur ein paar von ihnen irrten verloren umher, da ihre Schöpfer in Panik davonrannten.

Über sich hörte Matteo ein metallisches Knarren. Er sah nach oben, dann tauchte er zur Seite weg.

Eine alptraumhafte Kreatur sprang mit der Anmut einer Katze von einem Kistenstapel herunter und landete so schwer, daß der Boden zitterte. Der Leib erinnerte an einen Panzeranzug, wie ihn die Krieger aus dem Norden trugen. Das Geschöpf war unbewaffnet, brauchte aber auch keine Waffen. Alle vier Finger liefen in geschwungenen Stahl-

klauen aus, lange Dornen überzogen den gesamten Metallkörper, und der Kopf erinnerte an eine Kreuzung aus Oger und Hai. Eine schweineähnliche Schnauze voller winziger Stacheln bildete die Spitze des langen Kiefer. Die Fänge waren noch bemerkenswerter, da sie die Form von Dreiecken hatten und wie die Zähne eines Piranhas lückenlos schlossen.

Die mechanische Kreatur zog eine benommene, stöhnende Frau vom Boden hoch und drückte sie in einer tödlichen Umarmung gegen ihre dornenbewehrte Brust. Der Schmerzensschrei der Frau endete abrupt, dann ließ das Ungeheuer sie sinken.

Matteo hatte keine Zeit, um einzuschreiten. Er kämpfte eine betäubende Welle aus Entsetzen und Schuld nieder und zwang sich, das Schlachtfeld analytisch zu betrachten. Eines war ihm klar: Seine Dolche würden gegen diesen Widersacher nichts nützen.

Eine bessere Waffe war nicht zu finden. Dann erinnerte er sich an Tzigones Reaktion im Kühlhaus und sah nach oben.

Ein gigantischer metallener Seevogel hing an der Decke, gehalten von einem Paar dicker Seile an den Flügelspitzen. Der Trick, den Andris vor kurzem angewendet hatte, brachte ihn auf eine Idee.

Matteo schätzte im Geist die Entfernung zwischen Boden und Metallvogel, dann sah er den Sonnenstrahl, der durch ein Fenster hoch oben in der Wand fiel. Er packte die Metallfaust eines eisernen Zentauren und legte deren Finger um einen seiner Dolche. Das glänzende Metall der Klinge erfaßte das Sonnenlicht und lenkte es genau auf eines der Seile.

Nun mußte er nur noch lange genug leben, bis die Sonne ihre Arbeit getan hatte!

Matteo hob den anderen Dolch und hieb nach dem mechanischen Monster. Er landete einen dröhnenden, nutzlosen Treffer, dann machte er einen Satz zur Seite. Das Konstrukt ließ die tote Frau fallen und konzentrierte sich auf den neuen Gegner.

Matteo war schon weg und rannte leichtfüßig hinter die Kreatur. Er trat mit solcher Wucht gegen ihre Rückseite, daß eine Beule entstand. Das Monster drehte sich mühsam um und begann langsam und schwerfällig, Matteo zu folgen.

Der Jordain hielt es in Bewegung, wobei er immer knapp außerhalb der Reichweite der Krallen und des wilden Schnappens der Kiefer blieb. Die ganze Zeit behielt er das Seil über ihnen im Auge, das zu qualmen begonnen hatte. Als der richtige Augenblick gekommen war, ging er in Stellung. Indem er vortäuschte, gestolpert zu sein, ließ er sich auf ein Knie sinken.

Die mechanische Bestie kam heran und öffnete und schloß erwartungsvoll ihre Klauen.

Das Seil riß und setzte den riesigen Vogel in Bewegung. Das Monster riß den Kopf nach hinten, dann flammten die leuchtenden roten Augen auf, als es den Windhauch von der Bewegung über sich bemerkte.

Matteo warf sich flach zu Boden und rollte sich ab. Der Metallvogel schwang wie ein Pendel, erfaßte die mechanische Kreatur und riß sie mit sich. Die miteinander verbundenen Maschinenwesen landete mit viel Lärm in einem Stapel aus metallenen Orks. Der Stapel fiel in sich zusam-

men, die Orks rollten davon wie Holzscheite, die nachlässig gestapelt worden waren, und begruben den Metallkrieger unter einem stählernen Berg. Der Seevogel pendelte weiter, während eine metallene Flügelspitze kreischend über den Boden rutschte.

Matteo erhob sich, doch ehe er erleichtert aufatmen konnte, kam Leben in den Berg aus metallenen Orks. Der dornenbewehrte Krieger erhob sich und kam wie ein berserkerhafter Igel auf Matteo zugeschossen.

Der Jordain hielt Ausschau nach einer Waffe oder einer Fluchtmöglichkeit. Er sah ein Seil, das in seiner Nähe um einen Metallring im Boden gebunden war. Sein Blick folgte ihm zu einer Metallrolle, vor dort weiter zu einer unbeschreiblichen geflügelten Kreatur, die an dem Seil hing. Er packte das straffe Seil und begann hastig, daran emporzuklettern. Im gleichen Moment sprang das Monster auf ihn zu.

Matteo versuchte, den tödlichen Zähnen auszuweichen, die im nächsten Augenblick zuschnappten – dabei aber keines seiner Beine zu fassen bekamen, sondern das Seil umschlossen.

Es riß unter ihm, und die geflügelte Kreatur raste dem Boden entgegen, während Matteo nach oben gezogen wurde. Das Ding stürzte genau auf den mechanischen Krieger und begrub ihn unter einem Wirrwarr aus Metall.

Matteo krallte sich an das Seil, bis er sicher war, daß der Kampf vorüber war. Dann holte er Schwung und pendelte hin und her, bis er das längere Ende des Seils zu fassen bekam und sich langsam hinablassen konnte. Er stieg von dem Metallhaufen herab und betrachtete den angerichteten Schaden.

Teile der Panzerung des Monsters hatten sich gelöst und lagen auf dem Boden verstreut. Zahnräder rollten wie fallengelassene Münzen herum. Von einem gewaltigen Flügel niedergedrückt lagen die Überreste der mechanischen Kreatur da und zuckten wie ein Hund, der einen Alptraum hat. Kleine Blitze zuckten, und aus dem Inneren des Geschöpfes drangen schwache schabende kratzende Geräusche, die immer leiser wurden. Das Licht in seinen feuerrot glühenden Augen wurde schwächer und erlosch dann ganz.

Matteo sah sich um. Kein anderes mechanisches Objekt stand auf, um den Kampf fortzuführen. Einige Leute standen an eine Wand gedrängt; Matteo bat sie, sich um die Verwundeten zu kümmern, dann ging er, um nach der Königin zu sehen. Nach einer Suche, die eine Stunde in Anspruch nahm, fand er sie – nicht in dem von Kerzen erhellten Nebenzimmer, sondern in einem sicheren Raum tief im Inneren des Palastes.

Die Königin saß auf einer mit Teppichen bedeckten Bank, studierte aufmerksam die Zeichnung für ein anderes mechanisches Geschöpf und machte mit einem Stift Anmerkungen.

»Das Problem liegt hier«, murmelte sie und markierte einige Stellen der Zeichnung. »Die Kristalle im Inneren stören den Aktivierungszauber. Magnetische Steine wären zweckmäßiger, vielleicht würden sie die Energie des Lebenszaubers absorbieren. Ja, das sollten wir versuchen. Ja.«

Matteo machte auf dem Absatz kehrt und ging nach draußen, obwohl er seine Aufgabe noch immer nicht erledigt hatte. Er konnte nicht noch einen Augenblick in der Nähe

der Königin bleiben, ohne seinem Ärger in einem an Verrat grenzenden Tonfall Luft zu machen. Sein Eid gegenüber der Königin hatte noch Gültigkeit, doch seine Sympathie für diese Frau war ernsthaft erschüttert. Wie konnte jemand einfach so über Ereignisse hinweggehen, die von seinen eigenen Werken ausgelöst worden waren?

Er entdeckte den Kämmerer der Königin, der an der Tür zur Werkstatt stand und mit weitaufgerissenen Augen das Chaos betrachtete.

»Kümmert Euch darum«, sagte Matteo kurz. »Ich verlasse die Stadt bei Morgengrauen. Die Königin hat mir die Erlaubnis nicht verweigert. Ich werte das als Zustimmung.«

Der Kämmerer nickte nur, da er so unter dem Eindruck der Katastrophe stand, daß er den wütenden Jordain kaum wahrnahm. Matteo stürmte an ihm vorbei zum Ratssaal des Königs, marschierte schnurstracks hinein und kniete vor dem thronenden König nieder, senkte aber nicht seinen herausfordernden, wütenden Blick.

König Zalathorm hob die Hand, um die Wachen zurückzuhalten, dann erteilte er seinem Seneschall einen wortlosen Befehl. Der Mann begann daraufhin, die Bittsteller aus dem Raum zu führen. Der König und der Ratgeber sahen sich schweigend an, bis hinter dem letzten Mann die Türen geschlossen worden waren.

»Nun?« fragte König Zalathorm. Das Wort hallte unheimlich durch den leeren Saal.

Matteo atmete einmal durch, dann sagte er: »Vor kurzem habt Ihr mich gefragt, ob meine Loyalität Halruaa oder meiner Herrin gegenüber besteht. Ich hatte gehofft, dieses Di-

lemma würde sich mir niemals stellen. Ich bedauere zutiefst, Euch mitteilen zu müssen, daß eine der mechanischen Kreaturen Königin Beatrix' eine Handwerkerin getötet hat.«

»Unmöglich«, erwiderte der König kategorisch.

»Ich war da, ich habe es gesehen.«

König Zalathorm umklammerte die Armlehnen seines Throns so fest, daß die Knöchel seiner Hände weiß hervortraten. »Du würdest deinem König widersprechen?«

»Mein König war nicht dort, ich schon.«

Der Erkenntniszauberer nickte düster. »Nun gut. Erhebe dich berichte mir, was du gesehen hast.«

Matteo beschrieb den dornenbewehrten Krieger und die anderen gefährlichen Bestien, die Beatrix konstruiert hatte. Zalathorm hörte dem Jordain zu und sagte nichts, bis er geendet hatte. Dann erhob er sich abrupt von seinem Thron und machte sich auf den Weg zu Beatrix' Palast.

Schweigend gingen sie durch den langen Gang, der zur Werkstatt der Königin führte. Als Matteo eintrat, blieb er verwundert stehen.

Der Raum war fast leer.

Einige Metallkonstrukte waren noch dort, doch nur die absonderlicheren und harmlosesten Kreationen. Es gab kein Anzeichen des dornenbewehrten Kriegers oder der gewaltigen geflügelten Bestie, deren Sturz ihn zermalmt hatte. Die tote Frau und der verwundete Halbling waren ebenfalls verschwunden. Einige Kunsthandwerker sahen von ihrer Arbeit auf und verbeugten sich überrascht, als sie König Zalathorm entdeckten. Matteo erkannte keinen von ihnen wieder.

»Sie waren hier«, flüsterte Matteo. »Ich schwöre es. Bei

meinem Leben und meiner Ehre.«

König Zalathorm nahm ihn am Arm und zog ihn aus dem Saal. »Ich zweifle nicht an deinen Worten«, sagte er leise, »doch ich wollte dich mit deinen eigenen Augen sehen lassen, daß deine schlimmsten Ängste unbegründet waren. Was ich nun sage, darfst du niemandem weitererzählen.«

Matteo nickte.

»Es gibt einen Schutzschild rund um das Herz von Halruaa. Eine sehr alte und sehr mächtige Abwehrmaßnahme.«

Der Jordain runzelte die Stirn. »Ein Zauber?«

»Nicht im eigentlichen Sinne«, sagte König Zalathorm zögernd. »Es ist eine große, geheimnisvolle Macht. Ich kann es dir nicht besser erklären. Wenn das Herz Halruaas bedroht wird, sorgt diese Macht dafür, daß entweder die Bedrohung selbst oder die, die in Gefahr sind, an einen sicheren Ort gebracht werden.«

Matteo dachte an die Männer im Kühlhaus, die sich in Nebel aufgelöst hatten. »Was ist das Herz Halruaas?«

Zalathorm schwieg einen Moment. »Eine außer Kontrolle geratene Maschine aus dem Palast fortzuschaffen ist die Art von Manifestation, die ich zu erwarten gelernt habe. Du mußt dich nicht um die Sicherheit deiner Herrin sorgen.«

»Was ist mit der Sicherheit derer, von denen sie umgeben ist?«

König Zalathorm seufzte. »Ich muß zugeben, die mechanischen Spielzeuge der Königin sind zu zahlreich und zu gefährlich geworden. Ich werde dafür sorgen, daß ihre Bauwut eingedämmt wird, und ich werde Priester anweisen, den Verwundeten zu heilen und die getötete Frau ins Leben

zurückzuholen. Zufrieden?«

Matteo überlegte, ob er noch einmal auf das »Herz Halruaas« zu sprechen kommen sollte, beschloß aber, das ein anderes Mal zu tun. »Fast, Euer Majestät«, sagte er. »Da ich nun Eure Versicherung habe, daß die Königin nicht in Gefahr ist, bitte ich um Erlaubnis, Halarahh auf unbestimmte Zeit zu verlassen. Ich werde für meine Reise Pferde und Vorräte brauchen. Ich versuche seit einiger Zeit, von der Königin diese Erlaubnis einzuholen und sie zu bitten, den Jordain Iago in ihren Dienst zu stellen, der zur Zeit Procopio Septus dient. Er soll mich begleiten.«

»Ist das alles?« fragte König Zalathorm ironisch.

»Nicht ganz. Es gibt einen Jordain, der noch am Kolleg ist – Themo, einen Studenten der fünften Stufe. Die Königin braucht auch seine Dienste. Wir werden nach Norden reisen und uns mit ihm im Gasthaus für Reisende treffen, das an der Straße gelegen ist, die aus Orphamphal herausführt. Er muß noch heute aufbrechen, obwohl er seine Ausbildung noch nicht abgeschlossen hat.«

König Zalathorm betrachtete aufmerksam Matteos Gesicht, dann nickte er. »Ich kann deine Gedanken nicht lesen, Jordain, aber deine Augen und deine Stimme sprechen von großer Eile. Zu mir zu kommen war nicht einfach für dich, doch du hast den Dienst an Halruaa über alles andere gestellt. Deshalb wird alles geschehen, wie du es erbeten hast.«

Matteo verbeugte sich. »Vielen Dank, Majestät.«

»Danke nicht mir«, sagte König Zalathorm mit einem düsteren Lächeln. »Gibt es bei den Jordaini nicht ein Sprich-

wort, wonach Rechtschaffenheit nie ungestraft bleibt?«

»Ich habe dieses Sprichwort noch nie gehört, auch wenn die meisten Sprichwörter ihren Ursprung bei den Jordaini zu haben scheinen.«

»Mit anderen Worten: Gib den Jordaini die Schuld?«

»Vielleicht, Herr«, erwiderte Matteo mit sarkastischem Unterton, »ist das unsere eigentliche Funktion.«

Zu seiner Überraschung kicherte der König und schlug ihm auf den Rücken. »Mystra möge dafür sorgen, daß du schnell zurückkommst, Junge. Ich freue mich schon darauf, mich wieder mit dir zu unterhalten, wenn deine Aufgabe im Norden erledigt ist.«

Matteo verbeugte sich wieder und sah Zalathorm nach, wie der durch den Flur ging, der den Palast des Königs von dem der Königin trennte. Er wandte sich um und eilte zu den königlichen Stallungen, um zum Turm Basel Indoulurs zu reiten. Eine hübsche, dunkeläugige Schülerin begrüßte ihn am Tor und ging, um Tzigone zu holen.

Seine Freundin kam zum Tor und trug ihr himmelblaues Gewand, das sehr verschmutzt war. Ihr Gesicht war gleichermaßen geschwärzt, und ihre Haare standen zu Berge, so daß ihr Anblick an einen Igel erinnerte.

»Frag nicht«, empfahl sie Matteo.

»Ich verlasse die Stadt morgen früh. Ehe ich gehe, gibt es Dinge, die ich dir sagen muß.«

Tzigone nahm seinen Arm und führte ihn in den Garten. Sie zogen sich in eine mit Rosen bewachsene Laube zurück, einer Zuflucht mit einem winzigen Teich und einer Bank, auf der zahlreiche Seidenkissen in leuchtenden Farben lagen.

Sobald sie sich gesetzt hatten, griff Matteo in seine Tasche und holt das Medaillon hervor, das Exchelsor ihm anvertraut hatte.

Ehe er dessen Herkunft erklären konnte, riß Tzigone die Augen auf und sagte: »Das gehörte meiner Mutter.«

Ihre schmutzigen Finger legten sich um den Gegenstand. »Ich spüre keine Magie darin«, sagte sie abwesend. »Ich scheine mich daran zu erinnern, daß es magisch war. Jedesmal, wenn wir flohen, berührte meine Mutter es. Dann wurde ihr Gesicht ganz ruhig, als lausche sie auf etwas. Manchmal durfte ich es auch anfassen, aber ich spürte immer nur sie. Was glaubst du, warum?«

»Vielleicht stellen sich Kinder gut auf ihre Eltern ein«, überlegte Matteo. »Magische Gegenstände weisen manchmal etwas von der Aura ihrer Besitzer auf. Zweifellos hast du das gespürt.« Tzigone blickte zu Boden. »Ich halte den Talisman jetzt in Händen, aber ich fühle überhaupt nichts.«

Lange lastete die Stille auf beiden, dann warf Tzigone Matteo einen gepeinigten Blick zu. Er nickte, um die Frage zu beantworten, die sie nicht stellen konnte.

Tzigone kniff die Augen zusammen und wurde völlig ruhig, als suche sie tief in ihrem Inneren die Kraft, die sie jetzt nötig hatte.

»Woher hast du es?« fragte sie leise.

»Exchelsor gab es mir. Ich wollte es dir bei unserem letzten Treffen geben, aber da ergab sich keine Gelegenheit.«

»Und woher hat *Exchelsor* es?«

»Kiva brachte es ihm als Trophäe, um mit Keturahs Gefangennahme zu prahlen. Sie waren beide Lehrlinge, muß

du wissen, und Keturah war ihre Lehrerin. Sie waren Verbündete bei einem Zauber, der fehlschlug und der Keturah veranlaßte, Kiva aus ihrem Turm zu verbannen. Es ist klar, daß sich Kiva an deiner Mutter rächen wollte. Vielleicht haßte sie Dhamari, weil er nicht genauso behandelt wurde.«

»Wie war er?« fragte sie mürrisch.

»Ein ruhiger, bescheidener Mann. Er sprach mit großer Freude und tiefer Trauer von deiner Mutter.«

Tzigone wirkte unbeeindruckt.

»Du solltest ihn treffen«, sagte er.

Sie riß den Kopf hoch. »Das sagtest du schon. Dhamari bietet einem Magierbastard ein Heim, einen Namen, die Herkunft, einen Turm und ein Vermögen. Hast du dich schon mal gefragt, warum er das tut?«

»Du bist Keturachs Tochter. Vielleicht ist das ja Grund genug.«

»Das macht mir eben Sorge. Warum sollte meine Mutter vor Dhamari fliehen, wenn er ein so guter Mann gewesen sein soll?«

Matteo erzählte Tzigone von Keturachs Faszination für düstere Kreaturen. Er berichtete vom Schicksal der Grünmaga und von den Sternschlangen, die sich gegen ihre Natur zu einem Angriff zusammenschlossen. Tränen der Ungläubigkeit liefen unbeachtet über Tzigones schmutziges Gesicht, während sie zuhörte, und hinterließen feuchte Spuren im Ruß. Matteo erwartete, daß sie die Idee ablehnen würde, ihre Mutter könnte durch das Praktizieren gefährlicher Magie in Versuchung geführt worden sein.

»Es ist möglich«, sagte sie zu seiner Überraschung.

»Du wirst Dhamari aufsuchen?«

»Warum sollte dieser Magier oder sonst jemand sich um mich sorgen?«

Matteo zögerte und wünschte, er könnte ihr von Basels Schwur berichten, sich zu ihrem Vater zu erklären. Doch damit hätte er das Vertrauen des Magiers gebrochen und dem entgegengearbeitet, was Basel zu erreichen wünschte. Tzigone würde ein so kostbares Geschenk nie annehmen.

Er wischte ihr eine Träne weg. »Angesichts der Möglichkeiten, die du hast, würde ich sagen, du solltest zu Dhamari gehen und dir sein Angebot gründlich überlegen.«

»Ich werde darüber nachdenken.«

Sie unterhielten sich kurz über die mechanischen Kreaturen und Matteos Reiseziel. Als sie aufstanden, hob sie eine Hand, um eine kurze, elegante Abschiedsgeste zu beschreiben – die Geste eines Magiers, so üblich wie Regen im Sommer. Dann drehte sie sich um und verschwand so rasch wie die Diebin, die sie einst gewesen war.

Dieses kleine, vertraute Ritual brachte Matteo in die Wirklichkeit zurück. Erstmals verstand er, daß die Ausbildung, die Tzigone erfuhr, keine Laune war, sondern ein wahrer Weg. Sie war die Tochter von Magiern, sie hatte Magierblut.

Das, was *er* war – ein Jordain, der an Sprichwörter und Verbote gebunden war –, hinderte ihn daran, ihr dorthin zu folgen, wohin sie ging.

SIEBZEHNTE KAPITEL

Tsigone begab sich in aller Eile zu Basels Turm, ohne auf den jungen Mann zu achten, der ihr mit hellen Augen nachsah. Sie hatte viel zu erledigen, und die Zeit war knapp. Der Ältestenrat traf sich an diesem Abend, und Procopio Septus würde gewiß anwesend sein. Das war die beste Gelegenheit, um in seine Villa zurückzukehren. Der Erkenntniszauberer war wahrhaft mächtig, und auch wenn sie gegen Magie fast völlig unempfindlich war, gefiel ihr der Gedanke nicht, sich in seiner Gegenwart aufzuhalten.

Sie überlegte, ob sie Sinestra kontaktieren sollte, verwarf die Idee aber rasch. Sie wollte mit der Frau nichts mehr zu tun haben. »*Ich nehme an, es könnte möglich sein*«, murmelte Tzigone und wiederholte Sinestras Worte, mit denen sie die Frage beantwortet hatte, ob sie ihre Mutter sei. *Möglich sein!* Was in aller neun verdammten Höllen Namen sollte das nun wieder bedeuten?

Sinestra war nicht ihre Mutter. Ihre Mutter war tot. Das war fast einfacher zu verstehen als die Antwort dieser Frau.

Tzigone verbannte Sinestra aus ihren Gedanken. Sie zog Kleidung an, die die Farbe von Schatten hatte, dann kletterte sie über die Mauer, die an einen öffentlichen Park grenzte. Vor dort aus mußte sie nur noch auf einen Bilboabaum klettern und sich durch die Baumwipfel bis zum Heim Procopio Septus' bewegen. Sie entdeckte eine Sitzgelegenheit mit

einer wunderbaren Aussicht und ließ sich nieder, um sie zu genießen und abzuwarten.

Als die Nacht hereinbrach und Procopio sein Landhaus verließ, stieg sie durch die Küche ein und begab sich in sein privates Arbeitszimmer. Sie fand den Band mit dem Titel *Erlasse des Königs*, der aus dem Jahr vor ihrer Geburt stammen mußte.

Darin las sie die Wahrheit über Exchelsors Behauptung. Keturah wurde des Mordes an Whendura angeklagt, einer Grünmaga aus Halarahh. Der Mord sollte mit Hilfe von Magie bewerkstelligt worden sein. Sie war noch am selben Tag aus der Stadt geflohen, anstatt sich der magischen Befragung zu unterziehen, die ihren Namen hätte reinwaschen können, sofern sie unschuldig war. Nach den Gesetzen Halruaas wurde die Flucht mit einem Schuldeingeständnis gleichgesetzt.

Tzigone schloß mit zitternden Händen das Buch. Nach den Gesetzen Halruaas war ihre Mutter eine Mörderin. Dieses Wissen genügte schon, um Tzigones Verlangen zu schüren, die ganze Wahrheit in Erfahrung zu bringen. Nach den Gesetzen Halruaas hatte sie selbst ebenfalls keine völlig weiße Weste. Es gab da einen größeren Zusammenhang, und wenn sie sich nicht sehr irrte, dann war Kiva die Verbindung zwischen Tzigones Vergangenheit und Ereignissen, die noch nicht abgeschlossen waren.

Sie fand die jüngste Ausgabe der *Erlasse des Königs*, außerdem einen ausgesprochen dicken Band, der Meister Procopios aktuelle Aufzeichnungen aus dem Stadtrat enthielt. Im Schneidersitz setzte sie sich unter einen Tisch und begann zu lesen.

Es schien überall Probleme zu geben. Die Zunahme der Piraterie war absehbar, da für die Jahreszeit typisch. Die Seeräuber wollten soviel Beute wie möglich machen, ehe die Monsune einsetzten. Weniger verständlich war die Anzahl der Karawanen, die im Nath verschwanden, und war da noch ein völlig unbegreiflicher Angriff wilder Elfen auf den Spiegel der Herrin. Als Vorsichtsmaßnahme gegen weitere Übergriffe hatte es eine massive Verlagerung von Truppen an die Westgrenze gegeben. Weitere Wachen waren in den Norden entsandt worden, um die Elektrum-Minen und die in ihrer Nähe befindliche Münzstätte zu beschützen. Die Gebirgszüge, die den Wall nach Osten bildeten, waren allem Anschein nach sicher und ruhig. Aber es gab große Aktivität in Akhlaurs Sumpf.

»Na, das paßt ja«, murmelte sie. Nachdem sich herumgesprochen hatte, daß der Laraken besiegt war, hatte der Sumpf viel von seinem Schrecken verloren. Es war nur eine Frage der Zeit gewesen, bis Horden magiebegabter Idioten dorthin vordrangen, um irgendwelchen Gerüchten auf den Grund zu gehen, die von Akhlaurs verlorenem Schatz erzählten.

Tzigone schnaubte verächtlich. Als nächstes suchte sie den Raum nach einem Versteck ab, in dem Procopio Septus wichtige Dokumente aufbewahrte. In einem Holzstuhl stieß sie auf ein Geheimfach, aus dem sie einen ansehnlichen Stapel Pergamente hervorholte. Darunter fand sich auch eine Liste der früheren Herren Zephyrs.

Sie zog den Pergamentfetzen heraus, den sie in eine Tasche gesteckt hatte – die Notizen, die Sinestra an dem Tag

mitgenommen hatte, als sie die Kammer des Elfen-Jordain durchsucht hatten. Diese Information schien ihr wichtig, auch wenn sie sich über den Grund nicht sicher war.

Ihr Blick fiel auf den ersten Namen auf der Liste mit Zephyrs Herren.

Akhlaur Reiptael, Nekromant.

Tzigone stieß fast zischend den Atem aus. Zephyr hatte also dem berüchtigten Akhlaur gedient, dem Magier, über dessen Vermächtnis sie an allen Ecken und Enden stolperte!

Sie hätte darauf wetten können, daß der alte Elf mit dieser Tatsache nicht gerne geprahlt hätte. Aber sie hätte das Doppelte darauf verwettet, daß diese Aufzeichnung ausschließlich in Procopio Septus' Arbeitszimmer zu finden war. Es war die Art von Information, die ein mächtiger Erkenntniszauberer herausfinden mochte, aber nichts, worüber er in Tavernen Trinklieder hören wollte.

Zephyr, Kiva, Akhlaur, der Laraken, Keturah und nun sie – und Matteo und vielleicht sogar sein Freund Andris. Sie hingen alle irgendwie zusammen, aber Tzigone vermochte das Muster nicht zu sehen, in das sie alle verwoben waren.

Sie machte rasch eine Abschrift von Zephyrs Geschichte und eilte zum Palast, da sie hoffte, daß Matteo mehr damit anzufangen wußte. Unterwegs »borgte« sie sich passende Kleidung und Ausstattung, dann begab sie sich in den Palast.

Obwohl es schon spät am Abend war, war Matteo nicht in seinem Raum. Ohne bemerkt zu werden, entdeckte Tzigone ihn schließlich im Vorratsraum der Küche, wo er Verpflegung für seine Reise zusammenstellte. Er war nicht allein, da es in den Räumlichkeiten von Personal wimmelte.

»Bei den Göttern«, stieß Tzigone hervor. »Schlafen Palastdiener nie?«

Ein leises, rasch unterdrücktes Kichern lenkte ihre Aufmerksamkeit auf einen nahen Ziegenstall. Sie entdeckte eine Kanne mit Frischmilch gleich neben einer Leiter, die hinauf zum Speicher führte. Tzigone kletterte rasch hinaus und fand genau das vor, was sie erwartet hatte. Ein Pärchen im Heu, das von seiner Umgebung nichts wahrnahm, ein Stück daneben ein Durcheinander an Kleidungsstücken, derer man sich hastig entledigt hatte.

Tzigone zog rasch das Gewand einer Kammerdienerin aus und streifte das kurze blaue Kleid des Mädchens über. Sie kletterte nach unten, nahm die Milchkanne und lief Matteo in den Weg, wobei sie darauf achtete, daß etwas vom Inhalt der Kanne auf seinen Stiefeln landete.

Er nahm Tzigones Milchmädchenkostüm kommentarlos hin und schaffte es, nicht die Augen zu verdrehen, als sie sich im rollenden Akzent der nordländischen Hirten übertrieben bei ihm entschuldigte. Er folgte ihr, während sie weitersprach und sich Schritt für Schritt zurückzog. Er nahm während des Ablenkungsmanövers ohne Zögern die Liste an sich, die sie ihm gab, und steckte sie in seinen Gürtel.

Bei Mystra, dachte sie bewundernd. *Es gibt vielleicht doch noch Hoffnung für ihn!*

Sie gingen zu einem ruhigen Fleckchen zwischen Ziegenstall und Brauerei. Matteo zog die Notiz hervor, überflog sie und sah Tzigone finster an. »Woher hast du das?«

»Es gibt da eine neue Taverne am Südtor«, begann sie wieder mit verstellter Stimme. »Der Koch bäckt Pasteten,

die innen hohl sind, dann schneidet er die Kruste auf und legt einen Schatz oder ein kleines Geschenk hinein. Ich fand einen Smaragdring und tauschte ihn gegen diese Liste, die ein Freund hatte, mit dem ich unterwegs war.«

Matteo funkelte sie an. »Wenn du es mir nicht verraten willst, dann sag es einfach.«

»Ich will es dir nicht verraten«, gab sie prompt zurück. »Was sagst du zu der Liste?«

Er gab sie ihr zurück. »Zephyr stand weit über 200 Jahre im Dienste halruaanischer Magier. Er war einer der ersten Jordaini. Vielleicht hat Akhlaur mit der Gründung des Ordens zu tun.«

Tzigone sah ihn zweifelnd an. »Jordaini und Akhlaur? Die beiden scheinen nicht zusammenzupassen.«

»Das denke ich eigentlich auch, doch Akhlaur war ein mächtiger Nekromant. Solche Magier befassen sich nicht ausschließlich mit dem Tod, sondern sie verändern auch die Lebenden, damit sie ihren Zwecken dienen können. Wenn man es genau betrachtet, was ist dann ein Jordain anderes als ein Mann, der verändert wurde, um den Ansprüchen eines Magiers zu genügen?«

Tzigone dachte darüber nach. »Und wie paßt Kiva dazu?«

»Elfen leben lange. Kiva sieht vielleicht nicht älter aus als wir, aber es ist möglich, daß sie Zephyr und vielleicht sogar Akhlaur bereits vor zwei Jahrhunderten kannte.«

»Aber was hat das mit meiner Mutter und uns zu tun?«

Matteo seufzte. »Wir sind uns sehr ähnlich, Tzigone. Wir beide sind gegen Magie gefeit, wir wurden unter Zwang von unseren Familien getrennt. Vielleicht wurden wir beide

›erschaffen‹, um den Ansprüchen irgendeines Magiers gerecht zu werden, so wie man aus Eisen oder Lehm einen Golem erschafft.«

»Das klingt ja reizend!«

»Was ist dir lieber? Eine düstere Wahrheit oder eine fröhliche Lüge?«

»Brauchst du die Antwort sofort?«

»Ja, und du auch«, sagte er, ohne auf den Scherz in ihrer Frage zu reagieren. »Sprich mit Exchelsor.«

Sie schwieg eine Weile. »Weißt du was? Ich hasse es, wenn du recht hast.«

»In dem Fall«, sagte er ernst, aber mit einem verräterischen Funkeln in den dunklen Augen, »solltest du dich darauf einstellen, in meiner Gegenwart immer von diesen Haßgefühlen erfüllt zu sein.«

Matteos ironischer Tonfall erfüllte Tzigone mit einer unverständlichen Mischung aus Ärger und Freude. »Meinst du? Ich denke, damit kann ich leben.« Ehe er reagieren konnte, hatte sie ihm die Kanne voller Ziegenmilch über den Kopf gekippt. Während er noch spuckte und fluchte, war sie schon auf dem Weg aus der Küche.

Ja, dachte sie zufrieden. Es besteht eindeutig noch Hoffnung für Matteo.

*

*

*

Bevor er die Stadt verließ, suchte Matteo noch einmal Königin Beatrix auf. Er freute sich nicht darauf, der königlichen Verrückten gegenüberzutreten, doch er konnte nicht gehen,

ohne wenigstens den Versuch zu unternehmen, den Sinn ihrer düsteren Prognosen zu ergründen.

Die Königin hörte ihm ausdruckslos zu, als er von seinen Plänen berichtete, auf seiner Reise nach Wissen zu suchen, das für den Palast von Bedeutung war. Er wußte nicht, ob es sie interessierte oder ob sie ihn überhaupt verstand. Es wurde immer schwieriger, in die seltsame Welt ihres Verstands vorzudringen. Schließlich gab er jede Subtilität auf und sprach sie direkt darauf an, daß sie einen kommenden Krieg prophezeit hatte.

»Habe ich das?« fragte Beatrix.

»Ja.« Matteo zögerte, dann fügte er an: »Ich werde eine Weile weg sein. Der Nath ist ein wilder und gefährlicher Ort, und die Wege sind zu wenig bereist, um rasch voranzukommen.«

Der Nath. Matteo empfand es als grausam, den Ort ihrer großen Tragödie zu erwähnen, doch er mußte zumindest ein wenig einschätzen können, wie es um ihren Geisteszustand bestellt war. Vielleicht hatte sie von einer Schlacht in der Vergangenheit gesprochen, vielleicht von dem Angriff, der ihre Familie ausgelöscht hatte.

Matteo betrachtete ihr Gesicht, um zu sehen, ob die Erwähnung des Namens bei ihr eine Reaktion auslöste. Aber es war nicht einmal der Ansatz eines Wiedererkennens zu sehen. Beatrix' Distanziertheit war absolut und beängstigend.

Er räumte stumm seine Niederlage ein, sprach aber noch eine weitere Bitte aus. »Ehe ich gehe, muß ich mit dem Leiter des Jordaini-Kollegs Kontakt aufnehmen. Darf ich dazu das Gerät benutzen, mit dem Ihr mich rief, als ich zum

letzten Mal dort war?« Der Königin gab ihm mit einer beiläufigen Handbewegung die Erlaubnis. »Aber ich kann keine Magie wirken«, fügte er an. »Ich kann die Kugel nur nutzen, wenn mir ein Magier behilflich ist.«

»Ein Magier«, wiederholte Beatrix. Matteo hatte das Gefühl, in ihrer Stimme einen ironischen Unterton zu hören. »Berühre die Kugel, mehr braucht es nicht.«

Matteo trat in die kleine Ausspähungskammer und schloß die Tür. Kugeln hingen an kunstvoll geknoteten und geflochtenen Bändern oder lagen auf Säulen, während andere ohne erkennbaren Halt mitten in der Luft schwebten. Zaghast streckte er die Hand aus, um den sanften, schwebenden Mondstein zu berühren, der dem in Ferris Grails Arbeitszimmer entsprach. Die Kugel begann zu leuchten, und einige Augenblicke später klarte die matte Oberfläche auf und zeigte das Gesicht des Kollegleiters.

Dem Direktor des Kollegs fiel das Gesicht herunter, als ihm die Identität seines Gegenübers bewußt wurde. Matteo fragte sich, ob die überraschte Reaktion auf die Verletzung der Jordaini-Regeln oder darauf zurückzuführen war, daß Ferris Grail glaubte, Matteo sei den Schlägern im Kühlhaus zum Opfer gefallen.

Matteo beschloß, die Frage zu klären. »Ihr habt nicht erwartet, mich zu sehen, Meister Ferris, und das nicht nur wegen des Verbots, das der Orden auferlegt.«

Der Magier zog die Brauen zusammen, bis sie ein zorniges V bildeten. »Wenn du eine Frage hast, sprich. Ich habe keine Zeit für Spiele und Rätsel.«

»Zweifellos seid Ihr ein sehr beschäftigter Mann, zumal

sich zu Euren Pflichten am Kolleg auch noch die Sorgen eines Hauseigentümers gesellen«, erwiderte Matteo. »Stellt Euch meine Überraschung vor, als ich erfuhr, daß ein Kühlhaus in der Stadt des Königs auf Euren Namen läuft.«

»Na und?« verlangte Ferris zu wissen. »Ich bin Leiter des Kollegs, aber ich bin kein Jordain, sondern Magier. Kein Gesetz kann mir Eigentum verbieten.«

»Das ist Haarspalterei.«

»Es ist praktisches Denken«, konterte der Leiter. »Die meisten Magierfürsten Halruaas häufen Reichtümer an. Mein Gehalt am Kolleg genügt meinen gegenwärtigen Ansprüchen. Doch was ist mit der Zukunft? Ich kaufe solche Immobilien, wenn ich das Gefühl habe, der Wert werde steigen, damit ich genug zum Leben habe, wenn ich das Kolleg einmal verlassen werde. Nicht, daß ich dir mein Geschäftsgebaren erklären muß.«

»Es gibt aber eine Kleinigkeit, die der Erklärung bedarf«, sagte der Jordaini rasch. »Als meine Begleiterin und ich von den Dieben angegriffen wurden ... warum haben sie uns zu Eurem Kühlhaus gebracht, um uns dort aus dem Weg zu räumen?«

Die Überraschung im Gesicht des Magiers wirkte zu überzeugend, um gespielt zu sein. Vielleicht, räumte Matteo ein, wußte Ferris Grail tatsächlich nichts von dem Angriff. »Wollt Ihr mehr darüber hören?« fragte er in gemäßigerem Tonfall.

»Ich glaube, das wäre gut«, sagte der Leiter des Kollegs grimmig.

Matteo schilderte in knappen Worten, was sich zugetra-

gen hatte. »Ihr werdet mit Sicherheit über meine Beschwerde bei der Obrigkeit informiert werden.«

»Wenn mehrere Männer in diesem Kühlhaus ums Leben kommen, dann erwarte ich auch nichts anderes! Du weißt, daß du vor dem Runden Tisch erscheinen mußt, wenn es zu einer rechtlichen Untersuchung deiner Taten kommt. Zum dritten Mal in diesem Jahr, wenn ich mich nicht irre.«

»Es wird keine Untersuchung geben, da es keine Leichen gibt.« Matteo beschrieb, wie sich alle Angreifer – ob verwundet oder tot – in Nichts aufgelöst hatten.

Ferris Grails Gesicht wurde fast so bleich wie die Kugel aus Mondstein. »Die junge Frau, die mit dir dort war ... hat sie auch in Akhlaurs Sumpf an deiner Seite gekämpft?«

»Ja«, sagte Matteo knapp und erwartete eine mittlerweile vertraute Predigt.

Ferris warf ihm einen langen, nachdenklichen Blick zu. »Du verbringst viel Zeit mit diesem Weib. Mehr, als es sich für einen Jordain ziemt.«

»Es scheint unser Schicksal zu sein, daß sich unsere Wege oft kreuzen«, sagte er. »Ich finde, Ihr solltet Euch viel mehr Sorgen um Kiva machen. Was wißt Ihr über sie?«

»Das gleiche wie du und nicht mehr«, erwiderte der Direktor. »Ja, der Azuth-Tempel hat mit mir Kontakt aufgenommen und mir von ihrer Flucht berichtet. Ich war damit einverstanden, daß der Jordaini-Orden diese Nachricht vertraulich behandelt.

Dies sind schwere Zeiten. Gerade angesichts des Überfalls auf den Spiegel der Herrin ist es wichtig, daß die Azuthaner nicht übermäßig verwundbar scheinen.«

»Ich würde sagen, die Zeiten sind so schwierig, weil Kiva auf freiem Fuß ist, und die Verwundbarkeit der Azuthaner ist durchaus real.«

Ferris reagiere mit einem finsternen Blick. »Du mißt dieser Elfe eine viel zu große Bedeutung bei.«

»Darüber könnte man vielleicht ein andermal diskutieren. Ich werde Eure Frage über Tzigone beantworten. Laßt die Azuthaner sich um ihren guten Namen sorgen, die Jordaini sind durch einen Eid gebunden, dem Land zu dienen. Ich nehme die Hilfe und die Freundschaft derer an, die einen ähnlichen Eid geleistet haben.«

»Du sollst deinem Herrn dienen«, erinnerte Ferris ihn. »Du sollst dich nicht persönlichen Interessen widmen.«

»Ich habe die königliche Erlaubnis zu tun, was ich für richtig halte, und die Ressourcen zu benutzen, die ich benötige.«

»Ich weiß«, beklagte sich der Direktor. »Themo hat gestern das Kolleg verlassen. Er ist schneller geritten, als ein Floh von einem Feuermolch springt. Es ist nicht richtig, einen Jordain in Dienst zu nehmen, der seine Ausbildung nicht abgeschlossen hat.«

»Vielleicht sollte Themo seine Ausbildung nie beenden. Im Herzen ist er ein Krieger, kein Jordain. Ich wollte ihn jetzt freigegeben wissen, ehe er die Rituale und Prüfungen der letzten Stufe über sich ergehen lassen muß.« Matteo machte eine bedeutungsvolle Pause, dann fügte er an: »Wie es bei einigen anderen der Fall gewesen ist.«

Ferris kniff die Augen leicht zusammen. »Wieso kommst du auf die Idee, die Erfahrung eines Jordain sollte sich von

der eines anderen unterscheiden? Jordaini sind verpflichtet, über die Art dieser Rituale zu schweigen.«

»Aber erst *anschließend*, und bei Mystra, welcher Mann möchte damit schon prahlen!« sagte er hitzig. »Eines *weiß* ich: Diese Praxis ist verkehrt!«

Ferris' Gesicht verfinsterte sich. »Willst du den gesamten Orden in Frage stellen? Die Regeln mögen hart erscheinen, aber es gibt sie aus gutem Grund.«

»Wenn ich alle Gründe kenne, werde ich mir ein Urteil bilden.«

»Es ist dir nicht bestimmt, alles zu wissen, junger Jordain. Du wurdest als Ratgeber ausgebildet, nicht als Richter!« herrschte Ferris Grail ihn an.

»Indem ich die Wahrheit suche, tue ich nicht mehr als das, wofür ich ausgebildet wurde ... wofür ich *gezüchtet* wurde«, berichtigte er sich bitter.

Es folgte ein langes Schweigen. Matteo sah die Schuldgefühle und die Angst, die sich auf dem Gesicht des Magiers abzeichneten. Ihm wurde klar, daß Jinkor möglicherweise nicht der einzige gewesen war, von dem Kiva Informationen erhalten hatte. Über die Jahre hatte jemand die Jordaini-Studenten verraten, die Kivas Zwecken am besten dienten. Wer konnte diesen Verrat besser begehen als der Leiter des Kollegs? Oder Ferris, der ein Erkenntniszauberer war, kannte den Schuldigen, mußte aber schweigen, um das Kolleg vor einem Skandal zu beschützen. Das würde seine Bereitschaft erklären, sich nicht um Kivas Verschwinden zu kümmern.

»Du kannst Themo haben«, sagte Ferris schließlich. »Er wird von seinen Jordaini-Eiden entbunden. Dafür will ich

dein Wort, daß du dich nicht mehr mit diesen verborgenen Dingen befaßt.«

»Das kann ich nicht versprechen«, erwiderte Matteo ohne ausschweifende Formulierungen.

Ferris' Gesicht verfinsterte sich. Einen Moment lang dachte Matteo, er würde sein Versprechen zurückziehen und Themo nicht gehen lassen, doch dann gab der Magier seine starre Haltung auf und fuhr sich mit der Hand durchs Gesicht.

»Wie du willst. Mystras Segen mit dir. Ich bitte dich nur, daß du nach deiner Rückkehr ins Kolleg kommst. Es gibt Dinge, die du wissen solltest, ehe du weiter auf diesem Weg nachforschst.«

»Wie zum Beispiel die Tatsache, daß der Nekromant Akhlaur bei der Entstehung des Ordens eine Rolle gespielt hat?«

Es war ein Schuß ins Blaue, aber Grail wurde so blaß, daß Matteo erkannte, daß er ins Schwarze getroffen hatte. »Komm ins Kolleg«, sagte er noch einmal. »Ich werde alles tun, was in meiner Macht steht, um dir zu helfen. Möge Mystra uns beiden gnädig sein.«

ACHTZEHNTES KAPITEL

Tzigone betrachtete den Turm aus grünem Marmor und versuchte, sich vorzustellen, wie ihre Mutter dort gelebt und die Dinge getan hatte, die Exchelsor und das halruaanische Recht von ihr behaupteten. Sie schüttelte sich, um diese Gedanken loszuwerden, dann schritt sie zum Tor. Der Diener fragte nach ihrem Namen und dem Grund für ihre Bitte um eine Audienz. Als er zurückkam, wurde er von einem schwächlichen Mann mit schütterem Haupthaar begleitet.

Dieser unauffällige Mann wirkte nicht wie der Herr über einen Turm, doch er hielt seine Hände so, wie es ein Magier, der einen anderen begrüßte, traditionell tat.

Das war also Dhamari Exchelsor, jenes Monster, das sie ihr Leben lang nur als den »Mann ihrer Mutter« gekannt hatte. Ehe sie ein Wort sagen konnte, erstarrte der Magier in seiner Bewegung und blickte sie nur an. Rasch erlangte er die Fassung wieder und nickte auf die Weise, die einem Magier von geringerer Erfahrung, aber höherem Rang als Gruß galt.

Tzigone wußte nicht, was sie mehr beeindruckte: daß Exchelsor sie offenbar als Keturahs Tochter ansah oder daß er nicht sofort auf diesen Punkt zu sprechen kam. Eine überschwengliche Begrüßung, jegliche Form eines Anspruchs auf sie – und sie hätte längst einen Spurt in sichere Entfernung gestartet. Tzigone hatte von Keturah gelernt, auf der Hut zu

sein. Vielleicht verstand dieser Mann Keturah gut genug, um dieser Begegnung einen echten Wert beizumessen.

Sie holte Keturahs Talisman aus der Tasche und hielt ihn hoch.

Dhamari betrachtete lange Zeit schweigend das Medailon. Als er sich wieder Tzigone zuwandte, war sein Blick sanft.

»Komm in den Garten, mein Kind. Ich bin sicher, du hast viele Fragen.«

Sie folgte ihm über duftende Pfade und hörte zu, wie er über die Verwendungsmöglichkeiten der einen oder anderen Pflanze sprach. Er schien sich in der Kräuterkunde bestens auszukennen, war aber entgegenkommend genug, ihr Zeit zu geben, damit sie sich an seine Gegenwart gewöhnen konnte. Tzigone war beeindruckt, aber zurückhaltend.

»Ich bin bereit zu reden«, erklärte sie plötzlich.

»Dann werden wir reden.« Er wies auf eine Bank in einem kleinen Alkoven und setzte sich dann zu ihr. »Frag, was du fragen willst.«

»Keturah verließ die Stadt am gleichen Tag, an dem eine Grünmaga von Sternschlangen gefressen wurde.«

Exchelsor nickte traurig. »Ja.«

»Glaubst du, sie hat es getan? Die Sternschlangen gerufen?«

»Um ehrlich zu sein: Ich weiß es nicht.«

Tzigone kniff die Augen zusammen. »Hast du dich der Suche nach ihr angeschlossen?«

Exchelsor zögerte. »Du mußt wissen, daß ich mein Leben in deine Hände lege, wenn ich dir ehrlich antworte. Wenn

du böse Absichten gegen mich hegst, könntest du gegen mich benutzen, was ich dir sagen werde. Ja, ich habe Keturah gesucht«, fuhr er ohne Unterbrechung fort und gab sich so keine Chance, ihre Reaktion abzuwarten und so zu erfahren, ob seine Sicherheit auf dem Spiel stand oder nicht. »Ich habe Waldläufer ausgeschickt, um die Wildnis zu durchkämmen, Erkenntniszauberer haben Zauber gewirkt, und die Auguren haben aus dem Flug der Vögel gelesen. Hundert vertrauenswürdige Händler brachten Kunde in alle Teile des Landes, daß eine Belohnung ausgesetzt war, damit Keturah zu mir zurückkehrte. Aber ich handelte nur aus Liebe zu ihr. Hätte ich sie gefunden, dann hätte ich ausschließlich dafür gesorgt, daß sie sicher aus Halruaa herausgebracht und so gut gepflegt würde, wie es das Exchelsor-Vermögen möglich gemacht hätte.«

»Gepflegt?« wiederholte Tzigone. »Sie war krank?«

»Sie trug ein Jordain-Kind«, räumte er ohne Umschweife ein. »Zu diesem Zweck waren wir zusammengebracht worden, aber Keturah war ohnehin keine Frau, die irgend etwas dem Zufall überließ. Sie nahm Tränke, um sicherzustellen, daß ihr Kind der mächtigste aller Jordaini wurde.«

Tzigones Herz raste so, daß es schmerzte. Sollte sie eine fehlgeschlagene Jordainin sein? Warum nicht? Sie war Taschendiebin, Gauklerin, Behir-Hüterin und hatte ein halbes Hundert anderer kurioser Tätigkeiten ausgeübt. Trotz ihres noch jungen Lebens gab es kaum noch Neuland zu entdecken.

Alles ergab auf schreckliche Weise Sinn. Ihre Immunität gegen Magie, ihr schneller Verstand, ihre flinke Zunge. An-

ders als ein echter Jordain besaß sie aber die Gabe der Magie. Das Ergebnis war eine potentielle Magierin, die Magie wirken konnte und doch fast nicht auf Gegenzauber ansprach. Kein Wunder, daß man einen Magierbastard als gefährlich einstufte!

»Das wirkte sich auf ihre magischen Kräfte aus und raubte ihr das Gedächtnis«, fuhr Dhamari fort. »Ich flehte sie an aufzuhören, aber sie war fest entschlossen. Keturah war eine sehr starrköpfige Frau.«

Ja, auch das ergab Sinn. Tzigones letzte Erinnerung an ihre Mutter betraf ihre schwindende, unzuverlässige Magie. Die Tränke, die man der werdenden Mutter eines Jordain verabreichte, bewirkten das, und dennoch hätte Keturah weiterleben können, wenn Kiva nicht auf den Plan getreten wäre.

»Du kanntest Kiva«, sagte Tzigone. »Hast du sie beauftragt, Keturah zu finden?«

Dhamari Exchelsor schwieg eine Weile. »Ja. Ich muß es zu meiner ewigen Schande und meinem Bedauern eingestehen. Sie hatte Fähigkeiten, die ich für nützlich hielt. Kein Mensch kennt den Wald so wie eine Elfe.«

»Aber meine Mutter wurde in einer Stadt gefaßt!«

»Das ist richtig, aber dem war eine lange Suche vorausgegangen.« Weiter sagte Dhamari Exchelsor dazu nichts, da es nicht nötig war. Tzigones junges Leben war durch diese Suche geprägt gewesen. »Kiva hat mein Vertrauen mißbraucht und Keturah getötet. Sie sagte mir, sie habe auch Keturahs Kind getötet. Sie verhöhnte mich und gab mir das Medaillon als Beweis.«

»Hast du versucht, Rache zu üben?«

»Nein.« Dieses Eingeständnis schien Exchelsor zu beschämen. »Zu der Zeit war Kiva eine Inquisitorin für Azuth geworden – eine Bluthündin. Ich hätte vielleicht gegen jemanden von so hohem Rang siegen können, aber es ist wahrscheinlicher, daß ich gescheitert und entehrt worden wäre.«

Dhamari Exchelsor seufzte müde. »Ich weiß, daß ich nie einer der großen halruaanischen Magier sein werde. Keturah wäre es gewesen, hätte Kiva sie nicht getötet. Ich betrachtete schlicht meine Chancen im Angesicht des Scheiterns einer besseren Magierin. Die Gesetze Halruaas sind ein mächtiger Schutz, aber manchmal kommen sie auch einer dunklen Festung gleich. Hin und wieder verbirgt sich eine Tyrannin wie Kiva hinter ihnen und steigt zur Macht auf. Die Gesetze haben sie unterstützt und ihr geholfen, jedenfalls für eine Weile.«

»Diese Zeit ist abgelaufen«, sagte Tzigone.

»Das haben wir zu einem großen Teil dir zu verdanken. Keturah wäre stolz auf dich.« Dhamari Exchelsor lächelte sie traurig an.

Tzigone erhob sich. »Ich sollte jetzt gehen.«

Exchelsor betrachtete sie besorgt. »Bist du in Meister Basels Turm glücklich? Er ist ein guter Mann, versteh mich richtig. Aber ich frage mich, ob der Weg eines Beschwörers deinen Talenten am besten entspricht. Deine Mutter war eine Meisterin ihres Fachs. Vielleicht willst du noch andere Zweige unserer Kunst kennenlernen, bevor du dich für einen entscheidest.«

»Gute Idee«, sagte Tzigone, ohne sich festzulegen, da sie wußte, was als nächstes kommen würde. Mehr als ein Magier hatte versucht, sie aus Basel Indoulurs Turm wegzulocken.

Er zuckte bescheiden die Achseln. »Ich bin ein Allgemeinmagier mit bescheidenen Talenten, aber ich habe von Keturah viele Zauber gelernt. Wenn du willst, würde ich sie dir gerne beibringen. Nicht als Meister – ich besitze nicht Meisters Talent als Lehrer –, sondern als ein Geschenk, im Gedenken an deine Mutter.«

»Ich werde mit Basel sprechen.«

Ihre Zustimmung überraschte sie beide. Dhamari blinzelte, dann drehte er den Kopf weg, um möglichst unbemerkt eine Träne wegzuwischen.

Ihr ganzes Leben lang hatte Tzigone Keturachs Tod als ihren persönlichen Schmerz gesehen. Nie wäre es ihr in den Sinn gekommen, daß der Mann ihrer Mutter die gleiche Last auf seinen Schultern trug.

»Ist morgen gut?« fragte sie plötzlich.

Dhamari Excelsors Augen leuchteten auf. »Wenn es deinem Herrn genehm ist.«

Etwas an seinem Tonfall ließ Tzigone aufhorchen. »Warum sollte es nicht? Hat Basel Indoulur Grund, dem zu widersprechen?«

»Nicht wirklich«, sagte er langsam. »Basel Indoulur und Keturah waren seit ihrer Kindheit Freunde. Ich glaube, er hielt sich sogar für etwas mehr als nur ihren Freund. Von heute aus gesehen ist das allerdings nur schwer vorstellbar.«

»Das sehe ich nicht so.« Tzigone konnte sich sogar gut vorstellen, wie ein junger Basel Indoulur der Gefährte und

Mitverschwörer Keturahs war. »Warum ist daraus nichts geworden?«

»Magier entscheiden nicht selbst, wen sie heiraten. Meister Basel stammt aus einer langen Linie von Beschwörern, und es wurde angenommen, daß er die Familientradition mit einer Frau fortführen würde, die dieselbe Kunst betreibt. Ich habe ein Gerücht gehört, er habe dem Rat seine Wunschpartnerin genannt, und sie wurde ihm verwehrt. Wenn er einen Groll gegen mich hegt, kann ich es ihm nicht verdenken.«

Dhamari Exchelsor machte eine kurze Pause. »Magier haben mit ihrer Ehe selten soviel Glück wie ich. Ich habe deine Mutter geliebt, Tzigone, und ich habe viele Jahre gebraucht, um den Gedanken zu akzeptieren, daß sie tot ist. Aber du lebst. Das erfüllt mich mit mehr Freude, als ich mir hätte vorstellen können.«

Er bat sie um nichts, und er bot ihr nichts anderes als die Zauberei ihrer Mutter. Das gefiel Tzigone.

»Die meisten von Keturahs Zaubern dienten dem Zweck, Kreaturen herbeizurufen«, sprach Dhamari weiter. »Wir sollten sie besser außerhalb der Stadtmauern üben, wo wir nicht Gefahr laufen, Wach-Behire und Vertraute von Magiern zu rufen. Es ist schon eine Weile her, daß ich diesen Turm verlassen habe. Eine kurze Reise würde schon reichen, aber ich bin nicht sicher, wie man sie arrangiert.«

Darin kannte sich Tzigone aus. »Ich komme morgen wieder. Nimm dir ein gutes Paar Stiefel und laß dir von Filorgi ein paar Wachleute für die Reise kommen. Den Rest kannst du mir überlassen.«

»Du kannst schon morgen früh für eine Reise bereit sein?« fragte er verwundert.

»Natürlich«, grinsten Tzigone zurück. »Normalerweise muß ich viel schneller reisefertig sein.«

Der Magier verstand die Anspielung und reagierte mit einem ironischen Lächeln. »Mir scheint, ich bin zum Teil mitverantwortlich für deinen Erfindungsreichtum. Möge Mystra dafür sorgen, daß unsere Verbindung von nun an ein ungetrübtes Vergnügen ist.«

»Das wird nie geschehen«, sagte sie und stand auf, um zu gehen. Als Dhamari sie fragend betrachtete, fügte sie an: »Ich bin im Lauf der Jahre so viele Dinge genannt worden, daß ich ehrlich mit dir sein kann: Ein ›getrübtes Vergnügen‹ ist ungefähr das beste, was dabei herauskommen kann.«

Dhamari Exchelsors Lächeln zeugte von großer Zufriedenheit.

»Dann bist du wahrlich die Tochter deiner Mutter.«

*

*

*

Ein goldener Streifen Sonnenlicht spähte verhalten über das Laubdach des Waldes und verkündete, daß der Morgen bereits zur Hälfte verstrichen war. In einer Berghütte ein Stück oberhalb der Baumgrenze standen Matteo und Iago in der offenen Tür und betrachteten die Straße, die von Orphamphal in die Wildnis führte, die als der Nath bekannt war.

»Themo sollte längst hier sein«, murmelte Matteo. »Vielleicht sollten wir ihn suchen.«

»Wir warten besser hier auf ihn«, erwiderte der kleinere Jordain. »Wenn er sich verspätet hat, werden wir einander ganz sicher verpassen, wenn wir den vereinbarten Treffpunkt verlassen.«

Matteo nickte zustimmend. »Ich sehe mich um. Du bleibst hier und wartest auf Themo.«

Er pfiß sein Pferd zu sich – einen schwarzen Hengst, den er Cyric Drei genannt hatte – und stieg auf, bevor Iago protestieren konnte. Er drückte die Fersen in die Flanken des Pferdes und ritt auf einen Pfad zu, der steil durch Piniengestrüpp und Geröll hüelaufwärts führte.

Früh am Tag hatte er bereits die Hufe seines Pferdes umwickelt, um sie zum einen vor den messerklingenscharfen dunklen Felssplittern zu schützen, die auf dem Untergrund verstreut lagen, zum anderen aber auch, um den Lärm zu dämpfen, den sie beim Reiten verursachten. Diese Vorsichtsmaßnahme machte sich bestens bezahlt, denn er ritt so leise, daß er die Geräusche eines Kampfes kleineren Ausmaßes wahrnehmen konnte, der eine gute Meile vor ihm stattfand.

Matteo ritt so nahe heran, wie er es vertreten konnte. Dann stieg er von seinem Pferd ab, zog seine Waffen und ging den Rest des Weges bis zu einer kleinen Lichtung zu Fuß weiter.

Zwei seltsam aussehende Kämpfer waren in ein heftiges Gefecht verwickelt. Eine grauhäutige Frau, die weniger nach einer Frau als nach einem tödlichen Schatten aussah, fletschte die Zähne, während sie mit Schwert und Morgenstern auf einen Krieger einschlug, der noch fremdartiger

aussah als sie. Das Sonnenlicht spiegelte sich in den kristallinen Dolchen des Mannes. Schweiß – oder vielleicht auch durchscheinendes Blut – lief über sein geisterhaftes Gesicht.

»Andris«, flüsterte Matteo.

Der Augenblick der Überraschung war schnell vorüber. Andris gehörte zu den besten Kämpfern, die er kannte, doch die Schattenamazonen waren für ihre Hinterhältigkeit berüchtigt. Trotz der spitzen Ohren und der hohen, deutlich hervortretenden Wangenknochen hatten die Crinti nichts von der Zartheit der Elfen. Matteo hatte Barbarenkrieger gesehen, die weniger Waffen mit sich führten und weniger beeindruckende Muskelpakete vorweisen konnten.

Mit einem lauten Schrei sprang Matteo auf und stürmte zu seinem Freund, um ihm zu helfen. Der graue Schatten wirbelte herum, um sich ihm zu stellen. Zwillingschwert-scheiden schwangen an ihrer Hüfte, als die Frau sich umdrehte. Mit drei raschen Schritten war sie bei ihm, ihre eisblauen Augen versprachen den Tod. Ihr Schwert fuhr nach unten und beschrieb eine schnelle, tödliche Kreisbahn, die auf Matteos Hals abzielte, während sie mit dem Morgenstern weit ausholte, um ihn in hohem Bogen von der anderen Seite anzugreifen. Gemeinsam bildeten die Waffen der Crinti eine tödliche Kombination, die ein Ausweichen oder einen Rückzug praktisch unmöglich machte.

Rückzug wäre Matteo ohnehin als letztes in den Sinn gekommen. Er machte einen Satz nach vorn und hieb seine Dolche in die Krümmung ihres Schwerts. Der gewaltige Aufprall schoß durch seine Arme und setzte sich bis in sein Rückgrat fort, doch er gestattete es dem Schmerz nicht,

seinen Gegenangriff zu verlangsamen. Mit aller Kraft drängte er nach oben, blockierte zuerst die Bewegung ihrer Klinge und zwang dann die Waffen nach oben. Gleichzeitig tauchte er darunter hindurch und drehte sich so, daß er seine Gegnerin zwang, sich mit ihm zu drehen, bis sie Rücken an Rücken standen. Da er weiter ausholen konnte, drückte er das Schwert so weit nach oben, daß die Frau es loslassen mußte. Damit brachte er sich aber auch in die Bahn des wirbelnden Morgensterns.

Das Schwert der Crinti fiel laut scheppernd auf den felsigen Untergrund. Matteo biß die Zähne zusammen, als die Kette des Morgensterns sich um seine Schenkel wickelte. Die tatsächliche Bedrohung aber – der mit Dornen besetzte Metallkopf der Waffe – bohrte sich mit einem unangenehm schmatzenden Geräusch in das Bein seiner Gegnerin.

Matteo zog seine Schwerthand schnell nach unten und schlug nach der Faust, die den Flegel hielt. Die Crinti knurrte und ließ auch diese Waffe los. Matteo schleuderte die Kette von sich und wich nach vorn aus, um dann nach hinten auszutreten.

Sein Fuß traf die Crinti knapp oberhalb der Kniekehlen. Sie ging auf Händen und Knien zu Boden, erholte sich aber schnell und sprang wieder auf. Sie ignorierte das Blut, das aus den tiefen Fleischwunden im Bein strömte, die der Flegel geschlagen hatte.

Der Jordain griff sich ihr Schwert, behielt aber seinen vertrauten Dolch als zusätzliche Waffe in der Hand. Er hatte bereits bewiesen, welchen Wert eine höhere Reichweite besaß, und keine seiner eigenen Waffen konnte es mit dem

zweiten Schwert aufnehmen, das die Schattenamazone links an der Hüfte trug.

Die Crinti zog dieses Schwert, das ein Zwilling der Waffe war, die Matteo festhielt, und ließ es kreisen. Auch wenn ihre Geste etwas von einem Ritual hatte, wußte Matteo, daß er diese Bewegungen besser nicht nachvollzog. Das Schwert war schwer und hatte einen ungewöhnlichen Schwerpunkt: Sie kannte die Waffe, er nicht.

Matteo wich nach hinten zurück und probierte mehrere kurze Schläge aus, um ein Gefühl für diese Waffe zu entwickeln, deren Schwerpunkt mehr zur Spitze hin gelegen war, als er es gewohnt war. Das bedeutete, daß ein Hieb mehr Kraft hatte und die Waffe von großer Stärke und tödlichen Absichten sprach. Es gefiel ihm nicht, gegen die Crinti-Kriegerin mit solch einer unvertrauten Waffe zu kämpfen.

Die Elfenblütige setzte sich explosionsartig in Bewegung. Zu Matteos Verwunderung warf sie das Schwert in die Luft, wo es sich einige Male um sich selbst drehte und dann mit der Spitze nach unten dem Boden entgegenstürzte. Sie fing das Schwert im Flug auf, ihre Finger legten sich einfach um die Klinge. Blut trat zwischen ihren Fingern hervor, die die Waffe so fest umklammerten, daß die Knöchel weiß hervortraten. Sie sah Matteo in die Augen, lächelte abfällig und spie aus.

Dann richtete sie die Spitze des Schwerts auf ihr Herz und trieb sich die Klinge mit beiden Händen in die Brust.

Mit letzter Kraft warf sie sich nach hinten, als wolle sie um jeden Preis vermeiden, ihm zu Füßen zu fallen. Sie schlug hart auf, die Arme fielen zur Seite weg, ihre blutigen Hän-

den ballten sich noch einmal krampfartig zu Fäusten und erschlafften dann.

Matteo starrte schockiert auf die tote Kriegerin nieder.

»Es ist ihr Brauch«, sagte Andris leise. »Eine Crinti, die sich entehrt fühlt, wählt den Tod, anstatt Schande über sich zu bringen. Ein brutales Volk, aber stolz.«

Matteo drehte sich langsam zu seinem Freund um. »Woher weißt du das?«

Andris machte eine ausholende Geste, die die gesamte Wildnis einschließen sollte. »Das ist der Nath. Wenn du überleben willst, mußt du dich mit seinen Gefahren vertraut machen.«

»Das heißt aber nicht, daß du ihnen anschließen mußt!« gab Matteo aufgebracht zurück. »Bei den Göttern, Andris, was tust du hier?«

Der geisterhafte Jordain ging auf Distanz. »Das, was ich für richtig halte. Geh du deinen Weg, aber laß mich meinen Weg gehen.«

»Du weißt, daß ich das nicht kann. Kiva muß gefunden und aufgehalten werden. Die Crinti-Räuber sind meine einzige Verbindung zu ihr.«

Noch als er sprach, erkannte er, daß seine Worte falsch waren. Der erschütterte Ausdruck auf Andris' durchscheinendem Gesicht zwang Matteo, sich die volle, schmerzhafteste Wahrheit einzugestehen.

»Du kämpfst wieder mit Kiva«, stieß er fassungslos hervor. »Und auch noch mit den verfluchten Crinti! Andris, was könnte es geben, das ein solches Handeln rechtfertigen kann?«

»Halruaa«, erwiderte Andris knapp. »Mein Schwur als Jordain. Das Unrecht, das meinen Elfenvorfahren angetan wurde.«

»Kiva ist eine Verräterin an Halruaa. Wie kann man einem Land dienen, wenn man jener folgt, die es verraten hat?«

»Urteile nicht über mich, Matteo«, warnte Andris. »Und um unser beider Willen: Halte mich nicht auf.«

Einen Moment lang stand Matteo da, hin- und hergerissen zwischen seinen eigenen widerstreitenden Loyalitäten und dem Flehen in Andris' Augen. Er warf das Schwert fort. Andris lächelte erleichtert und traurig zugleich, doch sein Lächeln erstarb sofort wieder, als Matteo seine Jordaini-Dolche zog.

»Komm mit mir zurück, Andris«, sagte er ruhig.

Statt einer Antwort zog der geisterhafte Jordain selbst einen Dolch und ging in Abwehrstellung.

Matteo unternahm einen letzten Versuch. »Ich möchte nicht mit dir kämpfen, mein Freund.«

»Wen wundert's? Normalerweise verlierst du gegen mich.«

Andris' Hand zuckte vor, der Dolch verhielt jedoch ein gutes Stück vor Matteos blitzschneller Parade. Doch die Jordaini-Klinge war nicht Andris' wirkliche Waffe. Mit der freien Hand warf er Matteo eine Ladung funkelnden Pulvers ins Gesicht.

Das Pulver ließ unvorstellbare Schmerzen in Matteos Kopf explodieren, verbrannte ihn, machte ihn blind. Er ließ seine Dolche fallen und taumelte nach hinten, während er

seine Hände auf die weißglühende Agonie seiner Augen preßte.

Seltsam distanziert nahm Matteo den kurzen Schlag unterhalb seiner Rippen wahr. Der Schmerz war ein Flüstern im Vergleich zu dem Inferno, das über seine Augen hereingebrochen war, dennoch reagierte sein Körper, indem er zusammenklappte. Zwei harte, präzise platzierte Schläge ins Genick brachten ihn dann endgültig zu Fall.

Wie aus weiter Ferne hörte Matteo Andris reden. In seiner Stimme lag etwas wie Bedauern. »Die Wirkung des Pulvers läßt bald nach. Versuch bis dahin, nicht zu heftig zu reiben. Aber folge mir nicht, Matteo. Beim nächsten Mal werde ich vielleicht nicht in der Lage sein, dich gehen zu lassen.«

*

*

*

Von einem Felsvorsprung hoch oberhalb der Lichtung beobachtete Kiva den Kampf zwischen Andris und Matteo. Sie mußte unwillkürlich lächeln, als der lästige Jordain zu Boden ging. Wie vermutet, war Andris vollends auf ihrer Seite. So wie die Crinti legte auch er einen so großen Wert auf seine Elfenherkunft, daß alles andere an Bedeutung verlor. Das wurde spätestens dadurch klar, daß Andris sich gegen seinen besten Freund und Jordain gewandt hatte.

Das bedeutete Kiva mehr, als sie sich eingestehen wollte. Sie hatte Andris ausgewählt, lange bevor sie von dessen Herkunft wußte. Sie hatte ihn aus dem einfachen Grund gewählt, daß er nicht Matteo war. Über Matteos Herkunft

war sie seit langem informiert gewesen. Die Tatsache, daß Andris und Matteo Freunde waren, störte sie genauso wie die unbegreifliche Freundschaft zwischen Matteo und Tzigone. Kivas nächtliche Traumruhe war mehr als einmal von der Furcht heimgesucht worden, daß diese drei Menschen durch ein Schicksal miteinander verbunden waren, das keiner von ihnen völlig verstand.

Die Elfenfrau begab sich zurück ins Lager der Crinti und suchte nach Shanair. Sie beschrieb ihr Matteos Aussehen und wies sie an, sich eine Gruppe von Kriegerinnen zu nehmen und ihn sowie jeden seiner Begleiter in die heimgesuchten Berge zu locken. Sie betonte, daß die Männer auf jeden Fall am Leben gehalten werden sollten, bis Shanair eine anderslautende Anweisung erhielt.

Nachdem die Crinti-Kriegerin widerwillig dieser Einschränkung zugestimmt hatte, nahm Kiva ihre Kugel des Sehens und machte sich auf die Suche nach einem ruhigen Fleckchen, wo sie sich ungestört mit einem gewissen Magier unterhalten konnte. Sie hatte mit ihm seit Jahren keinen Kontakt mehr gehabt, und es würde keine leichte Aufgabe werden, ihn im allumfassenden silbernen Gewebe der Magie ausfindig zu machen.

Kiva brauchte fast den ganzen Morgen, bis ihr Zauber erfolgreich war. Und selbst nachdem sie die Verbindung gefunden hatte, dauerte es eine Weile, bis der Magier reagierte. Dann endlich tauchte sein Gesicht in der Kugel auf. Kiva verzog angewidert das Gesicht. Die Jahre waren nicht gnädig mit dem Mann gewesen. Er war mager, sein Haar war schütter, und der verstohlene Gesichtsausdruck ließ ihn irritie-

rend wie ein haarloses Frettchen aussehen.

»Verdammt, Kiva! Nach all den Jahren mußt du dir ausgerechnet diesen Moment aussuchen?« zischte er.

»Schwierigkeiten, mein Lieber?« sagte sie spöttisch. »Ich hätte nicht gedacht, daß du in der Lage bist, irgend etwas so interessantes hervorzubringen.«

»Wo bist du gewesen? Was ist los?«

»Zweifellos hast du davon gehört, daß ich im Sumpf von Akhlaur gefangengenommen wurde.«

»Ja, und ich weiß auch, daß die Bruderschaft von Azuth dich exkommuniziert hat. Das hat dir sicher das Herz gebrochen.«

Kiva lachte gehässig. »Ja, aber mein Glaube an den sogenannten menschlichen Gott der Magie wird mich in dieser schwierigen Zeit aufrecht halten. Aber genug geschwätzt. Der Kampf rückt näher, und wir müssen all unsere Waffen entfesseln, sonst werden wir kläglich scheitern! Du wirst den Zauber wirken, den wir vorbereitet haben.«

Der Magier schüttelte den Kopf. »Du weißt, daß ich das nicht kann. Nach dem Zwischenfall mit dem Kobold hat Keturah von mir das Wort eines Magiers gefordert, niemals ein Geschöpf herbeizurufen, das ich nicht verstehe oder das ich nicht kontrollieren kann. Der Tod ereilt jeden Magier, der einen derartigen Schwur bricht.«

Die Elfe hob eine ihrer jadegrünen Augenbrauen. »Damit kann ich leben.«

»Ich kann aus offensichtlichen Gründen nicht damit nicht leben. Zum Glück bleibt es mir aber ohnehin erspart.«

Kivas goldene Augen leuchteten auf. »Du hast das Mäd-

chen?«

»Ich habe sie in der Hand«, sagte Dhamari Exchelsor mit überheblichem Grinsen. In wenigen Worten schilderte er die Ereignisse der letzten Tage und erläuterte seine neue Beziehung zu Tzigone. »Wir sind jetzt auf dem Weg nach Norden. Keturahs Bastard hat den Zauber, den wir benötigen, noch nicht gelernt. Aber sie wird ihn beherrschen, wenn wir im Nath ankommen.«

»Das hast du gut gemacht«, sagte Kiva. »Überraschenderweise! Diese kleine Tzigone ist ein heller Kopf und hat allen Grund, dir zu mißtrauen. Wie hast du sie überzeugen können?«

»Ich habe zur Abwechslung einmal versucht, so oft wie möglich die Wahrheit zu sagen. Die Vorwürfe gegen Keturah sind öffentlich bekannt, es war also keine Schwierigkeit für sie, eine Bestätigung zu bekommen. Aber es war schon geschickte Magie erforderlich, um sie und den Jordain Matteo von meinem ehrlichen Charakter und meinen guten Absichten zu überzeugen.«

»Jetzt weiß ich, daß du lügst«, sagte sie bissig. »Erstens bist du nicht besonders geschickt. Zweitens hast du keinerlei Charakter, und drittens hegst du nie gute Absichten. Darüber hinaus können weder Matteo noch Tzigone mit magischen Mitteln von irgend etwas überzeugt werden.«

»Ja, aber der Zauber lag nicht auf ihnen, sondern auf mir! Keturahs Talisman? Der, der seinen Besitzer vor mir und meinen Mitteln beschützt? Ich habe ihn nachbilden lassen. Ich gab Matteo die Kopie, damit er sie an Tzigone weiterreichte. Keturahs echten Anhänger trage ich zu meinem

eigenen Schutz bei mir.«

»Der beschützt dich nur vor dir selbst«, warf sie ein.

»Genau das«, bestätigte Dhamari nicht ohne Stolz. »Seit der Jordain und dieses Weib im Augenblick die größte Bedrohung für meinen Erfolg darstellen, beschützt der Talisman mich, indem er dafür sorgt, daß ich nichts tue, was meine wahren Gedanken und Absichten verraten könnte.« Das Lächeln des Magiers strotzte vor Zufriedenheit über sich selbst. »Wenn du deine Beleidigungen zurücknehmen möchtest, werde ich großzügig lauschen.«

»Bring einfach nur Tzigone zum Nath, und das so schnell wie möglich. Sorge dafür, daß sie auf dem Weg den Zauber erlernt!«

Kiva strich mit der Hand über die Kugel und wischte das Bild des grinsenden menschlichen Frettchens fort, dann steckte sie sie in ihre Tasche und begann, in die steile Schlucht hinabzuklettern, die zu einem kleinen, gut versteckten Tal führte.

Der Boden hier war kahl, abgesehen von einer Schicht silberfarbener Flechte, und nahezu ebenerdig, bis auf einen einzigen, konischen Hügel, der rund zwanzig Schritt von hier in den strahlend blauen Himmel ragte. Gesteinsbrocken lagen in Mustern verstreut, die auf eine vor langer Zeit hier stattgefundene Explosion hinzudeuten schienen. Im Nath gab es einige Orte wie diesen. Dieser hier war der am wenigsten beunruhigende und eignete sich daher am besten für Kivas Vorhaben.

Sie ging zu dem Hügel und drückte vorsichtig eine Hand auf die mit Moos bewachsene Seite. Sie fühlte ein schwaches

Vibrieren, ein nicht wirklich wahrnehmbares Summen, das seinen Ursprung in Magie, Macht und einem uralten und urtümlichen Bösen hatte. Allem zum Trotz, was sie ausgehalten hatte, und trotz dem, was nun aus ihr geworden war, zitterte Kiva vor Angst.

So zaghaft wie ein Straßenkind, das auf dem Friedhof pfeift, um sich Mut zu machen, begann sie eine unheimliche Melodie zu summen, ein Lied, das manchmal an den wilden Orten und den Pässen von Halruaa als schwaches Echo zu hören war. Es war ein Akt der Prahlerei wie der Verzweiflung, und als sie sang, spürte sie, wie sich die Härchen in ihrem Nacken aufstellten. Das Böse unter ihrer Hand ließ sie erschauern, als würde ein boshafter Geist sie streicheln.

Kiva sang immer noch und machte sich für die Aufgabe bereit, die ihr erst noch zufallen mochte. Es bestand immer noch die Chance, daß Keturahs Tochter die Aufgabe, für die sie geboren war, nicht erfüllen konnte.

Kiva sang, bis ihre Kehle trocken und rauh war, aber ihre Bemühungen bewirkten keine Veränderung in der summen- den Magie des Hügels. Sie verstummte und war sich nicht sicher, ob sie erleichtert oder enttäuscht sein sollte. So wie Keturah ihr einmal gesagt hatte, war es reine Dummheit, eine Kreatur herbeizurufen, die man weder verstand noch beherrschen konnte.

Niemand verstand das Volk der Finsteren Feen, jene Kreaturen, die die Gebirgspässe und die wilden Orte von Halruaa heimsuchten. Verborgene Tore führten in die Unterwelt des Finsteren Feenhofes – einem Ort des Bösen, einem Land, das nicht ganz in dieser Welt existierte. Nur

wenige, die sich dorthin begaben, kehrten jemals zurück. Selbst die Crinti fürchteten die Finsteren Feen und würden fliehen, sobald sie deren Lied hörten.

Genau deshalb benötigte Kiva diesen Zauber.

Die Crinti in ihren Plan dazuzuholen, war in etwa so, als würde man sich Ratten in ein Getreidelager holen, damit sie die unerwünschten Überschüsse auffraßen. Die abscheulichen grauen Geschöpfe – ganz gleich, ob mit zwei oder vier Beinen – würden kaum einfach wieder verschwinden, wenn sie ihren eigentlichen Zweck erfüllt hatten. Das Erscheinen Finsterer Feen würde Shanair und ihre muskulösen Schwestern in Panik nach Dambrath zurückeilen lassen.

Soweit Kiva wußte, hatte es noch nie jemand geschafft, die Finsteren Feen herbeizurufen, geschweige denn, sie zu beherrschen. Jahrzehnte des Studiums dunkelelfischer Magie hatten ihr einen gewissen Einblick in die Welt der Finsteren Feen verschafft. Die Legenden besagten, daß die Vorfahren der Drow aus den Südländern während ihrer Gefangenschaft bei den Finsteren Feen deren Art und Verhalten kennengelernt hatten – zu ihrem großem Bedauern und mit der Folge ihrer Verdammnis. Mochte es sein, wie es wollte. Jahrelange Arbeit hatte einen vielversprechenden Zauber hervorgebracht. Doch Recherche war eine Sache, Talent eine ganz andere. Weder Dhamari noch Kiva besaßen die Gabe, mit einem Zauber etwas herbeizurufen. Keturah hatte sie besessen, und das in einem Maße, wie es nur wenige Halruaaner jemals erreicht hatten. Leider würde das sture kleine Magierweib nichts im Dienste von Kivas Sache unternehmen. Doch Kiva als Elfe war in der Lage gewesen, einen langen

Weg rund um dieses Hindernis auszuarbeiten.

Sie drehte sich nach Osten, wo wilde, schneebedeckte Berge sich wie eine gezackte Wand zwischen Halruaa und den Ödländern dahinter erhoben. Sie konnte die Truppen nicht sehen, die sich auf jenen Ebenen sammelten, doch damit konnten es auch die Magier von Halruaa nicht.

Es war eine unerwartete Ergänzung für ihren Angriff, die sie geschickt einbezog. Fast zweihundert Jahre lang hatte Kiva an ihrem Plan gefeilt und ihn immer wieder verbessert. Es gab noch immer ein paar Unwägbarkeiten, doch sie hatte bereits bewiesen, daß sie in der Lage war, Rückschläge einzustecken.

Es war Zeit, daß Halruaa starb. Was jetzt noch fehlte, war nur der eine Magier, der die Zerstörung vervollständigen konnte.

Es war Zeit, daß Akhlaur zurückkehrte.

NEUNZEHNTES KAPITEL

Tzigone wärmte sich die Hände am Lagerfeuer und rieb sie heftig aneinander, um die morgendliche Kälte zu vertreiben. Sie hatte nicht erwartet, daß Exchelsors »kleine Reise« eine Expedition in die Wildnis würde.

Sie war ihr Leben lang eine Vagabundin gewesen, und es gab nur wenige Regionen in Halruaa, die sie noch nie gesehen hatte. Anders als die meisten Halruaaner hatte sie sogar einige Länder bereist, die jenseits der Gebirgswälle lagen. Den Nath hatte sie aber immer gemieden, wie es auch jede andere vernünftige Person machte.

Merkwürdigerweise folgte Dhamari Exchelsor einem direkten Weg hinein in die nördlichen Gebirge. Obwohl er behauptet hatte, nicht über Reiseerfahrung zu verfügen, hatte er Tzigones Vorbereitungen mit sorgfältig ausgewählten Vorräten ergänzt und zudem einen ungewöhnlichen großen bewaffneten Begleittrupp angeheuert.

Sie sagte sich, es läge am Geld. Wenn man genug davon hatte, brauchte man kein Fachwissen. Dhamari Exchelsor hatte offenbar Geld zuhauf. Er war Magier der ersten Generation, der Stolz zweier wohlhabender Kaufmannsfamilien. Das Erbe seiner Mutter war ein Vermögen an Elektrum-Minen, und die Eltern seines Vaters besaßen Land, das ideal war für den Anbau mehrfarbiger Trauben, die man für die verspielten halruaanischen Weine benötigte.

Dhamari Exchelsor hatte ihr auf dem Weg nach Norden viele Geschichten über seine Familie erzählt. Sie würde solche Dinge wissen müssen, wenn sie sich entschloß, den Namen Exchelsor anzunehmen. Tzigone hörte zu, zog aber die Zeiten vor, in denen sie sich mit Keturahs Zaubern befaßten.

Jedenfalls zu Beginn.

Mit jeder Stunde, die verstrich, wuchs ihr Unmut. Wenn sie ritten, brachte Dhamari ihr einen Zauber nach dem anderen bei. Sie riefen Wildkatzen, Eber und sogar eine kleine Gruppe von Goblins herbei. Das Problem war, daß sie sich mit jedem der Geschöpfe befassen mußte, das aus dem Nichts auftauchte. In der vergangenen Nacht war ein schwieriger Zauber schiefgegangen, und ihr Lied hatte einen brüllenden Eulenbären ins Lager geholt. Das gewaltige Vorgelding hatte zwei Männer aus ihrer Eskorte getötet, ehe es niedergerungen werden konnte. Tzigone gab sich die Schuld am Tod der Männer, ihre Kameraden hingegen überraschenderweise nicht.

Wenn sie keinen Zauber lernte, bewegte sich Tzigone frei zwischen den Kriegern. Einige davon hatten schon früher mit Dhamari zu tun gehabt, und diejenigen, die ihn am besten kannten, schienen ihn am wenigsten zu mögen. Niemand erzählte Geschichten oder beklagte sich unmittelbar. Nachdem sie einige Tage unterwegs waren, begann sich Tzigone zu fragen, ob sie und Matteo sich in dem Magier getäuscht hatten.

Sie stocherte im Lagerfeuer herum, bis die Flamme hochschloß. Ein kleiner Topfstand inmitten der Kohlen. Der Ge-

ruch von Kräutern, Pilzen und Gemüse stieg mit dem Dampf auf. Die Mietlinge versammelten sich um ein größeres Lagerfeuer, das ein Stück von ihrem entfernt brannte. Mit Messern und Zähnen lösten sie Fleisch von den Knochen der gerösteten Berghasen, die fast so groß wie Hunde waren.

Der Geruch stieg ihr in die Nase und drehte ihr den Magen um. Aus irgendeinem Grund hatte sie auf dieser Reise kein Fleisch essen können. Kreaturen herbeizurufen machte es erforderlich, sich ihnen auf eine merkwürdige Weise verbunden zu fühlen. Tzigone vermutete, es werde vorübergehen, doch für den Augenblick blieb sie bei Kräutern und Gemüse.

»Kannst du von solcher Nahrung bei Kräften bleiben?«

Tzigone sah auf und blickte in Dhamaris Gesicht, das eine gewisse Besorgnis erkennen ließ. Sie rührte um und hob einen Löffel mit dampfendem Gemüse. »Magst du? Es ist gar nicht so schlecht.«

»Später. Ich habe noch einen Zauber für dich.« Er gab ihr eine Schriftrolle.

Tzigone nahm sie und glättete sie, dann las sie den Text. Es war ein komplizierter Zauber, zweifellos der schwerste, den sie je gesehen hatte. Er erforderte Elfenbetonungen, die ihre Fähigkeit zur Nachahmung auf eine harte Probe stellten. Es gab außerdem sonderbare Schriftzeichen, die ein wenig nach Noten aussahen und andeuten sollten, wie der Zauber gesungen werden mußte. Die Melodie reichte in die tiefsten Lagen von Tzigones Stimme und stieg in Höhen auf, die sie noch nie zu erreichen versucht hatte. Auf den ersten Blick wirkte die Choreographie der Handbewegungen ver-

worrener als die Krallenabdrücke geköpfter Hühner. Wenigstens die Hälfte der Runen war ihr vollkommen unbekannt. Sie vermutete, daß sie aus einer magischen Tradition stammten, die sich von der halruaanischen unterschied. Während sie sie aber studierte, begann sie, in dem Durcheinander die grundsätzliche Bedeutung zu erkennen.

Ungläubig starrte Tzigone auf die Schriftrolle. Dhamari Exchelsor hatte ihr gerade einen Zauber zum Lernen gegeben, um das Finstere Feenvolk zu rufen und zu bannen.

Sie sah ihn erstaunt an. »Wenn du meinen Tod willst, hättest du mich auch vergiften können, noch ehe wir die Stadt verlassen haben. Dann hättest du uns allen erspart, das Leder unserer Schuhsohlen abzulaufen.«

Exchelsor blinzelte und legte die Stirn in Falten. »Ich verstehe nicht.«

»Von wegen! Ich bin nur ein Lehrling. Dieser Zauber würde sogar einen Magier mit langem grauem Bart fordern.«

»Dein Talent ist so außergewöhnlich ...«

»Und ich bin ja so erstaunlich schön«, unterbrach sie seinen Tonfall imitierend. »Aber nur mal angenommen, ich könnte diesen Zauber wirken. Was dann? War der Eulenbär noch nicht aufregend genug für dich und für die da drüben?« Sie wies wütend auf die Gruppe Wachleute.

Dhamari hob beschwichtigend die Hand. »Du sollst gar keine Finsternen Feen herbeirufen«, protestierte er sanft. »Darum geht es gar nicht. Es wäre nicht nur dumm, sondern auch überflüssig. Sie sind schon hier, oder hast du sie nicht gehört?«

Sie zögerte, dann nickte sie. Das seltsame, ansprechende

Lied, das fern und schwach war, hatte sie in den letzten drei Nächten verfolgt.

»Diese Hügel sind seltsam entrückt«, fuhr der Magier fort.
»Die Schleier zwischen den Welten sind dünn in Halruaa – nur wenige Orte auf der ganzen Welt bieten mehr Tore zu fernen Orten. Die Finsteren Feen sind um uns. Ich weiß, daß ich dich in eine gefährliche Region gebracht habe, daher nähme es mir eine große Last von der Seele, wenn du den Bannzauber wirken könntest.«

»Warum ist das nötig? Kannst du selbst es nicht?«

Er lächelte sie wieder bedauernd an. »Ich verfüge nicht über Keturahs Talent und unterwerfe mich dem Magier, dessen Stimme den Laraken in seinen Bann schlug.«

Tzigone mochte keine Schmeichelei, konnte sich aber dem Sinn seiner Worte auch nicht verschließen. Also ließ sie sich von ihm in dem einleitenden Zauber unterweisen, der es ihr ermöglichte, die Runen zu lesen. Er gab ihr einen Übersetzungsring, damit sie die merkwürdigen Elfenworte auch richtig betonte.

Während sie die Worte wieder und wieder murmelte, schien die morgendliche Brise kälter zu werden. Gänsehaut prickelte auf ihren Armen, und der warme Umhang, den Dhamari ihr um die Schultern gelegt hatte, half nicht. Tzigone ließ ihn das Lagerfeuer vergrößern, aber sie ging nicht davon aus, daß dies die Lage verbesserte. Es war nicht die dünne Gebirgsluft, die sie schauern ließ, sondern der Klang ihrer eigenen Stimme.

Schon in dieser frühen Phase ängstigte sie der Zauber. Da er dem Bannen dienen sollte, war das – wie Matteo sagen

würde – logisch. Tzigone erwartete nicht, daß das Finstere Feenvolk sich mit niederer Magie würde einschüchtern lassen. Dennoch fühlte sich die Magie seltsam an und irgendwie falsch.

Diesen und den ganzen nächsten Tag verbrachte sie damit, den Zauber zu erlernen, obwohl die Runen vor ihren Augen verschwammen und ihr Kopf schmerzte, während sie versuchte, die komplexe Magie zu erfassen.

In der zweiten Nacht schienen die Runen im Schein des Lagerfeuers auf dem Blatt umherzutanzten. Tzigone arbeitete weiter, vorangetrieben von den schwachen, spöttischen Echos, die von Hügel zu Hügel schallten – der unheilvollen Musik des Finsteren Feenvolks.

*

*

*

Weit im Süden schritt Basel Indoulur ungeduldig durch den Garten seines Hauses in Halarahh. Er hatte Tzigone schon vor Tagen zurückerwartet, und er verfluchte sich selbst dafür, daß er ihr die Erlaubnis gegeben hatte, die Stadt zusammen mit Dhamari Exchelsor zu verlassen. Tzigone hielt den Magier für harmlos, und Basel vertraute ihrem Urteil. Sie war aber nicht völlig offen zu ihm gewesen.

Doch Basel war daran auch nicht ganz schuldlos. Er hätte mit Tzigone über ihre Mutter sprechen können, hatte es jedoch nicht getan. Er hatte ihr nicht von Matteos Besuch erzählt, und er hatte auch nicht zu verstehen gegeben, daß der junge Jordain Tzigone gedrängt hatte, mit Dhamari Kontakt aufzunehmen, um ihn, Basel, vor den Torheiten väterli-

chen Instinkts zu bewahren.

Die Ironie des ganzen war fast schon zuviel für ihn.

Seufzend verließ Basel den Garten und ging die Wendeltreppe des Turms bis in die Etage hinauf, in der die Lehrlinge ihre Zimmer hatten. Er hatte Mason und Farrah Noor einen Tag freigegeben. Niemand war da, der ihn hätte fragen können, warum er vor dem Zimmer von Tzigone innehielt.

Ihr ungestümes Wesen fehlte ihm, er liebte ihre schnelle Auffassungsgabe und ihren schelmischen Geist, er liebte sie so, wie er die Tochter geliebt hätte, die er hätte haben sollen – hätte haben *können*, wenn sich der Rat nicht eingemischt hätte. Statt dessen hatte man ihn hinausgeschickt wie einen Bullen auf eine grüne Wiese, auf der sich nur eine idealistische und zielstrebige Kuh befand, die nie ein Kalb geboren hatte. In den Augen des Gesetzes war Basels Frau in jeder Hinsicht, die zählte, tot – zerstört durch ihr Engagement zum Wohle Halruaas.

Der Blick des Magiers fiel auf die Tür zu Tzigones Zimmer, und die Vergangenheit erlosch in seinen Gedanken wie eine Kerze, die der Wind ausblies. Die Tür stand einen Spalt offen.

Basel kniff die Augen zusammen. Tzigone ließ die Tür immer weit offen. Sie war weite, offene Räume gewohnt und konnte nicht schlafen, wenn nicht alle Fenster und Türen so weit wie nur möglich aufgerissen worden waren. Der Magier trat näher. Geräusche wie von jemandem, der heimlich alles durchwühlte, drangen aus dem Raum zu ihm, dann ein überraschtes Schnaufen.

Trotz seines Umfangs konnte Basel sich schnell und leise

bewegen. Er tastete in seinem Zauberbeutel nach einem kleinen Eisennagel und betrat das Zimmer. Seine Hand beschrieb einen raschen Kreis, und er sprach nur ein einziges arkanes Wort. Der Nagel verschwand, und der Eindringling erstarrte mitten in der Bewegung, eben als er herumfuhr.

Basel kam herein, um sich den Dieb genauer anzusehen. Die Frau war von mittlerer Größe und außergewöhnlicher Schönheit. Ihr Haar glänzte blauschwarz, ihre Gesichtszüge waren feingeschnitten und die Rundungen ihres Körpers ausgesprochen weiblich. Sie trug ein blaßblaues Gewand – zweifellos hatte sie versucht, sich zu verkleiden. Ihr erstarrtes Gesicht zeigte einen entsetzten Ausdruck, und in ihrer unbeweglichen Hand baumelte ein Medaillon.

Das Herz des Magiers begann schneller zu schlagen, als er erkannte, daß es sich dabei um Keturahs Talisman handelte. Das Schmuckstück besaß keine andere Magie als nurmehr die Erinnerungen, die es weckte. Zweifellos hatte Tzigone ihn hier sicher aufbewahren wollen, anstatt Gefahr zu laufen, ihn auf ihrer Reise zu verlieren.

Basel zog die Kette aus den reglosen Fingern der Frau. Ihre Augen folgten jeder seiner Bewegungen mit einem verzweifelten Ausdruck.

Er erkannte die Frau als Sinestra, eine niedere Magierin, die mit einem der Belajoon-Brüder verheiratet war. Die Familie war eine traditionsreiche Linie von Magiern, sehr wohlhabend und geachtet in der Stadt des Königs. Was sollte eine so verwöhnte junge Frau zum Diebstahl verleiten?

Basel war eher neugierig als wütend, als er mit einem Fingerschnippen den Zauber aufhob.

Mit einer plötzlichen Bewegung warf die Frau sich auf den Talisman in Basels Hand. »Gebt ihn her! Er gehört mir!«

Er machte einen schnellen Schritt zur Seite, und die Einbrecherin stolperte und fiel auf Tzigones Bett. Ihr deftiger, erstickter Fluch, als sie mit dem Gesicht auf der Decke landete, hatte etwas Vertrautes. Basel kannte ihn von Tzigone, und von Tzigones Mutter.

Sein Herz machte einen Satz. »Wer seid ihr?« fragte er atemlos.

Sie setzte sich auf und warf eine Prise Pulver über ihrem Kopf in die Luft. Die funkelnden Partikel blieben in der Luft stehen, dann verschmolzen sie zu einem dünnen, schimmernden Tuch, das sich langsam über die Frau legte und dann verschwand – um eine deutlich anders aussehende Frau zu enthüllen.

Ihre Züge waren nicht so zart, wie Basel sie in Erinnerung hatte, und die Zeit hatte ihre Augen matt gemacht und die Linien in ihrem Gesicht verwischt.

Basel starrte fassungslos auf das verblichene Abbild einer Frau, die er seit langem für tot gehalten hatte. Obwohl er über ein Dutzend Jahre um sie getrauert hatte, füllte sein Herz sich nicht mit Freude.

»Keturah?« fragte er, konnte es nicht glauben.

»Das war es, was sie denken sollten, nicht wahr?«

Die Erinnerung kehrte zurück. »Natürlich! Ihr seid Keturahs Freundin, die Dame, die ihr half, der Gefangennahme zu entkommen!«

»Eine Freundin, ja«, sagte die Frau und verzog den Mund zu einem bitteren Lächeln. »Eine Dame, nein.«

Eine alte Geschichte kam ihm ins Gedächtnis. Kurz nach ihrer Hochzeit mit Dhamari war Keturah mit einer Gruppe von Exchelsor-Kaufleuten in Basels Heimatstadt Halar gereist. Einer der zur Begleitung angeheuerten Wachmänner hatte auf grobe Weise Hand an sie gelegt – und durch ihre Verteidigungsmagie beide Hände bis zu den Ellbogen verloren. Ihre Verärgerung wuchs, als ihr der Meister der Karawane erklärte, der Söldner habe sie mit der Lagerdirne verwechselt. Eine kurze Unterhaltung mit eben dieser »Dirne« überzeugte Keturah davon, daß sie dieses Leben nicht gewählt hatte. Sie hatte darauf bestanden, daß die Frau in ihre Obhut entlassen wurde, hatte ihr eine Arbeit in ihrem Turm gegeben und in aller Stille das magische Talent der Frau gefördert.

»Eine Kurtisane kann noch immer eine Dame sein, ungeachtet der Umstände ihrer Geburt oder ihres Berufs«, betonte Basel.

»Kurtisane!« sagte sie verächtlich. »Das ist immer noch zu hoch gegriffen! Meine Mutter konnte für sich diesen Titel in Anspruch nehmen. Sie war die Geliebte eines Magiers. Ratet mal, was das aus mir macht?«

»Ob unehelich oder nicht, wenn Ihr den Namen und die Herkunft Eures Vaters kennt, müssen Euch gewisse Rechte und eine Magierausbildung zugestanden werden.«

»Oh, ich kenne den Namen, aber er hatte in eine mächtige Familie eingeheiratet und wollte diese nicht in Verlegenheit bringen. Also wurde ich weggeschickt. Ich wurde an die Firma eines Kaufmanns abgetreten, sozusagen als mobile Belustigung.«

Die Schwere dieser Enthüllung ließ Basel verstummen. Alles, was er hätte darauf antworten können, hätte einen solchen Verrat nur beschönigt.

Nach einem Moment zuckte Sinestra mit den Schultern. »Eine alte Geschichte, schlecht erzählt. Was immer Ihr mit mir vorhabt, bringt es rasch hinter Euch.«

»Das einzige, was ich will, ist eine Erklärung. Warum seid Ihr hergekommen, um Keturahs Talisman zu suchen?«

»Das stimmt nicht. Ich habe nach Tzigone gesucht.«

Basel betrachtete die Frau. Sie verwandelte sich bereits in ihr verzaubertes Äußeres zurück. Ihr Haar wurde allmählich schwärzer, ihre blasse Haut glättete sich und nahm wieder die goldene Färbung an. Er hatte schon früher mit derartigen Tarnzaubern gearbeitet. »Wenn ich mich nicht irre, benutzt Ihr einen von Keturahs Zaubern.«

»Ich bin nicht so talentiert«, stimmte sie ihm zu. »Es ist ein permanenter Zauber. Außer dem Pulver, das Keturah mir gab, existiert nichts, was gegen ihn wirken kann. Ihr könnt mir glauben, daß ich von dem Pulver nur sehr sparsam Gebrauch mache! Das Medaillon gehört in gewisser Weise mir. Ich hatte es für Keturah gekauft. Sie war eine gute Freundin und eine großzügige Herrin. Ich bewahrte jede Münze auf, die sie mir gab, um sie sparen, damit ich ihr eines Tages alles hätte zurückzahlen können.«

Etwas an ihrem Tonfall beunruhigte Basel. »Warum habt Ihr geglaubt, daß das einmal notwendig werden würde?«

Sinestras Gesicht hatte wieder das junge und hübsche Aussehen zurückerlangt, und sie verzog es frustriert. »Das kann ich Euch nicht sagen.«

»Ich verstehe«, meinte Basel nachdenklich. »Vielleicht könnt Ihr mir aber sagen, was Ihr mit Keturahs Talisman vorhattet?«

»Es gibt viele Formen der Sklaverei«, sagte sie daraufhin. »Manche Käfige sind vergoldet, doch am Ende gibt es kaum einen Unterschied zwischen Gold und Eisen. Wie gut kennt Ihr meinen Ehemann?«

»Nicht sehr gut.«

»Dann schätzt Euch glücklich. Mit diesem Talisman könnte ich mich vielleicht von seinen wachsamen Blicken befreien. Es wäre wundervoll, wenn ich ein oder zwei Stunden nur für mich allein hätte.«

»Ihr könntet Euch mit seiner Hilfe auch einfach wieder neu erschaffen und woanders ein neues Leben beginnen, so wie Ihr es schon einmal getan habt.«

»Vielleicht«, sagte sie unverbindlich.

»Ihr habt angenommen, Tzigone hätte diesen Talisman?«

»Warum hätte ich das tun sollen?« fragte sie und zog irritiert die Augenbrauen zusammen. »Nachdem Keturah gefangengenommen worden war, wurde ihr Hab und Gut zu Dhamari Exchelsor gebracht. Von ihm wollte ich ihn stehen, und ich heuerte Tzigone an ...« Sie hielt abrupt inne und biß sich in offensichtlicher Verwirrung auf die Unterlippe.

»Kein Grund zur Aufregung. Ich weiß längst, daß Tzigones Methoden ein wenig jenseits der Legalität liegen. Sprecht weiter. Ihr habt eine Diebin angeheuert, damit sie für Euch den Talisman holt.«

»Für wen haltet Ihr mich? Ich habe einige Gefängnisse

kennengelernt und möchte nicht dafür verantwortlich sein, daß jemand meinetwegen dorthin geschickt wird«, sagte sie finster. »Ich heuerte Tzigone an, damit ich von ihr lernen und mich allein auf die Suche nach dem Medaillon machen konnte.«

Basel nickte zufrieden. Diese Frau hatte für Keturah ihr Leben riskiert. Sie war genau die Art Freundin und Verbündete, die Tzigone brauchte. »Nun, offensichtlich war Dhamari Exchelsor nicht mehr im Besitz des Talismans. Er hatte ihn Keturahs Tochter zurückgegeben.«

Die Verwirrung in Sinestras Gesicht wich nur Momente später der plötzlichen Erkenntnis. »Bei der Mutter Mystra«, hauchte sie. »Deswegen fühlte ich mich zu Tzigone hingezogen. Von dem Moment, da ich sie das erste Mal traf, kam sie mir vor wie eine alte Freundin. Sie ist nicht halb so schön wie ihre Mutter, aber sie haben das gleiche Lachen und den gleichen widerborstigen Charakter.« Sie riß erschrocken die Augen auf. »Ihr sagtet, Dhamari habe ihr den Talisman gegeben? Er weiß von ihr?«

Basel hatte mit einem Mal ein sehr schlechtes Gefühl. »In diesem Moment ist sie bei ihm.«

Die Frau sprang vom Bett auf und ergriff Basels Tunika mit beiden Händen. »Schafft sie fort von ihm!«

Ihm entging nicht, daß eine Spur Hysterie sich in ihre Stimme geschlichen hatte. Während er gegen die in ihm selbst aufkeimende Panik ankämpfte, blieb seine Stimme leise und ruhig. »Sagt es mir.«

»Ich kann wirklich nicht.« Sie ließ seine Tunika los. Ein stiller Kampf glitt über ihr schönes Gesicht und machte

einer plötzlichen Entschlossenheit Platz. »Ich kann es Euch nicht sagen, aber Ihr könntet es Euch selbst ansehen. Geht zu Keturahs Turm und dort in Dhamaris Arbeitszimmer. Dann werdet Ihr verstehen, warum ...«

Sinestras Stimme brach abrupt ab. Ein Schauer lief über ihren Körper, sie rollte mit den Augen, bis nur noch das Weiße zu sehen war. Von heftigen Zuckungen gepeinigt, fiel sie zu Boden und krümmte den Rücken mit solcher Gewalt, daß Basel ihr Rückgrat brechen hören konnte. Ihr Leiden war gnädig kurz. Basel kniete sofort neben ihr nieder, doch ihr Körper war bereits schlaff und leblos geworden.

Der Magier fluchte leise. Viele seiner Kollegen belegten ihre Diener mit Zaubern, damit diese keine Geheimnisse verraten konnten. Offenbar war jemand bei ihr noch viel gründlicher vorgegangen. Bereits das wenige, was Sinestra gesagt hatte, hatte ausgereicht, sie zum Tode zu verurteilen.

Basel streckte eine Hand aus, um die Augen der mutigen Frau zu schließen. Doch in dem Moment, in dem er sie berührte, verwandelte sie sich in Nebel, der sich rasch verzog. Eine weitere Vorsichtsmaßnahme. Ohne einen Leichnam, den man untersuchen konnte, war es extrem schwierig, die Herkunft des todbringenden Zaubers nachzuvollziehen.

Er erhob sich jäh. Dieses Rätsel würde warten müssen, bis er drängendere Aufgaben bewältigt hatte.

Es gab keine magischen Tore zwischen seinem Turm und dem von Keturah, da er keine Pfade benutzen wollte, denen auch andere Magier folgen konnten. Basel war seit Jahren nicht mehr geritten, doch er stieg eilig auf sein schnellstes Pferd und ritt zum Turm von Keturah. Die Wache am Tor

informierte ihn, daß Dhamari nicht anwesend war, doch es kostete Basel nur wenig Mühe, dennoch hereingelassen zu werden. Wenn er es genau betrachtete, dann hatte er in den Augen des Mannes einen hoffnungsvollen Glanz entdeckt.

Basel eilte die Stufen hinauf in den Raum, in dem Dhamari seine Tränke anrührte. Der Raum war größer als das durchschnittliche Arbeitszimmer eines Magiers, doch auf den ersten Blick schien es an nichts zu fehlen. Das Zimmer war zudem in einem für einen Magier ungewöhnlich ordentlichen Zustand. Phiolen, Behältnisse und Töpfe waren mit größter Sorgfalt in Reih und Glied aufgestellt worden. Eine Schmetterlingssammlung hing an einer Wand, jedes Tier war fein säuberlich auf der großen Korkplatte festgesteckt worden. Basel schnaubte verächtlich angesichts einer solchen Trophäensammlung, auf die nur wenige Männer stolz gewesen wären.

Und doch weckte irgend etwas an dem Anblick seine Aufmerksamkeit – vielleicht ein Gefühl, daß irgend etwas Grundlegendes bei diesem Hobby fehlte. Basel ging an der Korkwand entlang und betrachtete die Sammlung genau. Zuerst wirkten die Farben der Schmetterlinge schwindelerregend und wiesen all die an Juwelen erinnernden Farbtöne eines halruaanischen Gartens auf. Dann entdeckte er Schmetterlinge, die er noch nie gesehen hatte, gewaltige Geschöpfe mit Stacheln oder moskitoähnlichen Rüsseln oder Füßen mit böartigen Widerhaken. Sie waren dunkelgrün, leuchtend scharlachrot und orange wie die Blüten eines Dschungels. Es folgten Schmetterlinge, die die Farbe nackter Felsen und Wüstensands hatten. Schneemotten, so

zart wie Mondschein. Fledermäuse! Die meisten von ihnen waren die winzigen Chamäleonfledermäuse, die in der Dämmerung am Himmel umhertanzten. Sie waren auf kleinen Seidenstücken aufgespießt, die zeigen sollten, wie sie ihre Farbe veränderten.

Sein Blick fiel auf die nächsten Kreaturen, die vorsichtig konserviert auf der Korkplatte befestigt und mit einem erläuternden Text auf einer kleinen Tafel versehen waren. Er ließ seinen Atem in einem empörten Fluch entweichen, als er einen Feendrachen entdeckte, die leuchtenden Flügel sorgfältig ausgebreitet, das Maul zu einem letzten herausfordernden Knurren aufgerissen. Gleich daneben fand sich ein mumifizierter Feengeist, eine winzige geflügelte Dame, die Dhamari mit der gleichen Gefühlskälte zur Schau stellte wie seine Insekten. Basels Kehle schnürte sich zusammen, als er sich an die Übungen erinnerte, die Keturah ihren Schülern beibrachte. Schmetterlinge und Fledermäuse ließen sich am einfachsten herbeirufen. Sogar Dhamari hatte das bewerkstelligen können.

»Dhamari hat sie gerufen«, murmelte er. Offenbar hatte dieser ehemalige Schüler Kethuras niemals seinen Wunsch aufgegeben, die besondere Kunst seiner Herrin zu meistern. Angefangen hatte er mit den kleinen Besuchern in Keturahs Garten, aber er hatte es immer weiter vorangetrieben, so daß sich Basel fragen mußte, wo ein solches Streben wohl enden würde.

Er ging hinüber zu den Regalen und begann, dort nach einer Antwort zu suchen. Mit einer knappen Handbewegung wischte er die ordentlichen Reihen von Töpfen und Phiolen

zur Seite und entdeckte eine verborgene Holzkiste, die annähernd zur Hälfte mit Phiolen gefüllt war. Basel nahm eine der Phiolen heraus, als ihm eine weitere auffiel, die leer im Regal lag. Gleich daneben stand eine Weinkaraffe, die fest verkorkt und auch verstaubt war, da sie seit langem nicht mehr benutzt worden war. Jede Phiole wurde durch eine Rune gekennzeichnet – exakt dieselben Runen, die sich auf den Behältnissen befunden hatten, in denen Basels Frau während ihrer kurzen und tragischen Verbindung jene Tränke aufbewahrt hatte, die die Geburt eines Jordaini-Kindes sicherstellen sollten.

Basel nahm die Weinflasche und sprach in schnellen Worten einen Transportzauber. Sein Pferd würde er später abholen – dies hier konnte nicht warten.

Nachdem er in seinem eigenen Turm in der Stadt Halar angekommen war – die einen guten Tagesritt von Dhamaris Arbeitszimmer entfernt war –, eilte Basel zu seiner Tränkewaage. Die traditionelle zweiarmige Waage stand vor einem Schirm aus weißer Seide. Die beiden Schalen waren kugelförmig und aus klarem Kristall, der intensiv leuchtete, wenn ein bestimmter Zauber ausgesprochen wurde. Basel füllte den Jordaini-Trank in die eine Kugel, den Wein in die andere. Mit einer raschen und ungeduldigen Geste ließ er die Kugeln erglühen.

Eine Reihe komplexer Muster begann auf dem weißen Schirm zu tanzen, ein geheimes Schema aus Farben, Runen und verworrenen schwarzen Linien. Basel sprach einen zweiten Befehl und sah, wie die markante Goldfärbung des Weins verblaßte. Wie er erwartet hatte, entsprachen die

verbleibenden Merkmale weitestgehend denen, die auch von dem Jordaini-Trank gewirkt wurden.

Weitestgehend, aber nicht vollständig. Dhamari hatte den Wein um den Jordaini-Trank bereichert, aber auch noch um etwas anderes.

Basel stellte eine dritte Kristallschale in das Kreuz der Waage und begann, leise zu singen. Die Struktur des Weins begann sich zu verändern, als die unbekannte Substanz herausgezogen wurde. Als er sah, daß die vom Wein abgeleitete Struktur mit der des ersten Jordaini-Tranks identisch war, wirkte er bei der dritten Phiole den Lichtzauber. Ein gezacktes grünes Zeichen zuckte über die weiße Seide und identifizierte die hinzugefügte Substanz. Basel hielt den Atem an.

»Du Sohn eines tollwütigen Schakals«, sagte er leise, als ihm das volle Ausmaß von Dhamaris Plan bewußt wurde.

Basel mischte derartige Tränke nicht, und auch kein anderer ehrbarer Magus in Halruaa ließ sich dazu herab. Aber er wußte von solchen Dingen. Dies war das Zeichen eines gefährlichen Krauts, das Schamanen primitiver Kulturen in finsternen Zeiten verwendet hatten, um Kontrolle über Monster zu erlangen, die sich mit normaler Magie nicht herbeiriefen ließen.

Das war also das Vermächtnis, das Dhamari weitergeben wollte! Er wollte Keturahs Magie haben, verändert und übertragen auf ein Kind, das er kontrollieren und für sich beanspruchen konnte, ein Kind, das etwas vollbringen konnte, wozu er selbst nicht in der Lage war.

Weißglühender Zorn stieg in Basel auf.

Der Magier kehrte seinen Transportzauber um und begab

sich wieder in Dhamaris Arbeitszimmer. Methodisch durchsuchte er die Bibliothek, wo er auf eine überraschende Fülle von Material über die Geschichte der Crinti und der Dunkelelfen sowie über Legenden vom Finsteren Feenvolk stieß.

»Ziemlich aufregende Lektüre für einen Mann, der Schmetterlinge sammelt«, murmelte Basel. »Mal sehen, was er noch vorhat.«

Basel fand das Zauberinventar des Magiers und prüfte es sorgfältig auf fehlende Schriftrollen, Bücher und Tränke. Die Liste an sich war schon abstoßend. Das Arsenal, das Dhama-ri auf seine »kleine Reise« mit Tzigone mitgenommen hatte, erschütterte Basel zutiefst.

Er stürmte aus dem Turm und hielt kurz am Tor an, wo er dem Diener einen Beutel Münzen in die Hand drückte. »Geh zum Hafen. Such nach einem Boot, das ein fernes Land zum Ziel hat, und reise dorthin.«

»Ich bin an meinen Dienst hier gebunden«, begann der Mann mit einer Erwiderung.

»Ja, ich kann mir gut vorstellen, wie Dhamari seine Diener an sich bindet. Sprich zu niemandem über das, was du hier gesehen hast, dann solltest du für die nächsten zehn Tage in Sicherheit sein.«

Der Wächter nickte vorsichtig. »Und danach, mein Lord?«

»Kein Gesetz und kein Zauber kann dich an einen toten Mann binden«, gab Basel schroff zurück.

Der Mann riß die Augen auf und strahlte plötzlich vor Dankbarkeit. »Möge Mystra Euch schnell voranbringen, mein Lord!«

Basel wiederholte dieses Gebet, während er zu seinem Turm in Halarahh zurückkehrte und Befehl gab, sein Himmelsschiff bereitzumachen. Er wußte, daß er Tzigone nicht aufspüren konnte. Ihre außergewöhnliche Magieresistenz hatte es ihm bereits in jenen Tagen unmöglich gemacht, ihren Verbleib in Erfahrung zu bringen, als sie beschlossen hatte, ihrem Studium nicht nachzukommen. Aber er wollte verdammt sein, wenn er Dhamari nicht fand.

Und sein alter Freund Procopio Septus war genau der Mann, der ihm das Wie verraten würde.

*

*

*

Procopio Septus betrachtete seinen neuen Spieltisch und nahm die Landschaft in sein Gedächtnis auf, während er über die Möglichkeiten nachdachte, die Felsspalten, Klippen und Höhlen boten.

Jahrelang hatte er sich mit Kriegsspielen befaßt und berühmte Schlachten nachgestellt, um aus den Siegen und Niederlagen früherer Magierfürsten zu lernen. Doch dieser Tisch stellte einen wichtigen Abschnitt der östlichen Grenze dar, *wie er jetzt aussah*. Die Armee, die sich ihren Weg über die Gebirgspässe bahnte, war durch seine Abmachung mit dem mulhorandischen Magier auf den Weg gebracht worden. Procopio war der einzige Magier in Halruaa, der von dem kommenden Konflikt wußte.

Eine winzige Figur, ein Krieger auf einem geflügelten Pferd, löste sich aus der Schlacht und flog hoch über den Tisch, bis er um Procopios Kopf surrte, der verärgert nach

dem außer Kontrolle geratenen Spielzeug schlug.

Er berührte es kaum, aber der kurze Kontakt durchfuhr ihn wie ein winziger Blitz. Procopio riß die Hand zurück und starrte ungläubig auf die rasch größer werdende Figur. Augenblicke später stampfte ein ausgewachsenes Pferd auf seinem calimshanischen Teppich, das seine den ganzen Raum ausfüllenden Flügel zusammenfaltete, mit dieser Bewegung den Kronleuchter zum Schaukeln brachte und hunderte winziger Figuren vom Spieltisch fegte.

Das geflügelte Pferd war ein gescheckter Brauner, doch seine Farbgebung unterschied sich von allem, was Procopio jemals gesehen hatte. Das Fell war fleckig braun und moosgrün, und die Mähne, die fast bis zu den Hufen reichte, hatte eine Farbe wie Bergpinien. Die Federn der Flügel schimmerten in sanften Grün- und Brauntönen. Es war das seltsamste Reittier, das er je gesehen hatte, doch es paßte gut zu seiner Reiterin.

Sie war eine Waldelfe, sie hatte die kupferfarbene Haut und die bernsteinfarbenen Augen des Volks der Mhair. Ihr tief jadegrünes Haar war lang und geflochten. Sie trug eine einfache Tunika und schlichte Stiefel und ähnelte kaum der stets edel frisierten und gut gekleideten Bluthündin, die Procopio zwei- oder dreimal gesehen hatte. Procopio war kein Experte, was das Alter von Elfen anging, doch diese Frau schien nach menschlichen Maßstäben um zwei, wenn nicht gar drei Jahrzehnte gealtert. Ihre Haut war dünn und zart. Winzige Falten sammelten sich in den Winkeln ihrer katzenartigen Augen, und unter den spitzen Wangenknochen sah er tiefe Schatten. Dennoch – wie viele grünhaarige

Elfen konnte es sonst noch in Halruaa geben?

Procopio begrüßte sie mit ihrem Namen. »Das ist ein höchst unerwartetes Vergnügen. Möchtet Ihr eine Erfrischung? Wein? Vielleicht einen Eimer Hafer?«

Kiva stieg vom Pferd und schlug ihm mit der flachen Hand auf die Flanke. Das geflügelte Geschöpf setzte sich in einen leichten Galopp, und nach vielleicht vier Schritten begann es sich rasch zu verkleinern und erhob sich in die Luft. Es schrumpfte auf die Größe einer Biene zusammen und verschwand dann ganz.

Noch nie war es Procopio in den Sinn gekommen, daß jemand über die Magie seiner Spieltische die Verteidigung seines Turms durchbrechen könnte. Er war verärgert und beeindruckt zugleich. »Ich würde sehr gut für eine Kopie dieses Zaubers und den Namen des Mannes bezahlen, der ihn entwickelt hat«, bemerkte der Magier.

Die Elfe grinste schief. »Wenn ich ihn verkaufen würde, würde ich nicht einen hölzernen Skie darauf verwetten, daß der Mann den nächsten Neumond überlebt.«

Procopio brummte. »Wir sollten uns wichtigeren Dingen zuwenden. Mein ehemaliger Ratgeber Iago bestätigt, daß Ihr ihn von einer Bande Crinti-Jägerinnen freigekauft habt. Ihr habt eine Allianz mit den Crinti geschlossen, oder zumindest bestehen gewisse Abmachungen zwischen Euch und ihnen.«

»Und Ihr habt eine besondere Vorliebe für die Schattenamazonen«, gab Kiva zurück. »Noch wichtiger ist aber, daß Ihr die Bereitschaft gezeigt habt, Informationen auszutauschen. Eure Bemerkung über Aktivitäten jenseits des östlichen Walls hat zu einigen recht interessanten Möglichkei-

ten geführt. Was könnt Ihr mir sonst noch geben?«

»Was wollt Ihr haben?« fragte Procopio ohne Umschweife.

Kiva zwinkerte, da sie von einem halruaanischen Magier eine derartige Direktheit nicht erwartet hatte. »Viele Dinge. An erster Stelle vermutlich die Vernichtung der Kabale.«

Nun war es an Procopio, erstaunt zu sein. »Wie sollte das erreicht werden?«

»Helft mir, Zalathorm vom Thron zu stoßen, dann werde ich es Euch zeigen.«

Keine Antwort hätte ihn mehr erfreuen können. Auf der anderen Seite erschien es ihm zu fast zu leicht, wie nahtlos seine Absichten und die der Elfe ineinander griffen.

Er legte die Stirn in Falten. »Gehen wir einmal davon aus, ich würde wirklich ein so dummes und verräterisches Ziel verfolgen. Der einzige Anreiz, der groß genug wäre, wäre Zalathorms Krone. Welchen Grund solltet Ihr haben, mich zu unterstützen?«

»Überhaupt keinen«, erwiderte sie schulterzuckend. »Mich kümmert nicht, wessen Hintern den Thron von Halruaa warmhält. Ihr habt etwas, das ich haben will, Zalathorm nicht.«

»Und das wäre?« fragte er argwöhnisch.

»Ihr kennt die Crinti«, sagte sie und zeigte auf einen der älteren Tische. »Einst waren sie für mich noch Nutzen. Aber sind es zu viele geworden, zu kühn. Durch Höhlen und über Gebirgspässe dringen sie in Scharen in den Nath vor.«

»Warum sollte mich das berühren?«

»Diese Aktivitäten könnten sich durchaus nach Osten

fortsetzen. Wenn Eure Magierkollegen von der bevorstehenden Invasion durch die Mulhorandi erfahren, verliert Ihr die Gelegenheit, eine Bedrohung vorherzusagen, die Zalathorm nicht erkannt hat. Helft mir mit den Crinti, und Ihr dient Euch selbst.«

Procopio bemühte sich, seine Begeisterung zu verbergen. Ein Kampf gegen Crinti-Kriegerinnen! Hundertmal hatte er von einem solchen Kampf geträumt. Er hatte Strategien entwickelt und deren Ergebnisse sorgfältig geprüft. Auf eine solche Gelegenheit hatte er so lange gewartet! Doch er hielt seine Stimme gedämpft und wahrte seine skeptische Miene. »Was genau würde ich für Euch tun?«

»Ihr seid der Oberbürgermeister dieser Stadt. Zweifellos untersteht eine Miliz Eurem Befehl. Behauptet, Eure große Macht als Erkenntniszauberer habe Euch eine Bedrohung durch die Crinti gezeigt. Behauptet, Ihr wäret durch Eure Studien besser als jeder andere in der Lage, dieser Gefahr entgegenzutreten. Ich werde Euch sagen, wo viele ihrer versteckten Lager und Höhlen gelegen sind. Ihr werdet durch den Sieg zu Ruhm gelangen, und man wird von Euch Notiz nehmen, wenn Ihr das Anrücken der Mulhorandi vorher sagt.«

»Ein überzeugendes Argument«, räumte Procopio ein. »Und wenn die Miliz nach irgendeiner Art von Beweis verlangt?«

»Zwei Eurer ehemaligen Jordaini reisen durch den Nath. Berichtet dem König von Eurer Sorge um diese jungen Männer, erzählt von den beunruhigenden Visionen, die Ihr empfangen habt. Ich werde meinen Einfluß bei den Crinti

nutzen, damit die Jordaini gefangengenommen werden. Schickt einen Suchtrupp aus, der die beiden ›retten‹ soll. Wenn sie in die Stadt des Königs zurückkehren und von den Grausamkeiten der Crinti berichten, werdet Ihr wie ein echter Prophet aussehen.«

»Einverstanden«, sagte Procopio prompt. »Aber ich warne Euch. Ich habe jede mögliche Variante der Kampfstrategien in den nördlichen Hügeln studiert. Eure Crinti können mich nicht überlisten, und Ihr selbst tötet gut daran, mich nicht zu hintergehen.«

»Warum sollte ich?« gab sie zurück. »Ihr wollt Euch im Kampf beweisen, ich wünsche, daß die Crinti verschwinden. Ihr wollt Zalathorms Platz einnehmen, und Ihr benötigt das Chaos, von dem ich bereits bewiesen habe, daß ich es anzuordnen vermag. Außerdem will ich auf Zalathorms Grab tanzen.«

Noch nie hatte Procopio jemanden mit solcher Verachtung sprechen hören, und noch nie hatte er einen solchen Haß gesehen wie er in Kivas Blick stand. »Vielleicht habe ich ja doch allen Grund, Euch zu trauen.«

»Stellt mich auf die Probe und seht, was passiert.«

Die Elfe stellte sich breitbeinig hin und schloß ihre bernsteinfarbenen Augen. Procopio wirkte rasch einen Erkenntniszauber, um ihre Motive zu ergründen.

Im selben Augenblick war er von einem eisigen Sturm der Gefühle umgeben, einem Gletscher der Entschlossenheit. Kivas Rachegelüste waren so intensiv, daß Procopio sie wie einen körperlichen Schlag empfand, der ihn nach hinten taumeln ließ. Grausame Kälte durchfuhr ihn, und seine

Beine waren plötzlich taub und steif.

»Warum?« brachte er heraus.

»Warum sollte es Euch kümmern, solange meine Aufrichtigkeit Euch zufriedenstellt?« Die Elfe breitete die Arme aus und begann, sich wie ein Kind um die eigene Achse zu drehen. Ihre Füße hoben sich vom Boden, und dann schwebte und schrumpfte sie so schnell wie zuvor das Pferd. Einen Moment später war sie verschwunden – ein winziger Sturm, der zugeschlagen hatte und sogleich weitergezogen war.

Kiva trat aus dem Wirbeln des Zaubers heraus und befand sich wieder im trostlosen Gebiet der Nordländer. Sie drehte sich jedoch lachend weiter und vollführte einen ausgelassenen kleinen Tanz. Es war zu köstlich! Ein Magierfürst, der bereit war, ja sogar darauf brannte, Streitkräfte in den Nath zu führen! Die Crinti würden sie zermalmen wie Ameisen unter den Hufen eines Ochsen. Daß Procopios Vorstoß gleichzeitig die Verteidigung der Stadt des Königs schwächen würde, war kein Zufall.

Sie hatte Procopio die Wahrheit gesagt, jedenfalls grundsätzlich. Ja, Zalathorm würde zu Fall gebracht werden, doch nicht jetzt und nicht auf diese Weise. In dieser Invasion würde das Blut von Kriegern fließen. Doch nur das Blut von Magiern konnte Kivas Rachedurst stillen.

Procopios Gelüste nach dem Thron würden warten müssen. Für den Augenblick sollte Zalathorm weiterhin auf seinem Thron sitzenbleiben, den Blick auf die gefährdeten Grenzen gerichtet. Dann würde er vielleicht nicht erkennen, daß die wahre Gefahr mitten in seinem eigenen Land lag, im Herzen von Halruaa.

ZWANZIGSTES KAPITEL

Andris sah Kiva zu, wie sie ins Lager kam, den wachsamen Crinti zunickte, dann aber geradewegs auf ihn zukam. »Wir brechen auf«, sagte sie abrupt.

Er erhob sich langsam von seinem Platz am Lagerfeuer. »Wir alle?«

»Nur wir beide. Ich will vor Mittag den Schutz der Bäume von Mhair erreicht haben.«

Sie sang eine Beschwörung und streckte ihre Hand nach ihm aus. Als er ihre Finger berührte, wurden sie beide von einem wirbelnden Nebel aus sanftem weißem Licht umhüllt. Andris erwartete ein Pfeifen des Windes, ein Gefühl der Bewegung; doch es gab nichts außer dem Licht. Es herrschte eine so tiefe Stille, daß er seinen eigenen Herzschlag hörte wie eine tosende Brandung.

Das Licht wurde intensiver und verwandelte sich in den goldgrünen Sonnenschein, der durch das Laubdach des Waldes fiel, während die absolute Stille der wuchernden Kakophonie eines Dschungels wich. Vögel schnatterten und riefen in den Ästen hoch über ihnen. Frösche quakten in nahen Teichen, Insekten surrten und summten, und aus weiter Ferne kündete das Fauchen einer Dschungelkatze von einer erfolglosen Jagd. Unter dieser vielschichtigen Geräuschkulisse lag das sanfte, pulsierende Lied des Waldes, das seine Ohren noch nie zuvor wahrgenommen hatten.

Andris vermutete, daß dies der Wald war, wie ein Elf ihn hören mußte – die Stimme des Lebens, der Magie! Als sein Gehör sich wieder auf eine normale Wahrnehmung einstellte, verstummte das Lied. Er kam sich vor wie ein Blinder, der einen Moment atemberaubender Sehkraft geschenkt bekommen hatte, um dann jedoch wieder in völlige Dunkelheit abtauchen zu müssen.

»Du wirkst enttäuscht«, sagte eine amüsierte Kiva. »Hat die magische Reise deine Erwartungen nicht erfüllt?«

Andris wollte es ihr nicht erklären. »Ich bin nicht unglücklich darüber, den Nath und das Lager der Crinti zu verlassen. Aber warum kehren wir nach Mhair zurück?«

Kiva legte die Hände trichterförmig an den Mund und stieß einen hellen, durchdringenden Ruf aus. Er war süßlich und musikalisch genug, daß man ihn für den Gesang eines Vogels hätte halten können, und er war nicht ungewöhnlich laut. Doch Andris hatte das Gefühl, daß sich der Ruf auf leisen Schwingen durch den Wald fortsetzte. Eine Nachricht war ausgeschickt worden.

Sie ließen sich auf den unteren Ästen eines blühenden Baums nieder und beobachteten aufmerksam den Wald um sich herum. Plötzlich sprang Kiva von ihrem Ast und hob eine Hand, um die Elfen zu grüßen, die aus den tiefgrünen Schatten hervortraten. Andris schüttelte erstaunt den Kopf. Er hatte weder sehen noch hören können, wie sie sich näherten.

Er kletterte nach unten und begab sich an Kivas Seite. Die Elfen waren ihm bekannt, sie alle hatten mit ihnen am Spiegel der Herrin gekämpft. Doch diesmal hieß sie keiner

ihrer Blicke willkommen. Angeführt wurde die Gruppe von Nadage, jenem Schlachtführer, aus dem Kiva einen Plünderer gemacht hatte.

»Du gehörst nicht länger zu uns, Kiva«, sagte der Elf düster. »Dieser Wald ist dir verschlossen. Wandle unter anderen Bäumen oder stirb.«

Kiva beugte den Kopf, um anzudeuten, daß sie dieses Urteil akzeptierte. »Wenn ihr euch mir anschließen wollt, so werde ich unter den Bäumen von Akhlaurs Sumpf wandeln.«

Völliger Unglaube huschte über das kupferfarbene Gesicht des Elfen. »Hast du es dir zu Aufgabe gemacht, alles zu zerstören, was von den Mhair-Elfen noch geblieben ist?«

»Der Laraken existiert nicht mehr. Elfen können sich un gefährdet durch den Sumpf bewegen.«

»Wir sollen zwischen den kristallinen Geistern unserer Freunde wandeln, unserer Familien? Du verlangst zuviel.«

»Zuviel?« Sie sprach das Wort leise, aber mit einer besonderen Betonung aus. »Welcher Preis könnte wohl zu hoch sein, um die Vernichtung des Magiers Akhlaur zu erleben?«

»Er war ein Mensch. Wieso bist du so sicher, daß er noch lebt?«

Kiva zuckte mit den Schultern. »Lebendig, tot. Es macht nichts aus. Akhlaur war ein Nekromant, ein Magier, der sich mit den Mysterien von Leben und Tod beschäftigt. Ich weiß, daß er einen Zauber vorbereitet, der ihn in einen Leichnam verwandeln wird. Ich habe ihn dabei beobachtet. Wenn sein Körper stirbt, könnte das Böse in ihm durchaus weiterleben. Wenn das geschieht, wo kann sich ein Elf dann noch sicher fühlen?«

Unentschlossenheit zeigte sich auf dem Gesicht des Anführers. »Du hast uns schon einmal in die Irre geleitet. Wie könnten wir dir diesmal vertrauen?«

»Das ist genau der Punkt«, sagte Kiva. »Würdest du glauben, daß Akhlaur tot ist, wenn diese Worte über meine Lippen kommen? Oder würde deine Traumruhe erst dann wieder Erholung bringen, wenn du mit deinen eigenen Händen seine Knochen über das Land verstreut hast? Geh mit mir in den Sumpf. Ich werde ihn besiegen und zu dir bringen.«

Cibrone, die Schamanin, warf die zierlichen Hände in die Luft. »Wie könntest du einen Magier besiegen, der hunderte von Elfen vernichtet hat?«

Kiva holte ein kleines Buch aus ihrer Tasche. Andris erkannte es als das Zauberbuch, das er aus dem Jordaini-Kolleg mitgenommen hatte. Ihre Miene war ernst, als sie es hochhielt. »Hier drinnen sind Akhlaurs Geheimnisse enthalten. Deine Berührung spürt Magie, Cibrone. Stelle die Wahrheit meiner Behauptung auf die Probe.«

Die Schamanin streckte den Arm aus und berührte zaghaft das weiche, vergilbte Leder Einbands. Ihr Gesicht wurde blaß, als sie eine Wahrheit erfaßte, die sie nicht erwartet hatte. Sie zog ruckartig die Hand von dem düsteren Buch zurück und strich in einer beruhigenden, traurigen Liebkosung darüber.

»Filora«, sagte sie mit gebrochener Stimme. »Meine Schwester.«

Wut zeichnete sich auf Kivas Gesicht ab. Ob sie echt oder nur gespielt war, konnte Andris nicht sagen. »Das wußte ich

nicht, Cibrone. Aber ich sehe, daß wenigstens du mich verstehst. Du weißt, was der Nekromant getan hat. Früher oder später wird Akhlaur sich aus seinem Gefängnis befreien. Er hat bereits herausgefunden, wie er eines seiner Monster durch das Wehr schicken kann. Wußtest du, daß der Laraken in die Welt des Wassers entkam? Daß Akhlaur dem Laraken alle Magie abnehmen kann, die dieses Monstrum an sich reißt? Kannst du dir vorstellen, wie schnell seine Macht wachsen wird?«

»Akhaur muß aufgehalten werden«, fuhr sie fort. »Hier und jetzt. Zweihundert Jahre lang habe ich seine Magie studiert. Ich weiß, wie er besiegt werden kann, und ich glaube, daß ich es auch schaffen kann, wenn wir uns alle beeilen. Wenn ich scheitere, was verliert ihr schon? Ihr werdet nicht übermäßig um mich trauern.«

Die Elfen überlegten und diskutierten die Angelegenheit in ihrer ausgefeilten lautlosen Sprache.

»Wir werden gehen«, sagte Nadage schließlich. »Dieses Übel muß aufgehalten werden. Doch laß dir gesagt sein, Kiva: Wenn du wieder das Blut Unschuldiger vergießt oder das Volk unnötig in Gefahr bringst, wirst du den Sumpf niemals verlassen.«

»So sei es. Bereite deine Krieger vor, und bring die Undine mit.

Das überraschte den Anführer. »Warum das?«

»Akhlaurs Turm liegt tief unter Wasser. Die Undine kann von dort die Schätze bergen, die ich benötige, um Akhlaur folgen und ihn besiegen zu können.«

»Ich werde sie fragen«, sagte Nadage zögernd. »Aber ich

werde sie nicht bitten, dir in die Welt des Wassers zu folgen.«

»Das würde ich auch nicht! Sie ist ein magisches Geschöpf. Der Laraken lebt dort. Er würde ihren sofortigen Tod bedeuten.

Nadage nickte. Die Elfen verschwanden zwischen den Bäumen. Andris und Kiva verbrachten diesen und fast den gesamten nächsten Tag mit Warten, ehe die Gruppe zusammen mit der Undine eintraf – einem schlanken Mädchen mit weißer Haut und rabenschwarzem Haar, das ein wunderschönes, altersloses Gesicht einrahmte. Kleine, zarte Flügel, geformt wie die eines Eisvogels, umgaben ihre Schultern. Andris erkannte die erbärmliche, leidende Gestalt kaum wieder, die sie aus dem Wasser des Spiegels der Herrin geholt hatten. Als er sie jetzt sah, verstand er, warum die Pilger, die ihr Gesicht im Wasser gesehen hatten, glaubten, in das Angesicht der Göttin geblickt zu haben.

Doch je länger der Marsch zum Sumpf dauerte, um so mehr verblaßte die Schönheit der Undine. Die Elfen bewegten sich behende und kamen schneller voran, als Andris es für möglich gehalten hätte. Er hielt sich selbst für stark und durchtrainiert, doch er hatte Schwierigkeiten, mit ihrem Tempo mitzuhalten. Für die Undine war es eine brutale Strapaze. Jedesmal, wenn Andris nach ihr sah, wirkte sie dünner und noch zerbrechlicher.

Als sie in Akhlaurs Sumpf eindringen, machte sich unter den Elfen eine bedrückte Stimmung breit. Die Luft war modrig wie in einem offenen Grab. Als sie sich zwischen moosbewachsenen Bäumen hindurch ihren Weg bahnten, stri-

chen die langen Fäden über sie hinweg wie leblose Finger. Die Elfen trauerten um jeden Kristallgeist, an dem sie vorüberkamen. Kiva drängte sie zum Weitergehen, woraufhin die Elfen nach einer Weile dazu übergingen, ihre Trauerlieder zum Takt ihrer Schritte zu singen wie einen klagenden Marsch.

Auch Andris sah sich mit seinen Toten konfrontiert. Am zweiten Tag ihres Marschs durch den Sumpf erreichten sie jene Stelle, an der sie gegen den Laraken gekämpft hatten.

Der Dschungel hatte bereits begonnen, das Schlachtfeld für sich zurückzuerobern. Das Laub, das von Tzigones und Kivas Feuerbällen versengt worden war, wuchs wieder nach und schloß die entstandenen Wunden. Blühende Ranken wanden sich um den leeren Brustkorbs des Löwenzentaurs, der gestorben war, als er seine Elfenherrin hatte beschützen wollen. Andris war dankbar dafür, daß er die Knochen seiner Kameraden nicht sehen mußte. Da sie keine Möglichkeit gefunden hatten, sie richtig zu beerdigen, hatten sie die Leichen schließlich beschwert und in einem tiefen Teich ganz in der Nähe versenkt.

Ein stechender Geruch von Fäulnis schlug Andris entgegen – von dem üblen Gestank schwanden ihm fast die Sinne. Der Geruch war vertraut, doch einen Moment lang konnte er ihn nicht identifizieren.

»Kilmaruu«, murmelte er dann und erinnerte sich an die Schlacht in dem Sumpf und an den Geruch, der von den vor langer Zeit ertrunkenen Männern aufgestiegen war.

Andris griff in seine Tasche und holte ein kleines Gefäß mit einer stark riechenden Salbe heraus, die er für jenen

Kampf vorbereitet hatte. Er schmierte sich ein wenig Salbe unter die Nase, so daß der faulige Gestank überdeckt wurde. Er warf Kiva das Gefäß zu und zog sein Schwert, dann nahm er eine kampfbereite Haltung ein. Die Elfen hinter ihm taten es ihm nach.

Ein verrottender, angeschwollener Leichnam stapfte durch das Blattwerk. Er hob eine aufgedunsene Hand und schleuderte Andris etwas Bräunliches, Nasses entgegen. Dieser hob das Schwert, um das Objekt abzuwehren, und die Klinge fuhr mühelos durch das schwammige Wurfgeschloß hindurch. Zwei Hälften eines Vampiregels – jede so groß wie seine Faust – zuckten zu seinen Füßen.

Andris schauderte. Die Egel waren so unersättlich wie ihre Namensvetter, und es war fast unmöglich, sie von ihrem Opfern zu lösen. Wenn ein solcher Egel an einem lebenden Ziel Halt fand, konnte er dem Körper so viel Blut aussaugen, daß man eine Flasche Wein damit füllen konnte, ehe es gelang, ihn zu durchtrennen.

Die untote Kreatur kam ihnen weiter entgegen und zog ihr Schwert aus einer rostigen Scheide. Andris stellte sich ihr und wehrte den Angriff ab. Das »Schwert« zerbrach beim ersten Aufeinandertreffen wie getrocknetes Schilf und entpuppte sich als dünner Hohlkörper.

Andris warf einen Blick auf die Brust des Toten und mußte aufstöhnen. Er sah die Stichwunde ins Herz, die vom bleichen, aufgedunsenen Fleisch fast verdeckt wurde. Dies hier war Dranth gewesen, ein Jordain-Student, der das Kolleg wegen einer »schwächenden Krankheit« verlassen hatte – eine so falsche Behauptung wie die, durch die Andris von

Kiva rekrutiert worden war. Dranth war im Sumpf gestorben, erstochen von einer riesigen Blutmücke. Die Waffe in Dranths untoter Hand war das Objekt, das seinen Tod verursacht hatte: der Rüssel einer Blutmücke.

Seine Augen wiesen keinerlei Intelligenz auf, es war nichts von Dranth darin zu erkennen. Das machte es Andris etwas leichter. Mit drei schnellen Schlägen enthauptete er den wandelnden Leichnam und rammte sein Schwert durch das ohnehin schon in Mitleidenschaft gezogene Herz.

Andris mußte sich vor Augen halten, daß Dranth bereits tot gewesen war. Er bückte sich, um das faulige Fleisch von seinem Schwert wischen.

Hinter ihm ertönte ein wortloses Wimmern des Grauens. Andris sah zurück. Die Undine konnte nur deshalb noch aufrecht stehen, weil Cibrone ihr einen Arm um die Taille gelegt hatte und sie stützte. Beide Frauen starrten voller Abscheu und Trauer auf den kopflosen Zombie nieder. Andris wußte genug über Elfen, um sich ihres großen Respekts vor dem Leben nach dem Tode bewußt zu sein. Sie konnten den Gedanken an einen wiederbelebten Leichnam einfach nicht ertragen.

Zwischen den von Ranken überzogenen Bäumen ertönte ein abgerissenes, gurgelndes Jammern. Der Jordain fuhr herum und trat der neuen Bedrohung entgegen, fest entschlossen, auch die wiederbelebten Leichen seiner anderen gefallenen Kameraden zu vernichten.

*

*

*

Themo erreichte die Hütte mit zwei Tagen Verspätung. Er glühte vor einem leichten Sonnenbrand und vor heller Aufregung und schien für jedes Abenteuer bereit. Angesichts des breiten Grinsens auf dem Gesicht des großen Mannes wußte Matteo, daß es kein Fehler gewesen war, sich in Themos Leben einzumischen. Dieser sprang vom Pferd und umarmte Matteo so schwungvoll, daß der fast befürchtete, er würde ihm mehrere Rippen brechen.

»Was hast du dem alten Ferris gesagt, daß er mich hat gehen lassen?«

Matteo reagierte mit einem schwachen Lächeln. »Möchtest du nicht lieber wissen, was wir eigentlich jagen?«

Themo hörte aufmerksam zu, nickte und machte hin und wieder einen Vorschlag. Er war bester Laune, als die Jordaini losritten und der Spur der Crinti ins Gebirge hinein folgten. Hinter jedem Busch und an jeder Höhle, die sie passierten, rechneten sie mit einem Hinterhalt. Spuren gab es genug, doch ihre Beute bekamen sie nicht ein einziges Mal zu Gesicht.

»Viel Spaß macht das nicht«, beklagte sich Themo nach einigen Stunden.

Matteo und Iago sahen sich an. »Vielleicht ist sein Schwert schärfer als sein Verstand«, meinte der kleine Jordain sarkastisch.

»Während meines Dienstes bei Procopio Septus habe ich mich dem Magier oft bei seinen Kriegsspielen angeschlossen«, sagte Matteo und schnitt dem beleidigten Themo das Wort ab, ehe dieser etwas sagen konnte. »Er besaß einen wunderbaren Tisch, eine Landkarte, die geformt war wie

diese Landschaft. Hunderte von winzigen Figuren bewegten sich darauf und kämpften. Er befahl sie, damit sie Schlachten austrugen und wir das Geschehen von oben betrachten konnten, so wie ein Gott es könnte, damit wir besser verstanden, wie der Kampf sich entwickelt. Manchmal gingen wir denselben Kampf immer und immer wieder durch, immer versehen mit leichten Variationen, um zu sehen, was funktionierte und was nicht.«

Ein sehnsüchtiges Lächeln zeichnete sich auf dem Gesicht des großen Mannes ab. »Das würde ich mir gerne ansehen.«

»Auf jeden Fall war es sehr lehrreich. Zu einer Strategie gehörte ein fliegender Magier – einer der tödlichsten Widersacher. Wir Jordaini wissen, wie man die Erfolgchancen erhöht, wenn die Magier auf dem Boden bleiben. Ebenso wie die Crinti. Sie halten sich üblicherweise an die Höhlen oder die dichten Wälder. Doch dieser Weg bietet keinen Schutz und verbreitert sich immer mehr. Das ist kein typisches Crinti-Verhalten.«

»Wir sind keine Magier«, hielt Themo dagegen.

»Das ist wohl wahr. Aber man gibt Strategien, die sich als erfolgreich erwiesen haben, nicht so einfach auf. Die Crinti haben diesen Pfad nicht ohne Grund gewählt.« Matteo hielt inne und sah in westlicher Richtung zum Himmel. Über den Hügeln war nicht mehr als ein blutig roter Streifen zu sehen. »Weil dies hier der Nath ist, gibt es noch andere Dinge, die uns Sorgen machen.«

Wie die Stimme eines Schauspielers, der sein Stichwort vernommen hatte, ertönte von den Hügeln das Heulen einer Finsteren Fee. »Die Crinti fürchten sich vor den Finsteren

Feenvolk, und doch führen sie uns immer tiefer in das von ihnen heimgesuchte Land.«

Iago warf einen verstohlenen Blick in die Richtung, aus der das Geräusch kam. »Vielleicht sind die Schattenamazonen wie Wachteln, die vorgeben, sich den Flügel verletzt zu haben und auf diese Weise eine Bedrohung von ihrem Nest weglocken.«

»Oder vielleicht führen uns die Crinti nicht von etwas fort, sondern in etwas hinein.«

»Höchstwahrscheinlich in einen Hinterhalt«, murmelte Themo und betrachtete aufmerksam seine Umgebung.

Matteo hielt das für eine logische Folgerung. Die Spur der Crinti führte durch einen gewundenen, schmalen Paß, vorbei an kleinen dunklen Höhlen und Bergen von Geröll. Sie durchquerten den Abschnitt unversehrt und gelangten auf eine weitläufige Lichtung – an den seltsamsten Ort, den Matteo je gesehen hatte.

»Bei Lord und Lady«, flüsterte er und stieg von seinem Pferd ab.

Große, konische Hügel streckten sich gen Himmel. Sie waren mit Moos überzogen, und die meisten von ihnen waren mehr als zweimal so groß wie ein Mann, während andere Matteo nicht einmal bis zur Schulter reichten.

Die Luft auf der Lichtung schien anders zu sein. Kurz nach dem Paß war der Himmel noch von einem strahlenden Saphirblau gewesen, wie bei einem sommerlichen Sonnenuntergang üblich. Die wenigen Wolken, die sich an den Berggipfeln hielten, hatten in den Farben Gold, Blutrot und Purpur geleuchtet. Hier dagegen war alles in grauen Nebel

getaucht, und die Wolken hingen tief über dem Land. Der größte Teil des Nath bestand entweder aus verkümmertem Wald oder wüstem Ödland, doch hier waren der Untergrund und die Hügel mit vollem, hellgrünem Moos bedeckt, wie man es sonst nur in tiefen Wäldern vorfand. Matteo hatte das Gefühl, der zerklüftete Paß habe sie nicht auf eine weitere Lichtung, sondern in eine andere Welt geführt.

»Noch nie habe ich einen so verzauberten Ort gesehen«, sagte er beeindruckt.

»Verzaubert?« Themo warf ihm einen finsternen Blick zu. »Du verbringst zuviel Zeit mit Magiern.«

Das Gesicht des großen Mannes war unnatürlich bleich, und er trat unruhig von einem Fuß auf den anderen, was ihn ebenso verschreckt wirken ließ wie die scheuenden Pferde.

Iago legte eine Hand auf seine Schulter. »Das habe ich ihm auch schon gesagt, Themo.« Er sah Matteo entschuldigend an. Matteo verstand und reagierte mit einem knappen Kopfnicken. Themo liebte Klatsch, und eine Abwechslung war jetzt genau das Richtige. »Wußtest du eigentlich, daß Matteo jede freie Stunde mit dem Mädchen verbringt, das den Laraken gerufen hat?«

Dieser kleine Skandal fesselte augenblicklich Themos gesamte Aufmerksamkeit, sein Gesicht nahm wieder ein wenig Farbe an. »Hat dich der Mond verrückt gemacht? Die Schülerin eines Magiers? Obwohl ich mir vorstellen kann, daß sie hübsch ist«, überlegte er. »Vor allem, wenn man auf große dunkle Augen steht.«

Matteo hörte nicht mehr länger zu. Er ging hinauf zu einem der Hügel und legte eine Hand darauf. »Fühlt das!«

Die anderen Jordaini folgten vorsichtig seinem Beispiel. Die konischen Hügel summt^{en} vor Energie – sogar die Jordaini konnten es durch ihren Magieschutz hindurch spüren! Der mit Moos überzogene Fels fühlte sich merkwürdig an, so, als sei er nicht völlig solide.

»Die Schleier sind hier dünn«, sagte Iago besorgt, während er sich über die Hüfte rieb, als wollte er das störende Kribbeln vertreiben. »Darum hören wir das Lied der Finsternen Feen.«

»Könnten sie hindurchkommen?« wollte Themo wissen.

»Es heißt, daß sie es von Zeit zu Zeit versuchen, doch nur ein oder zwei kommen herüber. Offenbar ist der Wechsel schwierig und nur an bestimmten Orten zu bestimmten Zeiten möglich.«

»Es besteht also nicht die Gefahr, daß eine Armee von ihnen aus diesen Dingen hervorkommt?« bohrte Themo nach und deutete auf die konischen Hügel.

»Nicht, wenn sie nicht gerufen werden«, beruhigte Matteo ihn. »Und diese Gefahr ist sehr gering. Wer würde denn so etwas machen? Wer *könnte* es?«

Iagos Augen weiteten sich, als er etwas erblickte. »Haben wir nicht ein Sprichwort, wonach man keine Fragen stellen soll, wenn man nicht wirklich eine Antwort bekommen will?«

Matteo folgte seinem Blick. Tzigone stand am Eingang zum Paß. Ihr blaues Gewand war von der Reise verschmutzt, und sie hatte es mit einem Gürtel gerafft, damit sie sich besser bewegen konnte. In ihrem blassen, aufgebracht^{en} Gesicht wirkten ihre dunklen Augen noch größer.

»Hinter euch!« rief sie und zeigte in die entsprechende Richtung.

Er fuhr herum und war nicht überrascht, daß die Schatten auf der anderen Seite der Lichtung sich bewegten und eine Gestalt annahmen, die ihm das Blut in den Adern gefrieren ließ.

Finstere Feen, die so dünn wie Geister und finster wie Drow waren, betrachteten die Eindringlinge mit seltsam glühenden schwarzen Augen. Sie waren kaum größer als Kinder und bewegten sich mit einer überirdischen Anmut. Sie glitten so schnell zwischen den Hügeln hin- und her, daß das Auge ihnen nicht folgen konnte.

Matteo schluckte hart und zog seine Waffen. Im selben Moment verschwanden die Kreaturen. Er hörte ein Geräusch, leise wie der Wind, doch der Eindruck war so schnell vorüber, daß Matteo die Ursache nicht verstehen konnte, bis er die glühenden Augen sah, die sich auf ihn von einem näheren Hügel aus zubewegten. Die Finsteren Feen bewegten sich nicht mit Hilfe von Magie, zumindest war es keine Magie, die ihm vertraut war. Sie waren einfach von Natur aus so schnell.

»Laßt sie nicht entkommen«, schrie Tzigone. »Haltet sie im Tal fest!«

Matteo warf ihr einen fassungslosen Blick zu. »Sonst noch etwas?«

Sie rannte bereits in die andere Richtung. »Laßt euch was einfallen! Ich bin sofort wieder da. Ich muß nur noch rasch diesen Rattenbastard von Magier töten!«

Tzigones Stimme wurde leiser, so wie das Geräusch ihrer

Stiefel auf dem rauhen Fels. Die katzenhaften Augen der Feen verschwanden ebenfalls, aber nur, um einen Augenblick später hinter einem anderen, näheren Hügel wieder aufzutauchen. Das Lied der Finsteren Feen setzte ein, eine beklemmende, unirdische Melodie, die von Hügel zu Hügel sprang und überall und nirgends zugleich war.

»Bei der Mutter von Mystra«, fluchte Themo leise, in dessen Augen das Feuer seiner Kampfeslust unsicher flackerte. »Wie zur Hölle können wir dagegen kämpfen?«

Matteo zog sein Schwert und ging auf den nächsten Hügel zu.

»So gut wir können.«

*

*

*

Tzigone eilte durch die Passage und warf sich Dhamari entgegen wie ein lebendes Geschoß. Sie gingen beide zu Boden und rollten unsanft über den felsigen Untergrund. Er war zu überrascht, um Widerstand zu leisten, und sie hatte ihn rasch überwältigt.

»Du hast mich reingelegt«, zischte sie ihn an, packte ihn grob am Kragen seiner Tunika und schüttelte ihn brutal durch. Durch die plötzliche Bewegung wurde der silberne Teil einer Kette unter seinem Gewand sichtbar. Daran hing ein Medaillon – der Talisman ihrer Mutter!

Tzigone griff danach und spürte, wie ihre Finger kribbelten, als die vertraute Magie aus dem Anhänger auf sie übersprang – jene wachsamen Schutzmagie, an die sie sich seit jeher erinnern konnte. Mit einem Ruck zerriß sie die Kette

und steckte den Talisman – den *echten* Talisman – in den Schaft ihres Stiefels.

Zum ersten Mal bemerkte sie das kalte, gehässige Leuchten in den Augen des Magiers. »Du hast mich reingelegt«, wiederholte sie, diesmal mit einem verwunderten Unterton, als sie begann, das wahre Ausmaß von Dhamaris Verrat zu erfassen. »Du hast gesagt, dieser Zauber würde sie abwehren und bannen, aber er hat sie herbeigerufen! Ich habe sie *hergeholt*!

»Ein Mißgeschick«, protestierte der Magier. »Ich habe dir doch gesagt, daß diese Magie meine Fähigkeiten übersteigt.«

»Also vertraust du sie einer unerfahrenen Schülerin an!«

Ein schuldbewußter Ausdruck zeichnete sich auf seinem Gesicht ab. »Laß mich aufstehen, dann werde ich dir die Schriftrolle mit dem Umkehrzauber geben.«

»Na, das war ja einfach«, sagte sie sarkastisch. »Wahrscheinlich die ganze Anstrengung auch noch wert.« Sie schüttelte den Magier erneut. »Ich weiß, daß du Metall verwandeln kannst. Ich habe gesehen, wie du die Schriftrolle studiert hast! Verwandle meinen Dolch in Eisen! *Sofort!*« schrie sie, als Dhamari zögerte.

Der Magier verzog die Lippen zu einem schmalen Strich, doch er nickte zustimmend. Tzigone ließ ihn aufstehen und zeigte ihm den silbernen Dolch, den Basel ihr gekauft hatte.

»Eisen«, ermahnte sie ihn. »Und bei Wind und Wort, du solltest dich dicht hinter mir halten, um mit den Waffen der Jordaini das gleiche zu machen.«

Dhamari sah über die Schulter. Seine Wachen – jedenfalls die, die nicht schon die Flucht ergriffen hatten – stan-

den geschlossen hinter ihm. »Ihr habt sie gehört«, sagte der Captain schroff.

Der Magier nahm das Messer und wirkte den Zauber. Als er fertig war, blickte er widerstrebend auf die matte, schwere Waffe. »Bedenke doch«, sagte er flehend, »du kannst gegen diese Kreaturen nicht gewinnen.«

Tzigone riß ihm das eiserne Messer aus der Hand und eilte Matteo zu Hilfe. Als sie die Lichtung erreichte, konnte sie einen kleinen, entsetzten Aufschrei nicht unterdrücken. Ihr Freund schlug sich nicht gut.

Die Finsteren Feenkrieger waren schnell und lautlos, sie hielten die Jordaini durch ihre Schnelligkeit in Schach und spielten mit ihnen, indem sie ihnen blitzschnell mit ihren gemeinen kleinen Messern Schnitte zufügten. Alle drei Männer bluteten aus einer Vielzahl winziger Wunden, während sie bei ihren behenden Gegnern keinen einzigen Treffer landen konnten. Eiserne Waffen würden helfen können, doch Tzigone konnte sich ihnen nicht allein in den Weg stellen. Sie schaute über die Schulter nach Dhamari Exchelsor, der unentschlossen schwankend am Rand der Lichtung stand.

»Metallverwandlung!« schrie sie. Der Magier bemerkte ihren Blick und begann hastig mit dem zweiten Zauber. Als dieser fertig war, verdrehte er die Augen und sank zu Boden – für Tzigones Geschmack eine Spur zu elegant.

»Idiot«, murmelte sie. Dhamaris feiger Schachzug war zwar ein Vorwand, nicht kämpfen zu müssen, aber zugleich konnte er sich so nicht verteidigen.

»Schafft ihn hier weg!« rief sie den Männern, die Dhama-

ri zur Lichtung gefolgt waren. Ihren Gesichtern war anzusehen, daß sie nichts dagegen hätten zuzusehen, wie der Magier an der Stelle ums Leben kam, an der er zusammengebrochen war. Tzigone bedachte sie mit einem wütenden Blick. »Schafft ihn fort, sonst bekommt ihr es mit mir zu tun!«

Sie hatte keine Zeit, um sich über den Ausdruck der Angst in den Gesichtern der Männer zu wundern, dem rasch Schamesröte folgte. »Wie Ihr wünscht, meine Dame«, murmelte der Anführer.

Tzigone war schon losgerannt. Sie warf sich direkt in den Weg eines Angehörigen des dunklen Volks – dem größten, die sie hatte ausmachen können. Die Kreatur blieb vor ihr stehen, keinen Atemzug weit von ihr entfernt, abgestoßen und geschwächt von dem Eisen, das sie bei sich trug.

Tzigone hob in einer Drohgebärde das Messer, dann riß sie das Knie hoch. In den schwarzen Augen der Fee glühte etwas auf, von dem sie hoffte, daß es Schmerz war.

»Dame?« wiederholte sie abfällig. »Würde ich nicht sagen.«

Ihr eisernes Messer fuhr herab.

Sie riß daran, um die Klinge zu befreien und wirbelte herum, um die Lage mit einem Blick auf das Schlachtfeld zu erfassen. Matteo hatte das eiserne Schwert zur Seite geworfen, vermutlich weil es zu schwer geworden war. Statt dessen hatte er seine Dolche gezogen und kämpfte an der Seite seiner Freunde. Sie standen Rücken an Rücken in einer Dreiecksformation und stritten jeder gegen einen Widersacher. Die Finsteren Feen waren noch immer unnatürlich schnell, doch die Eisenwaffen schienen sie so ihrer Kraft zu

berauben, wie der Laraken Magie gestohlen hatte.

Gerade hoffte Tzigone, daß sich das Blatt gewendet hatte, da ging der große Jordain zu Boden. Das Lied der Finsteren Feen schwoll triumphierend an, während sie weiter nach vorn drängten.

Tzigone eilte los, um den Platz des gefallenen Mannes einzunehmen. Ein Messer tauchte aus dem Nichts auf und traf sie an der Hüfte. Sie versuchte, nach dem Angreifer zu treten, traf aber nur Luft. Sie sah ein, daß ein einsamer Kampf zwecklos war, also gesellte sie sich zu Matteo und Iago und verfiel in den Rhythmus des Kampfs.

»Zurück mit dir, Tzigone«, sagte Matteo keuchend, während er einen Hieb nach dem anderen abwehrte. »Du bist dafür nicht ausgebildet.«

»Wer ist das schon?«

Er warf ihr einen raschen aufgebrachten Blick zu. »Verschwinde schon!«

»Ich habe sie herbeigerufen«, erwiderte sie ernst.

Matteo hätte nichts darauf sagen können, selbst wenn er es gewollt hätte. Da die Eisenwaffen die Bewegungen der Finsteren Feen verlangsamten, wurde aus ihrer Zahl ersichtlich, daß Dhamaris Zauber mehr als nur eine Gruppe der geisterhaften Kreaturen den Schleier hatte durchdringen lassen.

Plötzlich verstummte die Musik, und die Angreifer zogen sich zurück. Unsicher liefen sie durcheinander. Tzigones Herz machte einen Satz, da sie Hoffnung schöpfte, doch Matteo stieß einen lauten, unflätigen Fluch aus.

Sie sah ihn an. »Was?«

Matteo wischte sich Blut von der Stirn. »Ich habe diese Formation schon einmal gesehen«, sagte er, »aber nicht in einer Schlacht.«

Noch während er sprach, begannen die Finsteren Feen um sie herum zu kreisen. Ihr Lied erscholl erneut in einem grell triumphierenden Jubel, während sie sich wie kleine geisterhafte Wölfe ihrer Beute näherten, um zum Todesstoß auszuholen.

Einundzwanzigstes Kapitel

Ein gleißendes Licht erfüllte die Lichtung und ließ die Finsteren Feen augenblicklich die Flucht ergreifen. Matteo hielt sich eine Hand vor die Augen, während er versuchte, die Quelle des Lichtscheins auszumachen. Erleichtert ließ er die Schultern sinken, als er Basel Indoulurs Schiff entdeckte. Der Kampf war vorüber, und er sank neben Themo auf die Knie.

Auf den ersten Blick wirkten die Wunden des großen Jordain nicht so schwerwiegend, sondern sahen nach den gleichen oberflächlichen Schnitten aus, die auch er selbst erlitten hatte. Doch der matte, leere Blick seines Freundes sprach eine andere Sprache.

Karmesinrote Seide raschelte, als sich Basel neben ihm auf ein Knie niederließ. »Wie kann ich helfen?«

»Die Finsteren Feen können einen Sterblichen ebenso entweihen wie ein Vampir«, sagte Matteo. »Themo muß geheilt und geläutert werden, sonst wird er möglicherweise nie wieder mehr sein als das, was Ihr jetzt seht. Habt Ihr einen Priester an Bord?«

Der Magier schüttelte den Kopf. »Wir bringen ihn zum nächsten Tempel.« Noch während er sprach, wanderte sein Blick zum Rand der Lichtung, wo Tzigone stand. Sie hatte stur das Kinn vorgeschoben und stand dicht bei einem sehr gereizten Iago. Der Jordain schien Tzigone Vorhaltungen zu

machen und ihr die Schuld an dem zu geben, was sich ereignet hatte. Zur Abwechslung hielt die junge Frau einmal ihre Zunge im Zaum. Matteo kannte ihren verdrehten Sinn für Humor und wußte, daß die Last des mißratenen Zaubers bereits auf ihren Schultern ruhte.

Basel trat rasch zwischen den wütenden Jordain und seine Schülerin. »Geh an Bord der *Avariel*, Tzigone«, sagte er ruhig. »Hol die anderen.«

Iago spuckte aus. »Ich werde nicht auf dem gleichen Schiff reisen wie diese Hexe!«

»Du bist auch nicht eingeladen«, erwiderte Basel kühl. »Reite mit den Söldnern in die nächste Stadt oder bleib hier und stell dich wieder diesen Kreaturen, wenn dir das lieber ist.«

Der Jordain entfernte sich und unterhielt sich kurz und mürrisch mit Dhamaris Männern. Einen Moment später kam der Captain der Söldner zu Basel. Dhamari hatte er am Kragen gepackt und hinter sich hergeschleift. »Könnt Ihr noch jemanden mitnehmen? In seinem Zustand kann er nicht reiten, und jeder Mann hier würde ihn lieber töten, als sich um ihn zu kümmern.«

Basel nickte knapp. Zwei der Männer brachten den Magier unsanft über die lange Planke auf das Deck des über ihnen schwebenden Schiffs.

Matteo warf sich Themo über die Schulter und brachte ihn ebenfalls an Bord, war sich aber nicht sicher, ob er dort bleiben oder sich den anderen Kämpfern anschließen sollte. Das Himmelsschiff nahm ihm die Entscheidung ab, als es sich in die Lüfte erhob, ehe er wieder von Bord gehen konn-

te. Er ließ sich neben dem Bett nieder, auf das man Themo gelegt hatte. Einer von Basels Männern brachte ihm Wasser und Tücher, und er begann, die vielen kleinen Wunden des Jordain zu säubern und zu verbinden.

Nach einigen Minuten spähte Tzigone um die Ecke der kleinen Kabine. Sie betrachtete Themo, der inzwischen so gründlich bandagiert war wie eine mulhorandische Mumie. Schuld zeichnete sich in ihren großen Augen ab.

»Gib nicht dir die Schuld«, sagte Matteo und deutete auf Themo. »Das ist nicht dein Fehler.«

»Dieser kleine Jordain sieht das aber anders«, erwiderte sie und fuhr sich mit der Hand über die Stirn, die schmutzig und blutverschmiert war. »Und ich ebenfalls.«

Matteo bedeutete ihr, zu ihm zu kommen. Sie hockte sich auf den Rand des Bettes und ließ zu, daß er sich um ihre Wunden kümmerte. Als all ihre Schnitte versorgt waren, setzte er sich neben sie und nahm sie in seine Arme.

Sie ließ ihren Kopf gegen seine Schulter sinken, während sie begann, wie ein Wasserfall zu reden, so daß ihre Worte sich überschlugen. Matteo hörte ihr zu, ohne sie unterbrechen, als sie ihm von ihrem Treffen mit Dhamari und von ihrer Entscheidung erzählte, mit ihm aufs Land zu reisen, um so viele Zauber wie möglich zu lernen. »Er sagte, die Beschwörung sei ein Mißgeschick gewesen«, schloß sie ihre Ausführungen.

»Glaubst du ihm?«

Sie stand auf und ging in der Kabine auf und ab. »Ich weiß nicht. Hast du Kiva gefunden?«

»Ich habe einen ihrer Begleiter gefunden.«

Sie betrachtete sein bleiches Gesicht. »Laß hören.«

Matteo berichtete von seiner Begegnung mit Andris und den Crinti. Er erzählte ihr von dem Läuterungsritual der Jordaini, ließ Iagos Spekulationen über Kivas Motive jedoch aus. Er erwähnte aber, daß Ferris Grail der Eigentümer des Kühlhauses war, in das man Tzigone entführt hatte.

»Andris' Verrat bricht mir das Herz, hat mich aber auch in absolute Unsicherheit gestürzt. Kann ich dem Jordaini-Orden vertrauen? Den Wächtern Halruaas?«

»Vielleicht glauben sie, auch für die Sicherheit Halruaas zu sorgen, indem sie sich gegen dich stellen.«

Matteo dachte darüber nach und zog vor allem in Erwägung, was König Zalathorm über diese mysteriöse Macht gesagt hatte, die das »Herz von Halruaa« beschützte. Vielleicht war der Jordaini-Orden dieses »Herz«. Indem er von den strengen Regeln abwich und versuchte, die Geheimnisse zu ergründen, richtete er möglicherweise Schaden an, während er glaubte, das Richtige zu tun.

Er sah seine Freundin ratlos an. »Ich weiß nicht mehr, was ich tun soll.«

Sie setzte sich zu ihm. »Weißt du, allmählich fange ich an, im Kredo der Jordaini einen Sinn zu erkennen. Du bist der einzige Mensch, den ich kenne, von dem ich weiß, daß er die Wahrheit sagt. In gewisser Weise ist das ziemlich dumm, aber das ist auch der Grund, warum du der einzige Mensch bist, dem ich wirklich vertrauen kann. Du hast einen gesunden Respekt vor der Magie, aber du hast gelernt, ohne sie zu leben. Ich habe Magier gesehen, die können nicht mal den Nachttopf treffen, ohne erst einen Zauber zu

wirken. Na ja, ich habe es nicht wirklich *gesehen*, aber du verstehst, worauf ich hinauswill. Du *bist* ein wirklicher Wächter Halruaas. Das ist die Mühe wert. Ich bin viel herumgekommen. Halruaa ist nicht perfekt, aber es ist der beste Ort, den ich *gesehen* habe.«

Matteo nahm ihre Hand. »Wann bist du so weise geworden?«

Sie grinste und klimperte mit den Wimpern, als wollte sie mit ihm flirten. »Ich bin schon immer weise gewesen. Daß Männer meine anderen Begabungen nicht zur Kenntnis nehmen, liegt nur daran, daß ich so bezaubernd aussehe.«

Sie mußten beide lachen. »Und was passiert jetzt?« fragte sie.

»Wenn man der Königin glauben kann, kommt ein Krieg«, sagte Matteo leise.

Tzigone sah ihn zweifelnd an. »Nach allem, was ich gehört habe, ist die Königin so verrückt wie eine Mondmotte.«

»Und doch kann es ein wichtiger Umstand sein, daß es Kiva war, die Beatrix nach Halarahh brachte.«

»Du denkst also, die Königin und Kiva sind Verbündete?«

»Es kommt mir unwahrscheinlich vor. Zalathorm ist ein mächtiger Erkenntniszauberer. Er hat für mehr als ein Dreivierteljahrhundert jede große Bedrohung für das Land vorhergesehen.«

Sie dachte darüber nach. »Dann sollten wir herausfinden, ob die Königin wirklich etwas weiß. Da sie von so vielen Geräten umgeben ist, wird eines mehr oder weniger nicht auffallen.«

»Davon halte ich nicht viel«, sagte Matteo. »Heimlich

ein Ausspähungsgerät zu plazieren bedeutet, einen magischen Gegenstand zu benutzen. Das ist einem Jordain verboten.«

»Aber der Schülerin eines Magiers ist es nicht verboten«, hielt sie dagegen.

»Es läuft auf das gleiche hinaus, wenn ich einen anderen in meinem Auftrag Magie anwenden lasse«, gab Matteo zurück.

»In deinem Auftrag? Nun hör sich einer das an! Wessen Idee war es denn?«

»Es ist dumm, ungesetzlich und höchstwahrscheinlich Selbstmord«, sagte er hitzig, während er diese Punkte an seinen Fingern abzählte. »Es spricht also alles dafür, daß es deine Idee war.«

Aus irgendeinem Grund fand Tzigone das amüsant. »Also, was machst du als nächstes?«

Er sah zu dem schlafenden Jordain. »Ich werde Themo in einen Tempel bringen, damit er geheilt wird, und dann sollte ich wieder im Palast vorstellig werden.«

»Aber?« wollte sie angesichts des Zögerns in seiner Stimme wissen.

»Vielleicht sollte ich Procopio Septus über diesen Angriff in Kenntnis setzen.«

»Den alten Schneefalken? Warum?«

»Er hat sehr viel Zeit damit verbracht, die Crinti zu studieren. Er wird den König sicher in der Angelegenheit beraten wollen.«

Tzigone war einverstanden, nicht so sehr, weil sie von Matteos Plan überzeugt war, sondern weil es in ihren Plan

paßte. Wenn Matteo nicht im Palast war, konnte er sie dort auch nicht ertappen.

Die Erfahrung hatte ihr gezeigt, daß man jeden und alles mit Vorsicht genießen mußte, wenn Kiva ihre Finger im Spiel hatte. Es war an der Zeit, daß sie Königin Beatrix persönlich in Augenschein nahm.

*

*

*

Dhamari Exchelsor stöhnte und hob eine Hand an seine schmerzenden Schläfen. Er erinnerte sich daran, daß er zweimal den gleichen Zauber gewirkt hatte, doch diese Überanstrengung erklärte weder den rasenden Kopfschmerz noch die Beule gleich unter seinem Haaransatz, groß wie ein Hühnerei. Dann kehrte die Erinnerung zurück. Seine eigenen Leute hatten ihn auf Basel Indoulurs Himmelschiff geschleppt und in diese Kojе gestoßen. Seine eigenen Leute!

Sein Blick wurde klarer und erfaßte das Gesicht von Basel Indoulur. Der Magier saß an die Kabinentür gelehnt, die Arme verschränkt, die schwarzen Augen milde gestimmt. »Ihr seid also wach. Wie fühlt Ihr Euch?«

»Ich bin ganz und gar nicht beeindruckt von Eurer Vorstellung von Höflichkeit«, murkte der Magier und tastete vorsichtig mit den Fingerspitzen über seinen dröhnenden Schädel.

Sein »Gastgeber« breitete seine fleischigen Finger in einer Geste aus, die sagen sollte: »Was soll ich machen?«

»Eure Männer sind sehr leidenschaftlich. Zu schade, daß ich sie nicht mit auf mein Himmelschiff bringen konnte.«

Basel lächelte, als er den erleichterten Gesichtsausdruck seines Gegenübers bemerkte, doch es war kein freundliches Lächeln. »Wenn Ihr wollt, überlasse ich Euch gerne wieder ihrer freundlichen Fürsorge.«

»Ohne Euch die Mühe zu machen, Euer Himmelsschiff zu landen, wie mir scheint«, gab Dhamari zurück.

Der Beschwörer hob eine Augenbraue. »Daran hatte ich noch gar nicht gedacht, aber ich möchte Euch für diesen Vorschlag danken.« Abrupt stieß er sich von der Tür ab und jegliche Spur von Anstand wich aus seinem Gesicht. »Merkt Euch eines: Wenn Ihr Euch Tzigone noch einmal nähert, und sei es nur, um sie anzusprechen, dann werde ich Euren Vorschlag in die Tat umsetzen!« Er stürmte aus der Kabine.

Dhamari machte eine rüde Geste, nachdem die Tür zugefallen war, dann holte er eine kleine Mondsteinkugel aus einer geheimen Tasche in seinem Gewand. Er wandte der Tür den Rücken der Tür zu und beugte sich über die Kugel, um den Zauber zu murmeln, der die Verbindung zu der Elfe herstellen würde.

In der Kugel wirbelten kupferne und grüne Lichter, die sich rasch in das hübsche, aber alternde Gesicht Kivas verwandelten. Dhamari setzte eine zerknirschte Miene auf. »Wie vereinbart habe ich Keturahs Tochter den Zauber beigebracht. Sie ... sie beherrscht ihn jetzt.«

Glühender Zorn schlich sich in die Augen der Elfe, als sie die Wahrheit hinter seinem Zögern erkannte. »Hat sie ihn gewirkt?«

»Ich fürchte ja. Ich sagte ihr, es sei ein Bannzauber, damit ich sie dazu bringen konnte, ihn zu lernen. Aber es ist kein

Schaden angerichtet worden! Es gab einen Kampf, und das Finstere Feenvolk zog sich in die Berge zurück.«

»Es gab einen Kampf«, wiederholte Kiva bedrohlich ruhig. »Mit wem?«

»Drei Männern in Jordaini-Kleidung. Aber es war der Magier mit seinem Himmelsschiff, der das Feenvolk in die Flucht geschlagen hat.«

Kiva atmete langsam und bebend aus. Dhamari hatte einen roten Drachen weniger bedrohlich ausatmen sehen. Er unterdrückte ein Lächeln.

»Du Idiot!« tobte sie. »Es ist noch zu früh! Du könntest alles ruiniert haben! Sag mir wenigstens, daß es das Himmelsschiff von Procopio Septus war.«

Dhamari duckte sich, als erwarte er einen Schlag. »Basel Indoulur.«

Die Elfe schrie einen langen und schrillen Schrei aus. »Er wird diese Neuigkeiten in die Stadt des Königs bringen! Lord Procopio wird glauben, daß ich ihn verraten habe!«

Der Magier merkte sich diese Worte. Sie würden später sicher noch nützlich sein. »Wie kann ich das wiedergutmachen?«

Kiva sah ihn verächtlich an. »Du kannst langsam und qualvoll sterben.«

»Du brauchst mich!« jammerte er.

»Ich habe deinen Zauber gebraucht. Tzigone kann ihn jetzt wirken.«

»Wir sind eine Allianz eingegangen. Ich habe es beim Wort eines Magiers geschworen!«

»Also hältst du entweder den Mund, oder du stirbst!«

herrschte Kiva ihn an. »Ich habe keinen solchen Eid abgelegt. Und das, was ich geschworen habe, weise ich von mir. So wie ich auch dich von mir weise! Du stehst mir nur im Weg. Zwischen uns gibt es nichts. Hast du mich verstanden?«

Dhamari verstand durchaus. Es gab nichts zwischen ihnen. Er hatte Kivas Sache im Weg gestanden. Wenn man ihn durch Bluthunde befragen lassen würde – und das war sicher –, dann würden sie das bestätigen. Er hatte, was er wollte, und jetzt konnte er tanzen, ohne den Musikanten zu bezahlen.

Eine falsche Träne lief über seine Wange. »Einst hast du mich geliebt.«

Die Elfe reagierte mit völligem Erstaunen, dann faßte sie sich und lachte laut und verächtlich. Sie beschrieb mit beiden Händen eine streng wirkende Geste, klatschte einmal, und im gleichen Moment zersplitterte die Mondsteinkugel in Dhamaris Händen.

Der Lichtschein aus der magischen Kugel erlosch sofort. Die Splitter rieselten durch seine Finger auf seinen Schoß. Er betrachtete seine Hände und stellte fest, daß sie wie erwartet unversehrt waren.

Letztlich war die Zerstörung des Mondsteins sein eigenes Werk. Er hatte Kivas Zorn heraufbeschworen. Das zwar dumm, doch er wurde gut vor sich selbst beschützt.

Dhamari zog ein schweres Medaillon aus einer versteckten Tasche in seinem Ärmel, dessen vibrierende Magie noch immer stark und echt war. Das Medaillon selbst hatte sich allerdings in Eisen verwandelt. Es war jetzt viel schwerer – so

schwer, daß es aus Tzigones Stiefel gerutscht und unbemerkt auf dem rauhen Fels des Weges gelandet war.

*

*

*

Tzigone hatte sich schon einmal in den Palast der Königin geschlichen, doch der Anblick der riesigen Werkstatt war auch beim zweiten Mal überwältigend. Das Licht des zunehmenden Mondes flutete durch ein hohes Fenster herein. Kreaturen aus Metall, Leder und aus Segeltuch standen bereit und warteten auf ihren Einsatz, ihre Schatten umschlangen einander im Mondlicht, als flüsterten sie heimlich miteinander.

Ein eisiger Windhauch strich über Tzigones Haut. Sie erkannte die Berührung kraftvoller Magie und suchte sofort unter einer Werkbank Schutz.

Das Mondlicht schien stärker zu werden und sich zu einem wirbelnden Kegel aus weißem Licht auszuweiten, bis es sich wie eine sommerliche Windhose niederließ. Eine schlanke grüne Gestalt entstieg dem Licht. Tzigone biß sich auf die Lippe, um nicht aufzuschreien, als sie Kiva erkannte.

Eine der mechanischen Figuren wandte sich dem Eindringling zu. Nein, es war keine Maschine, sondern eine Frau. Das silberne Kleid und die silberweiße Perücke hatten ihr ein metallisches und unechtes Aussehen verliehen. Zudem hatte sie so reglos dagestanden, daß Tzigone sie nicht für ein lebendes Wesen gehalten hatte.

Kiva verbeugte sich ironisch. »Sei begrüßt, Beatrix.«

Das also war die Königin. Tzigone griff rasch nach dem

magischen Objekt – einer Flasche, die nach dem Abbild eines bärtigen Weisen mit Pfeife und einem schelmischem Grinsen geschaffen worden war. Sie zog den Korken heraus, damit die nächsten Worte aufgefangen werden konnten, die die beiden wechseln würden.

Kivas Blick wanderte über die Werkstatt. »Du hast viel mehr Kreaturen geschaffen als diese hier. Wo sind die anderen?«

»Weg«, sagte Beatrix vage.

»Wurden sie dir abgenommen?«

»Ja. Von den Nebeln.«

Die Elfe runzelte die Stirn, dann nickte sie. »Eigentlich um so besser. Auf die Weise erspare ich mir die Arbeit, sie wegzuschaffen. Ich hätte nie gedacht, daß du so viele bauen könntest.«

Beatrix wandte sich ab. Offensichtlich war sie an der Meinung der Elfe nicht interessiert. Tzigone beobachtete, wie Kiva die Worte und Gesten eines Zaubers durchging. Der Rest der mechanischen Geschöpfe löste sich auf, und Kiva folgte ihnen in einem Wirbel aus weißem Licht.

Tzigone setzte den Korken wieder ein und wartete unter dem Tisch in ihrem Versteck darauf, daß die Königin den Raum verließ. Offenbar schien es der Frau jedoch zu gefallen, einfach nur aus dem Fenster zu sehen, obwohl der Mond schon längst außer Sichtweite war. Als Beatrix sich dann endlich zurückzog, eilte Tzigone durch den Palast in Matteos Zimmer.

Er schlief bereits. Sie stürzte sich auf ihn, packte das Kissen zu beiden Seiten seines Kopfes und schüttelte es kräftig.

Plötzlich wurde ihre Welt auf den Kopf gestellt. Tzigone schlug mit dem Gesicht hart auf dem Boden auf. Sie spürte, wie ihr ein Knie in den Rücken gedrückt wurde. Eine Hand griff ihr ins Haar und drehte ihren Kopf, so daß ihre Wange auf den Teppich gepreßt wurde. Eine andere Hand drückte ein Messer gegen ihre Halsschlagader.

Aus dem Augenwinkel sah sie, wie Matteos grimmiger Gesichtsausdruck eines bedrohten Kriegers seiner ihr vertrauten brüderlichen Verärgerung wich.

»Und ich dachte immer, Zwerge wären schon schlecht gelaunt, wenn sie geweckt werden«, bemerkte sie. »Ich habe herausgefunden, daß man mit Zwergen am besten fertig wird, wenn man sie zur Erschöpfung treibt und sich dann davonestiehlt, solange sie schlafen. Willst du die Einzelheiten hören?«

Matteo seufzte und ließ sie aufstehen. »Ich hoffe, es ist wirklich wichtig.«

Sie zog den Korken aus ihrer magischen Flasche und ließ die belastenden Worte heraus.

»Was wirst du damit machen?« fragte sie.

»Das einzige, was ich machen kann«, sagte er schwer. »Die Wahrheit muß gesagt werden, und wir müssen auf Mystra vertrauen, daß alles zum Wohle Halruaas ausgeht.«

*

*

*

Matteo ging am Morgen gleich als erstes in den Ratssaal von Zalathorm. Viele der Ältesten Halruaas waren bereits anwesend, darunter auch Basel Indoulur und Procopio Septus. Als

der König Matteo erblickte, bedeutete er ihm, vorzutreten. Die Magierfürsten machten Platz, um ihn durchzulassen.

»Ich habe deinen Bericht erhalten und mit Lord Basel gesprochen«, sagte Zalathorm so laut, daß man ihn im ganzen Saal vernehmen konnte. »Hast du noch etwas hinzuzufügen?«

»Einige Dinge, Euer Majestät. Ich glaube, daß die Elfenfrau Kiva eine Armee gegen Halruua aufstellt.«

Des Königs Miene war zweifelnd. »Was für eine Armee? Finstere Feen?«

»Crinti, unter anderem.«

»Lord Procopio versichert mir, daß es sich nur um ein paar Plünderer handelt, die kein Problem darstellen.«

Matteo nickte dem falkengesichtigen Magier entschuldigend zu. »Wenn es nur ein paar Plünderer wären, warum sollte Kiva dann solch umfassende Maßnahmen ergreifen, um sie zu kontrollieren?« Er berichtete von Dhamaris Zauber und den Finsteren Feen, die Tzigone unwissentlich herbeigerufen hatte. »Mir scheint, daß Kiva einen Waldbrand als Gegenfeuer für einen anderen gelegt hat. Sobald die Crinti ihren Zweck erfüllt haben, würden die herbeigerufenen Finsteren Feen die Schattenamazonen zurück über die Berge treiben. Warum sonst sollte Kiva Crinti-Lager ausgerechnet in den heimgesuchten Bergregionen plazieren?«

Zalathorm nickte. »Lord Procopio?«

Das Gesicht des Erkenntniszauberers wirkte bleich und verkniffen. »Es ist möglich, mein Lord«, räumte er ein. »Es klingt nach einer vernünftigen Strategie.«

»Was sagt Ihr, Dhamari?«

Matteo stockte der Atem. Dhamari war hier, in der Ratskammer des Königs? Er folgte vielen anderen Blicken, als diese sich dem selbstbewußten Magier zuwandten.

»Der Verdacht des jungen Jordaini ist nicht aus der Luft gegriffen«, begann Dhamari. »Vor vielen Jahren waren Kiva und ich Schüler. Wir waren beide an einem fehlgeschlagenen Zauber beteiligt, durch den ein Kobold herbeigerufen worden war. Matteo wußte davon. Natürlich wird er sich fragen, ob die Verbindung zwischen Kiva und mir nicht weiterhin besteht. Meister Basel wird sicher gerne bestätigen, daß dem nicht so ist, wie die Inquisitoren von Azuth festgestellt haben.«

»Basel?« fragte der König und sah den verschwenderisch gewandeten Beschwörer an.

Der Magier reagierte mit einem knappen Nicken. »Er wurde getestet.«

»Der Zauber, der unwissentlich das Dunkle Feenvolk herbeirief, war von einem Bannzauber abgeleitet worden«, fuhr Dhamari fort. »Ich besitze nicht das Talent, ihn zu wirken, daher konnte ich auch nicht genau absehen, was er heraufbeschwören würde, doch ich schwöre den Eid eines Magierwortes, daß dieser Zauber niemals dazu gedacht war, der Verräterin Kiva zu helfen!«

Der König hörte sich die Ausführungen an, ohne erkennen zu lassen, was in ihm vorging. »Ihr verteidigt Euch sehr gut«, sagte er. »Nun, Matteo. Du hast gesagt, die Crinti seien lediglich ein Teil von Kivas Armee. Sprich weiter.«

»Kiva hat fast sicher den Überfall auf den Spiegel der Herrin angeführt. Sie hat auch Zugang zur Pforte, die zur

Ebene des Wassers führt. Wenn sie Crinti und wilde Elfen befehligen kann, wer vermag dann zu sagen, welche anderen Streitkräfte sie vielleicht noch besitzt?»

»Das ist doch lächerlich!« brach es aus einem der Magierfürsten heraus, der die Aufmerksamkeit des Königs auf sich lenken wollte. »Solange König Zalathorm regiert, hat er bisher jede Bedrohung vorhersehen können.«

Zustimmendes Gemurmel machte sich im Raum breit, doch der König hob eine Hand, damit wieder Ruhe einkehrte. »In Halruaa herrscht Frieden, weil alle Magierfürsten und ihre Jordaini wachsam und mit Eifer dafür eintreten. Wenn es eine Bedrohung gibt, sollten wir gemeinsam daran arbeiten, sie zu erkennen.«

Der scharfe Blick des Königs umwölkte sich, als würde er etwas betrachten, das in weiter Ferne lag. Nach einigen Augenblicken schüttelte er den Kopf und legte die Stirn in Falten. »Es liegt ein unmerklicher Schleier über der jüngeren Vergangenheit und der nahen Zukunft, den ich nicht zu durchdringen vermag und wie ich ihn noch nie gesehen habe. Dies ist eine Angelegenheit für den gesamten Rat.«

Zalathorm gab einem Höfling ein Zeichen, der den Raum verließ und im nächsten Moment mit einer großen bernsteinfarbenen Kugel zurückkehrte. Als Zalathorms Fingerspitzen diese Kugel berührten, fiel ein gleichermaßen goldenes Licht auf die Hand eines jeden Magiers im Raum. Jedes Mitglied des Ältestenrates von Halruaa trug einen goldenen Ring, in den eine winzige bernsteinfarbene Kugel eingelassen war, so daß Zalathorm mit all seinen Magiern gleichzeitig sprechen konnte.

»Verehrte Herrschaften, Eure Anwesenheit in der Ratskammer des König ist sofort erforderlich«, sagte er finster. »Begebt Euch auf dem schnellsten Weg zu mir, den Eure Magie Euch ermöglicht.«

Die Höflinge im Raum eilten zu den Türen, da sie nicht von jenen Magiern niedergetrampelt werden wollten, die ihren Kollegen um jeden Preis beweisen wollten, daß sie schneller waren.

»Da ist noch etwas, Euer Majestät«, sagte Matteo, »das am besten unter vier Augen besprochen werden sollte.«

»Das muß warten«, erwiderte Zalathorm, da die ersten Mitglieder des Rats bereits den Saal zu füllen begannen.

Als der Raum zum Bersten voll war, berichtete der König von Matteos Sorgen und von dem seltsamen Schleier, den er selbst über der Zukunft wahrgenommen hatte. Auf seinen Befehl hin entstanden in der Luft leuchtende grüne Runen. »Dies ist ein Erkenntniszauber. Wir werden ihn gemeinsam sprechen. Vielleicht können wir mit vereinten Kräften etwas sehen, was ein einzelner Mann nicht erkennen kann.«

Matteo sah zu Procopio Septus. Der Blick, den er Matteo zuwarf, war purer Haß.

Der Rhythmus setzte ein, in dem der Zauber gewirkt wurde. Zalathorm nahm einen langen Stab und gab mit gleichmäßigen Stößen den Takt vor. Der Klang hallte zwischen den Wänden und wurde beständig lauter, während die Magier tonlos die Zeichen des Zaubers lasen.

Gesang erfüllte den Saal, und die grünen Runen leuchteten immer heller und heller. Die Farben wurden zu einem Regenbogen, der sich langsam ausbreitete wie ein Teppich

aus Licht. In seine magischen Fäden eingewoben war das Bild einer gewaltigen Streitmacht, die sich am Fuße eines Gebirges versammelt hatte.

Der Gesang verstummte, erstickt vom entsetzten Schnappen nach Luft, das den Raum erfüllte.

»Halruaa steht eine Invasion bevor!« rief einer der Magier.

»Nein«, warf Matteo ein und trat vor, damit er auf den schimmernden Teppich zeigen konnte. »Dieser Gipfel ist der Jhiridial im Ostwall. Achtet auf die Sonne: Sie erhebt sich *hinter* den Bergen.«

»Bei Mystra«, fluchte Zalathorm leise, als er verstand, was Matteo hatte sagen wollen. »Diese Truppen stehen nicht auf der *anderen* Seite der Gebirgskette. Sie befinden sich auf halruaanischem Boden!«

Matteo nickte: »Die Invasion hat bereits begonnen.«

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Weller Zorn bahnte sich seinen Weg durch Procopios Adern wie kochender Stahl. Er stand in einem Moment vor dem König, der der wichtigste überhaupt für sein weiteres Leben hätte sein sollen. Diesem verfluchten Matteo hatte er zu verdanken, daß alle Pläne und Träume wie Wasser zwischen seinen Fingern hindurchrannen.

Aber vielleicht war noch etwas zu retten. »Euer Majestät, ich werde eine Flotte von Himmelschiffen in den Nath befehligen, um die Crinti zurückzuschlagen, und dann am östlichen Wall zu Eurer Armee stoßen.«

Zalathorm nickte. »Gut. Wenn die Crinti so zahlreich sind, wie Matteo befürchtet, könnten sie unseren Streitkräften in den Rücken fallen.«

Procopio sah den lästigen Jordain an. »Ich bitte darum, daß Matteo mich begleitet. Während er in meinem Dienst war, entwickelten wir viele Strategien, um einer ebensolchen Invasion begegnen zu können.«

Es war ein subtile Methode, für sich selbst ein wenig von dem Erfolg in Anspruch zu nehmen, den Matteo mit seiner frühen Warnung für sich hatte verbuchen können. Noch besser war, daß er so auf eine Bedrohung anspielte, die er bereits gesehen hatte, als Zalathorm noch nichts von ihr wußte. Es war nicht ganz, was er erhofft hatte, aber er würde damit arbeiten können.

»Ihr seid offenbar gut vorbereitet«, bemerkte Zalathorm und blickte Procopio mit Augen an, die viel zu viel sahen. »Ich werde den Angriff auf die nahende Mulhorandi-Armee führen. Ihr anderen kommt mit euren Leuten nach.«

»Gut«, dachte Procopio. »Zwei Schlachten. Eine wird Zalathorm gewinnen, die andere ich.«

Matteo war noch nicht fertig. »Euer Majestät, es gibt noch eine andere Gefahr. Ich würde sie nicht gern nicht vor dem versammelten Rat ansprechen.«

»Wir haben keine Zeit für Takt!« gab Zalathorm zurück. »Du selbst hast gesagt, die Sicherheit Halruaas habe vor allen anderen Belangen zu stehen. Sprich!«

Mit offensichtlichem Widerwillen berichtete Matteo, wie Kiva in die Gemächer der Königin eingedrungen war und viele der mechanischen Kreaturen mitgenommen hatte. »Ich fürchte, diese Kreaturen befinden sich ganz in der Nähe. Die Magie, die erforderlich ist, um solch große Objekte zu bewegen, ist immens. Kiva hat einen mächtigen Zauber gewirkt, der jede Armee versprengen kann, indem die Soldaten an viele in der Nähe gelegenen Stellen versetzt werden.«

Zalathorms Augen wurden schmal. »Du hast diesen Zauber gehört? Wie kann es sein, daß du in den Gemächern der Königin warst, als das geschah?«

»Ich war nicht dort, sondern dieses Objekt.«

Er zeigte dem König die magische Flasche, dann zog er den Korken heraus. Procopio mußte ein Lachen unterdrücken, als er erkannte, daß die Flasche dem Abbild eines der großen Magier der Nordländer nachempfunden war. Es hieß, daß der alte Weise einen langen Schatten warf, aber gleich

bis nach Halruaa?

Das Echo von Kivas Elfensopran erfüllte den Raum mit magiegeschwängertem Gesang, und Procopio vergaß darüber alles andere. Als der Zauber vollständig gesprochen war, setzte Matteo den Korken wieder auf.

Der König machte eine finstere Miene. »Nun gut. Dann muß die Stadt befestigt und gesichert werden. Der Kampfmagier Lhamadas wird die städtische Miliz befehligen.«

»Es gibt noch eine weitere Gefahr«, sagte Matteo mit schwerer Stimme. »Im Inneren des Palastes selbst.«

Er zog den Korken wieder heraus. Die Stimme Königin Beatrix' antwortete auf Kivas Fragen. Der gesamte Senat hörte mit an, wie Kiva Beatrix für ihre gute Arbeit lobte.

Lange Zeit herrschte betroffenes Schweigen im Ratssaal. »Wenn ich Euch dies hätte ersparen können, Herr«, sagte Matteo leise, »dann hätte ich es auch getan.«

Der König erwiderte seinen Blick. »Du hast nur deine Pflicht getan, Jordain. Ich werde meine Pflicht tun.«

Procopio trat vor, um den Augenblick zu nutzen und – so Mystra es wollte – dem Thron ein Stück näher zu kommen. »Euer Majestät, niemand kann bestreiten, daß Beatrix sich des Hochverrats schuldig gemacht hat. Das Gesetz schreibt dafür die Todesstrafe vor, sofort zu vollstrecken.«

*

*

*

Zum ersten Mal sah Matteo in Zalathorms Augen die Last der vielen Jahre. Es tat ihm leid um den König und um die seltsame, traurige Frau, die Zalathorm liebte.

»Jedem Halruaaner steht das Recht auf eine magische Untersuchung zu«, sagte der Magierkönig eisig. »Sicherlich hat die Königin die gleichen Rechte wie jede Fischerfrau.«

Bevor Procopio protestieren konnte, machte Matteo einen Schritt nach vorn. »Der König ist zwischen zweien seiner Pflichten hin- und hergerissen. Wie kann er seine Königin und gleichzeitig sein Land verteidigen? Wir sollten die Sache ruhen lassen, bis unsere Grenzen sicher sind.«

»Halruaanisches Recht wird zügig gesprochen«, ermahnte Procopio ihn.

»Wenn es zu zügig gesprochen wird, könnte es sein, daß es kein Recht mehr ist«, gab Matteo zurück.

Zustimmendes Gemurmel machte sich im Raum breit. »Ich schlage einen Kompromiß vor«, sagte eine große Frau mit feuerrotem Haar. »Die Königin wird festgenommen, bis die Invasion zurückgeschlagen worden ist und wir dieser anderen Angelegenheit die notwendige Aufmerksamkeit widmen können.«

Zalathorm nickte langsam. »Das ist nur gerecht. Bringt sie in den Turm und umgibt sie mit Zaubern, die sie binden sollen. Das ist alles. Und nun geht – Ihr alle wißt, was zu tun ist. Möge Mystra uns Kraft geben.«

Mit leiser Stimme, die beinahe zu leise war, um das Ohr des Jordain an seiner Seite zu erreichen, flüsterte der König: »Möge Keturah mir vergeben.«

Matteo zuckte zusammen, als er den vertrauten Namen vernahm. Sein Blick wanderte zu Zalathorms traurigen braunen Augen, in denen er Bestätigung fand.

Es war keine Zeit für Fragen. Er verbeugte sich vor seinem

König, dann wandte er sich ab, um Procopio zu folgen, der mit raschen Schritten davoneilte.

*

*

*

Im Herzen des Sumpfs von Akhlaur lag die Undine keuchend am Rand eines tiefen Teichs. Ihr schwarzes Haar fiel kraftlos in ihr viel zu blasses Gesicht. Juwelen türmten sich neben ihr auf – Schätze aus dem versunkenen Turm.

Diese Reichtümer waren hart erkämpft. Fremde Magie lauerte in den Wassern des Sumpfs von Akhlaur, eine Macht, die ausreichte, um Andris' gefallene Kameraden zu ihren untoten Wächtern zu machen. Die Undine war jedoch offenbar auf einen anderen Wächter gestoßen. Ihre Arme wiesen noch immer rote Druckstellen auf, und ein dünner, noch immer zuckender Tentakel hing in ihrem Haar.

Andris entfernte ihn behutsam. Seine eigenen Finger waren fast so durchscheinend wie dieser Überrest einer Qualle. »Eine Galeerenqualle«, sagte er. »Das Gift tötet einen Mann, aber ich weiß nicht, welchen Schaden es bei einer Kreatur des Wassers und der Luft anrichtet.«

»Es reicht«, sagte Nadage entschieden. »Die Undine muß bis morgen ruhen.«

»Einen Versuch noch«, drängte Kiva. Sie beschrieb ihr den Edelstein, der geborgen werden mußte, und dessen mutmaßliche Position im Turm. »Dieser Stein wird das Wehr öffnen. Ich schwöre es! Finde ihn, und dann sind wir fertig mit der Plünderung von Akhlaurs Turm.«

Die Elfen tauschten Blicke. »Es ist an der Undine, dies zu

entscheiden.«

Der erschöpfte Feengeist nickte und tauchte erneut hinab. Die Zeit verstrich, bis schließlich die Schatten der Nacht über den Sumpf krochen. Dann schnappte plötzlich einer der Elfen vernehmbar nach Luft und zeigte auf das Wasser.

Eine reglose Gestalt trieb inmitten schwarzer Lilien. Andris sprang ins Wasser und zog die Undine an Land. Die Elfenschamanin beugte sich über das feenhaften Wesen, dann schüttelte sie den Kopf. »Sie lebt, aber nicht mehr lange.«

Kiva bückte sich und riß den Beutel vom Gürtel des sterbenden Geschöpfes. Sie zog die Schnur auf und schüttete den Inhalt in ihre Hand. Die letzten Lichtstrahlen des vergehenden Tages fingen sich in den Facetten eines großen, vollkommenen Smaragdes. Die Elfe lächelte zufrieden, und ihr Blick wurde eisig kalt.

Sie begann mit einem Zauber und ließ sich auf die Knie fallen. Dann legte sie eine winzige Phiole auf die Brust der Undine und packte mit beiden Fäusten in die zarten weißen Federn der Flügel, die aus ihren Schultern wuchsen. Mit einem schnellen brutalen Ruck riß sie sie ihr aus.

Der Körper der Undine krümmte sich in Agonie, und dann war sie verschwunden. Außer den Federn in Kivas Händen und der leuchtenden Phiole am Ufer erinnerte nichts mehr an sie.

Die Elfen standen da und waren zutiefst entsetzt. Kiva ignorierte sie und setzte die Phiole an die Lippen. Die leuchtende Flüssigkeit verschwand, während aus Kivas Schultern Flügel wuchsen. Andris hatte einen solchen Zauber noch nie gesehen, doch was sie getan hatte, war nicht schwer zu ver-

stehen. Sie hatte die Lebenskraft der Undine an sich gerissen und damit zumindest vorübergehend die Fähigkeit jener Kreatur erlangt, im Wasser zu leben.

Elfischer Stahl fuhr fauchend aus vielen Scheiden, und alle Klingen wiesen auf Kivas Herz. Sie sprach ein einziges Wort, und im nächsten Moment glühten die Waffen rot, so daß die Elfen nichts anderes tun konnten, als sie mit einem Aufschrei fallen zu lassen, wo sie zischend und dampfend die nasse Erde versengten. Die Elfen stießen ihre verbrannten Hände in das kühlende Wasser.

Kiva sah zu Andris. »Töte sie.«

Er schüttelte den Kopf.

»Was ist mit der Kabale?« fragte sie höhnisch. »Welcher Preis ist zu hoch für ihre Vernichtung?«

»Dieser hier«, antwortete er leise.

Kiva hob die Hand und ließ blaues Feuer aufflammen. Ein Blitz schoß ins Wasser, raste über die Oberfläche und jagte in die bereits verbrannten Hände der Elfen. Bevor Andris sie aufhalten, bevor er überhaupt ein einziges Wort dagegen vorbringen konnte, lagen die Elfen tot am Ufer.

»Kein Preis ist zu hoch«, sagte sie entschlossen.

*

*

*

Dhamari Exchelsor saß am Fenster seines Turms und sah der bunt bemalten *Avariel* nach, die in der Begleitung Dutzender anderer Schiffe nach Norden flog. Natürlich würde auch Basel nach Norden fliegen, obwohl er seit langem mit Procopio Septus im Streit lag, denn Tzigone würde sich wün-

schen, an der Seite ihres Jordain zu kämpfen. Wenn Basel sich nicht darauf eingelassen hätte, dann war Dhamari sich sicher, Tzigone hätte einen anderen Weg gefunden, um ihr Ziel zu erreichen.

Aus den Straßen unter ihm war der Kampfärm zu hören, der von der mechanischen Armee der Königin ausging. Ihr Umfang war höchst beeindruckend. Mechanische Krieger kamen aus Kartoffelkellern und Hinterzimmern, Ställen, Gästezimmern und Gärten und fielen alles an, was sich ihnen in den Weg stellte. Dhamaris Erkundungszauber zufolge kam es überall zu kleinen Scharmützeln. Er sah mit an, wie zwei metallene Gnolle – abscheuliche Bestien mit Köpfen, die an Wüstendingos erinnerten – durch eine Straße polterten und einander ein kreischendes Kind zuwarfen, als wäre es ein Spielzeug. Dhamaris Wachen eilten hinterher und ließen den Turm unbewacht.

Es war egal. Der Magier sah ihnen zu und spielte mit einer kleinen Münze, die ihn an Tzigones Seite bringen würde, sobald der todbringende Zauber gewirkt und die Finsteren Feen herbeigerufen worden waren.

Sie würde sie rufen, dafür hatte Kiva gesorgt, ganz gleich, ob sie es wußte oder nicht.

*

*

*

Procopio hatte hunderte von Malen solche Kämpfe im Modell durchgespielt. Warum aber war er dann so wenig auf das Gemetzel vorbereitet gewesen?

So wie Kiva ihn gewarnt hatte, waren kleine Crinti-

Gruppen in den Bergen in Stellung gegangen und hatten sich Vorsprünge ausgesucht, die höher lagen, als die Himmelschiffe fliegen konnten. Sie waren zu gut geschützt und boten den fliegenden Magiern weder ein klares Ziel, noch konnte man sich eine Vorstellung davon machen, wie viele es waren. Wahrscheinlich waren es, wie Matteo vermutet hatte, deutlich mehr, als Kiva zugegeben hatte. In einem weiten Tal unter ihnen lieferte sich eine Gruppe Söldner unter dem Kommando des Jordain Iago einen blutigen Nahkampf mit den grauen Kriegerinnen.

Die meisten Himmelschiffe tauchten tief ins Tal hinab. Der Kampf wurde auf so engem Raum ausgetragen, daß die Magier ihre Zauber nicht wirksam einsetzen konnten, also wurden die an Bord befindlichen Krieger an Seilen hinuntergelassen, um in den Kampf einzugreifen. Einige der mutigeren Crinti kletterten an eben diesen Seilen auch nach oben, um den Kampf auf die Himmelschiffe zu verlagern.

Procopio hatte kleine Gruppe nach oben in die Berge geschickt, damit sie dort die anderen Crinti herausspülten. Sie eilten vorwiegend zu Positionen, die er »gesehen« hatte. Unter diesen Männern befand sich auch Matteo. Procopio hatte vorgehabt, den Jordain an seiner Seite zu halten. Doch Matteo war fortgeeilt und hatte sich abgeseilt. Mit einem mehrere Schritt tiefen Sprung war er auf dem Boden unter dem Schiff angekommen und hielt lange genug inne, um die Tasche zu überprüfen, die er auf dem Rücken trug, dann jagte er davon. Mit einem verächtlichen Schnauben überließ Procopio den Jordain seinem Schicksal und wandte sich statt dessen wieder dem tosenden Kampf zu.

Er gab seinem Steuermann die Anweisung, mit dem Himmelsschiff weiter aufzusteigen, um dem Gestank des Todes und den Schreien sterbender Männer zu entkommen. Immerhin war er daran gewöhnt, solche Schlachten nur aus großer Höhe zu betrachten.

* * *

Matteo sprintete einen Pfad hinauf, der neben einem Bach verlief. Dieser Gebirgsbach wiederum führte für die Jahreszeit und die Verhältnisse des Terrains viel zu viel Wasser. Vom Himmelsschiff aus hatte er sehen können, daß der Ursprung dieses Bachs inmitten einer kleinen Lichtung lag – ähnlich dem Strom im Sumpf von Akhlaur, der zweihundert Jahre lang den Laraken genährt hatte. Mehrere Crinti-Kriegerinnen bewachten die Quelle, was seine Vermutung noch bestätigte.

Das war ganz sicher der Ort, an den Kiva das Wehr verschoben hatte.

Er rannte auf die todbringende Stelle zu, ohne sich darüber im klaren zu sein, was er machen sollte, wenn er dort ankam, oder was ihm begegnen würde. Sein einziger Gedanke war der, das Portal zu schließen. Er hoffte nur, daß er lange genug leben würde, um die Stelle für Basel Indoulur zu markieren. Der Magier würde dann den Rest erledigen müssen.

* * *

Weit im Westen, neben dem Teich, der Akhlaurs Schatz samt Monstern und Magie hütete, stellte Kiva sich dem aufgebrachten geisterhaften Jordain. Sie zwang sich, ihre Stimme ruhig und beschwichtigend klingen zu lassen, als spräche sie mit einem einen bissigen Hund.

»Denk immer an dein Ziel. Du kennst den Preis, den andere für die Macht bezahlt haben, über die die halruaanschen Magier gebieten. Hast du geglaubt, man könne dieses Unrecht einfach so aus der Welt schaffen?«

Andris deutete auf die getöteten Elfen. »Sie hätten nicht sterben müssen.«

»Doch, das mußten sie«, sagte die Elfe. »Und ich muß es auch.«

Sie lächelte, als sie sein erstauntes Gesicht sah. »Hast du geglaubt, ich wolle anstelle der Magier herrschen? In dieser Welt gibt es für mich nichts als Vergeltung. Ich werde sterben, wenn sich meine Klinge in Akhlaurs Herz bohrt, und damit werde ich zufrieden sein.«

»Aber die Aufgabe ist nicht abgeschlossen!«

»Nein, aber mein Teil ist fast erfüllt. Es ist deine Aufgabe, das Wehr zu verteidigen, bis ich in die Ebene des Wassers eindringen kann. Wenn sich das Portal schließt, wirst du wissen, daß ich erfolgreich war und daß ich tot bin.«

Andris nahm das mit einem Kopfnicken hin. »Und die Kabale?«

»Um sie zu zerstören, muß man Zalathorm selbst vernichten.«

Andris' Gesicht wurde fast noch geisterhafter. »Das kann ich nicht.«

»Nein«, stimmte sie ihm zu. »Aber das wirst du auch nicht müssen. Ich habe bereits dafür gesorgt. Zalathorm ist ein toter Mann, er ist nur zu dumm, um es einzusehen. Aber kein weiteres Wort mehr. Ich habe mir die Kraft der Undine nur geliehen. Sie wird bald schwinden.«

Sie streckte ihm ihre Hand entgegen. Nach einem kurzen Zögern ergriff er sie. Gemeinsam kehrten sie zurück in die wirbelnde weiße Magie, die sie zum Wehr bringen sollte. Keiner von ihnen warf einen Blick zurück.

*

*

*

Matteo stürmte einem mit wildem Kriegsschrei auf die Lichtung, sein Schwert hoch erhoben.

Zwei Crinti-Kriegerinnen liefen los, um ihn aufzuhalten. Eine dritte Crinti, eine große, fast dralle Frau, blieb bei der Quelle stehen.

Drei Schwerter trafen gleichzeitig aufeinander. »Er gehört mir«, knurrte die größere Crinti, während sie ihre Klinge zurückriß. Sie wich Matteos Hieb aus und stieß ihre Kameraadin aus dem Weg. »Du, Whizzra, holst *Verstärkung!*«

Das letzte Wort spie sie förmlich aus, während sie hämisch grinste. Offenbar fand sie, daß zwei Crinti mehr als genug waren, um mit einem einzelnen Menschen fertig zu werden. Matteo beabsichtigte, ihr das Gegenteil zu beweisen.

Er wirbelte wieder auf sie zu und beschrieb mit seinem Schwert einen Schwung in Hüfthöhe. Dieser Angriff war nur schwer abzuwehren, doch die Crinti ließ ihr Schwert brutal niederfahren, so daß Matteos Klinge nach unten abge-

lenkt wurde.

Matteo beugte sich über die gekreuzten Waffen und packte sie mit der freien Hand im Nacken. Sie kämpfte noch immer damit, das Gleichgewicht zu wahren, als er einen Fuß hinter ihren Knöchel brachte und sich nach hinten warf, um sie beide mit seinem Gewicht zu Boden zu reißen.

Die Crinti war schnell, doch weder erlangte sie rechtzeitig das Gleichgewicht zurück, noch gelang es ihr, das Schwert gegen ihn einzusetzen. Sie landete hart auf Matteo – der von ihrem immensen Gewicht überrascht war – und holte dann mit der Faust aus, um seinen Kehlkopf zu treffen.

Matteo, der von frühester Jugend an im Nahkampf trainiert worden war, bekam ihr Handgelenk zu fassen und drehte es ruckartig herum. Drei rasche Bewegungen später lag sie mit dem Gesicht auf dem Boden, ihre Arme auf den Rücken verdreht.

Er zog an dem Lederband, das seine Haare nach hinten hielt, und fesselte die Crinti rasch. Die ganze Zeit über behielt er dabei die zweite Kriegerin im Auge, die ihm zusah, die Fäuste in die Hüften gestemmt, ein amüsiertes Lächeln auf den Lippen.

»Er gehört dir, Shanair?« fragte sie schadenfroh.

»Nimm ihn dir vor«, kreischte die am Boden liegende Crinti. »Aber die Trophäe für seinen Tod gehört mir!«

»Nein, Shanair«, sagte eine vertraute Stimme. »Die Trophäe gehört mir.«

Matteo blickte auf und direkt in das geisterhafte Gesicht seines Freundes aus Kindheitstagen. Er verlagerte sein Gewicht langsam von der zappelnden Crinti herunter und griff

nach seinem Schwert, dann erhob er sich langsam, ohne den Blick von seinem neuen, tödlichen Gegner abzuwenden.

Shanair rollte sich zur Seite und sprang auf, dann machte sie einen Satz, bei dem sie die Knie hochriß und fest an die Brust preßte, so daß sie ihre gefesselten Arme nach vorne bringen konnte. Die Arme steif ausgestreckt ging sie zu der anderen Crinti hinüber. Die Frau grinste, zog ein Messer aus einer Scheide am Handgelenk und schnitt die Lederfessel durch, dann drehte sie das Messer um, damit sie es wieder wegstecken konnte.

Völlig überraschend trat Shanair nach der Hand der Kriegerin, so daß sie das Messer nach oben trieb. Sie machte eine Drehung, bekam den Unterarm der anderen Frau zu fassen und rammte ihr die Hand – die noch immer das Messer hielt – direkt ins Gesicht.

Die Brutalität des Angriffs verursachte bei Matteo Übelkeit. »Schwester gegen Schwester, Bruder gegen Bruder«, murmelte er, während er und Andris in Angriffsstellung gingen. »Wie konnte es nur soweit kommen?«

»Willst du kämpfen oder willst du mich zu Tode reden?«

Andris unternahm einen halbherzigen Scheinangriff, um Matteo zu prüfen, dessen Schwert nach vorn schoß und die Attacke abwehrte.

»Niemand muß hier sterben.«

»Nur Halruaa! Nur die Magier, die Gesetze, die Lügen!«

»Das kann ich nicht akzeptieren«, sagte Matteo und wehrte eine Folge von kurzen Hieben ab. »Woran auch immer Halruaa krankt, das Land wird nicht heute sterben.«

»Das ist schon längst geschehen«, sagte Andris und lä-

chelte auf eine seltsam fremde Weise, die Matteo nicht deuten konnte. »Halruaa ist nur zu dumm und zu stur, um es einzusehen.«

*

*

*

In einem Himmelsschiff hoch über der Lichtung lehnte sich Tzigone weit über die Reling und beobachtete den Kampf. Farrah Noor, der dieses riskante Verhalten an die Nerven ging, stand hinter Tzigone und hielt sie an ihrer Tunika fest. Tzigone löste sanft den wohlmeinenden Griff der jungen Frau und wandte sich an Basel. »Ich gehe hinunter.«

Der Magier schüttelte den Kopf. »Dieses Schiff kann nicht tief genug runtergehen. Ich müßte dich im Tal absetzen, wo der Kampf zu heftig tobt. Selbst wenn du dich durchkämpfen könntest, würdest du niemals rechtzeitig auf den Berg gelangen, um helfen zu können.«

Tzigone hörte gar nicht zu, ihre Augen glitten über das Schiff, suchten nach einer Lösung. »Das Windtänzer-Segel! Ich könnte es festhalten und springen. Es wird meinen Fall bremsen.«

»Das würde auch ein Federfall-Zauber bewirken«, gab Basel zurück, »und der wäre viel genauer und sicherer.«

Tzigone hob erstaunt eine Augenbraue, woraufhin der Magier beschwichtigend die Hände hob. »Also gut, es *gibt* eine Möglichkeit, dich nach da unten zu bringen.«

Basel eilte in seine Kabine und kehrte mit einer kleinen Schriftrolle zurück. Tzigone merkte sich den einfachen Zauber und sprang über Bord, während sie die Formel sprach.

Der Zauber wirkte augenblicklich, und es schien, als verwandelte sich die Luft um sie herum in eine zähflüssige Masse. Sie schwebte langsam nach unten und war schon in der Laufbewegung, noch bevor sie den Grund erreicht hatte. Angetrieben wurde sie von dem Geräusch zweier Schwerter, die in einem wilden Kampf unablässig klirrend aufeinandertrafen.

Sie machte die eindrucksvolle graue Kriegerin aus, die vor einer Quelle stand und den beiden Männern bei ihrem Kampf zusah. Ihre leuchtenden Augen ließen erkennen, daß sie Matteos Tod kaum erwarten konnte. Tzigone konnte einen leisen Aufschrei nicht unterdrücken, woraufhin die graue Frau einen Blick in ihre Richtung warf. Tzigone suchte hinter einem zerklüfteten Steinhauften Schutz, und die Crinti konzentrierte sich wieder völlig auf den Kampf der beiden Männer.

Tzigone spähte zwischen zwei Steinblöcken hindurch und war sich keineswegs sicher, wie diese Auseinandersetzung ausgehen würde. Matteo und Andris waren beide gleich stark, hervorragend trainiert und kämpften wie zwei Partner in einem tödlichen Tanz. Ihre Bewegungen waren so perfekt aufeinander abgestimmt, als sei die eine der Schatten der anderen. Tzigone spürte, daß das Band zwischen ihnen stark war. Andris schien dieses Band mit seinen Hieben durchtrennen zu wollen, während Matteo gleichermaßen verzweifelt bemüht war, seinen Freund davon abzuhalten, ihm zu entgleiten.

Tzigone klammerte sich an das Gestein, als sei es reine Hoffnung, die Gestalt angenommen hatte. »Laß ihn gehen,

Matteo«, flüsterte sie.

Der Kampf fesselte sie so sehr, daß sie nicht mitbekam, wie sich eine Gruppe der Crinti näherte. Sie sah sie erst, als sie auf die Lichtung strömten und einen Kreis um die Kämpfer bildeten.

Tzigones Herz schien ihr bis in die Stiefel zu rutschen. Die Crinti würden Matteo nicht fortlassen, ganz gleich, ob er siegte oder unterlag. Und sie konnte nichts anderes tun, als zuzusehen, wie er starb.

Oder etwa doch?

Dhamari hatte behauptet, das Lied der Finsteren Feen genüge, um die Crinti in die Flucht zu schlagen. Sie hoffte, daß er die Wahrheit gesagt hatte.

Tzigone zog sich aus dem Tal zurück und kletterte eine Felswand hinauf, bis sie die Spitze einer kleinen Klippe erreicht hatte. Von dort würde vielleicht ein Echo des Gesangs hin- und herspringen, so daß ihr Standort nicht zu erkennen wäre. Von ihrer Position aus konnte sie Matteos Kampf ebenso beobachten wie die große Auseinandersetzung im Tal unter ihnen.

Sie warf einen Blick auf das Schlachtfeld und sah, daß drei der Himmelsschiffe abgestürzt und in Flammen aufgegangen waren. Die Zahl der Gefallenen war so groß, daß die verbliebenen Kämpfer sich dazwischen kaum bewegen konnten. Es schien so, als wären die meisten Überlebenden Crinti. Von den fliegenden Himmelsschiffen wurde die eine oder magische Bombe abgeworfen, doch die meisten Magier zögerten nach wie vor, das Feuer zu eröffnen, da sie fürchteten, die noch lebenden Halruaaner zu treffen.

Immer mehr Crinti strömten aus den Höhlen und über die Pässe, um sich der sterbenden Armee entgegenzuwerfen. Sie konnte sie alle in die Flucht schlagen. Sie mußte nur den Zauber wirken und beten, daß sie noch die Kraft besaß, die Finsteren Feen zu bannen, wenn ihre Aufgabe erfüllt war.

Tzigone hockte sich hin und begann, den Zauber zu singen. Von allen Seiten warfen die Berge ihr Echo, als die Stimmen der Finsteren Feen in ihr Lied einstimmten. Die Crinti im Tal traten die Flucht an, doch der Kreis um die beiden Jordaini rührte sich nicht.

»Loyal, aber nicht sehr schlau«, sagte eine Stimme dicht hinter ihr. »Das Portal ist dort am dünnsten.«

Tzigone wirbelte herum und sah Dhamari Exchelsor. Ihre Stimme überschlug sich vor Schreck. »Sing weiter«, ermahnte er sie. »Aber warte mit den abschließenden Gesten. Das Leben deines Freundes hängt davon ab.«

Der Magier erhob sich. Er begann zu leuchten wie das Feuer eines Leuchtturms. »Crinti«, rief er mit überraschend klarer, durchdringender Stimme.

Die Schattenamazonen wandten sich der neuen Bedrohung zu. »Hinter euch«, sagte er und streckte eine Hand in einer dramatischen Geste aus.

Tzigone sang weiter, blickte jedoch in die angegebene Richtung. Ein schimmernder Schleier nahm auf der Lichtung Gestalt an. Dahinter lauerte ein Meer von unsagbarer Tiefe voller schattenhafter Gestalten mit leuchtenden schwarzen Augen.

»Laßt den Jordain gehen, und wir halten das Finstere Feenvolk zurück«, sagte Dhamari, während er und Tzigone

bis auf einen Schritt an den Schleier herantraten. »Tötet ihn, und wir werden sie entfesseln.« Als wolle er seinen Worten mehr Gewicht verleihen, nahm er Tzigones ausgestreckte Hand und hielt sie dicht an den Schleier.

»Tzigone, nicht!« flehte Matteo zwischen zwei klirrenden Hieben. »Aus einem Bündnis mit dem Bösen kann nichts Gutes entstehen!«

Dhamari setzte all sein Gewicht ein, um sie nach vorn zu stoßen, damit ihre Hand den Schleier berührte – die letzte Geste des Zaubers.

Magie durchströmte sie. Vor Tzigones Augen wurde es dunkel. In der Schwärze erblickte sie ein Abbild ihrer selbst. Ihr Körper war fast so transparent wie die der Kristallgeister im Sumpf von Akhlaur. Ihre Knochen glühten bläulich, und das Blut in ihren Adern war schwarzes Eis.

Der Moment ging vorüber, als ihre natürliche Abwehr wieder die Oberhand gewann. Der Schaden war trotzdem angerichtet. Der Schleier wurde durchscheinender. Das Lied der Finsteren Feen wurde lauter und triumphierend, ein Chor des Bösen, der vom Aufeinandertreffen der Jordaini-Schwerter mit einem befremdlichen Rhythmus unterlegt wurde. Die Crinti flohen und verschwanden wie grauer Rauch in den Bergen. Aus den Augenwinkeln sah Tzigone eine kupfer- und jadefarbene Elfe, die sich mit dem Geschick einer Raubkatze auf die Quelle zubewegte.

Die Quelle!

Magie stieg aus dem Wasser auf und kribbelte auf Tzigones empfindlicher Haut wie perlender Sekt. Plötzlich wurde ihr die Wahrheit auf entsetzliche Weise bewußt.

Kiva war zum Wehr zurückgekehrt.

Welche Absicht sie damit verfolgte, wußte Tzigone nicht, aber eines war klar: Wenn die Elfe nicht aufgehalten wurde, dann würden Matteo und mit ihm ganz Halruaa sterben. Verzweifelt, aber entschlossen sang Tzigone weiter, doch nun sang sie von Verbannung, von dunklen Zaubern, die gebrochen worden waren, und von verschlossenen Portalen. Ihre Stimme erhob sich über das Lied der Finsteren Feen wie die Herausforderung eines seltsamen Paladins. Die beiden Zauber kämpften darum, die Oberhand zu gewinnen, ebenso wie die zwei Jordaini.

Die Magie gewann an Kraft und ließ die Berge erzittern, so daß Felsblöcke ins Tal hinunterrollten. Dhamari wollte sich von ihr lösen, doch Tzigone hielt ihn entschieden fest. Als sich der Schleier öffnete, warf sie sich hinein und riß den Magier mit sich.

Ihr Lied vereinte sich mit der Magie, die aus dem Finsteren Feenhof drang – ein Aufeinandertreffen von Feuer und Öl. Eine Explosion erschütterte das Gebirge und warf die beiden Männer zu Boden, die als einzige auf der Lichtung verblieben waren.

DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Akhlaur stand am Korallenobelisken und blickte an dessen Licht vorbei zum unsichtbaren Portal. Wenn er sich nicht irrte, würde der Vollmond über Halruaa aufgehen. Es war eine Zeit der Macht, in der jeder Zauber gewaltiger und jeder Hunger finster und intensiv war.

Das Poltern ferner Magie hallte durch das Wasser. Akhlaur warf den Kopf nach hinten und atmete tief ein wie ein Seemann, der den Wind auf einen nahenden Sturm prüfte. Seine Sinne, die durch die vielen Jahre auf der Ebene des Wassers übernatürlich scharf waren, nahmen den Wirbel einer fernen Wasserhose wahr, die sich schnell herabsenkte. Freude stieg in ihm auf wie eine seit langem vergessene Lust.

Die wirbelnde Magie näherte sich ihm mit einem untrüglichen Instinkt. Luftblasen stiegen empor und lösten sich auf, bis sie den Blick auf eine kleine, zierliche Elfenfrau freigaben. Sie ließ sich auf ein Knie nieder und bot ihm mit offenen Händen einen gewaltigen, vollkommenen Smaragd dar, einen Edelstein, der das Vermögen eines Dutzends Könige wert war – und das Leben hunderter Elfen.

Verwirrung ließ seine Lippen schmal werden, als er das Geschöpf betrachtete, das da vor ihm kniete. Das hatte er nicht erwartet. Die Elfe hatte allen Grund zur Rache, doch sie verbeugte sich vor ihm und bot ihm keine Waffe dar, sondern den langersehten Schlüssel zur Freiheit.

»Was ist das, kleine Elfe?« wollte er wissen.

Kiva hob ihre bernsteinfarbenen Augen zu ihm. »Das Land liegt im Chaos, Meister Akhlaur. Der Spiegel der Herrin ist geplündert worden, die Crinti fallen in großer Zahl in die Nordländer ein. Das Finstere Feenvolk hat einen Weg durch seine hohlen Hügel gefunden. Mulhorandische Armeen marschieren an der Ostgrenze auf. Sogar die Königin wendet sich gegen ihr Volk und entfesselt metallene Monster, die sich gegen die Menschen wenden.«

Akhlaur verkniff sich ein amüsiertes Lächeln. »Das ist ja alles sehr interessant, aber was habe ich damit zu tun?«

Die Elfe hielt ihm noch immer den Edelstein entgegen. »Ich kann uns beide nach Halruaa zurückbringen. Ihr werdet dort gebraucht, mein Lord. Das Land wird zerstört werden, und alles, was darin ist, mit ihm.« Während sie sprach, veränderte sich ihr Tonfall, und ein beinahe prahlerischer Hauch von Wahnsinn machte sich in ihrem Blick bemerkbar.

Der Nekromant begann, ihre wahre Absicht zu erkennen. »Und wer könnte die Zerstörung besser vorantreiben als dein alter Herr und Meister.«

»Werdet Ihr mit mir kommen?«

Akhlaur betrachtete sie. »Was wirst du mit diesem Chaos anfangen? Es genießen wie eine mondverrückte Azuthanhängerin in einem Tanz inmitten wilder Magie? Oder hat dein Handeln Sinn und Zweck?«

»Es gibt einen Sinn, mein Lord«, sagte sie mit fester Stimme. »Ich möchte die Kabale brechen.«

Die Jahre zogen vorüber. Akhlaur erinnerte sich an die

Schöpfung dieses großartigen Artefakts, an die Freunde, die an seiner Erschaffung beteiligt gewesen waren – und an den Verrat, der ihm dieses Exil eingebracht hatte. Haß überrollte ihn in mächtigen Wogen, auch wenn seiner Stimme und seinem Gesicht nichts anzumerken war.

»Ah, ja. Ein interessantes Experiment, das seinen Nutzen längst verloren hat. Sag mir, kleine Elfe, wer hat das Herz von Halruaa inne?«

Diesmal gab es keinen Zweifel an dem katzenhaften Funkeln in ihren Augen und ihrem Lächeln. »Euer alter Freund Zalathorm herrscht als Magierkönig.«

Diesmal konnte Akhlaur sich nicht beherrschen, sondern lachte lauthals. Das war einfach zu schön! Zalathorm war am Leben und herrschte durch die Macht der Kabale! »Man hält ihn für den mächtigsten Magier im Land.«

»Das wird sich noch zeigen«, sagte der Nekromant und griff nach dem Smaragd, den Kiva in der Hand hielt. »Führe mich sofort in den Kampf.«

*

*

*

Matteo rieb sich den Staub aus den Augen und erhob sich langsam. Instinktiv streckte er eine Hand nach Andris aus, der ebenfalls wieder zu sich kam, um ihm aufzuhelfen. Sie hielten sich aneinander fest und schwankten leicht, während sie versuchten, sich daran zu erinnern, wo sie waren und wie sie hierhergekommen waren.

Andris begann sich zu entsinnen. Mit der Erinnerung kam auch ein bitteres Schaudern. Er löste sich aus Matteos Griff

und ging wankend auf die Quelle zu. Er kniete daneben nieder, und einen Moment später sackten seine Schultern herab und er ließ seinen Kopf auf die Brust sinken.

In den Bergen herrschte Stille. Nach dem Lärm der Schlacht und der Magie wirkte die Stille unheimlich. Sogar die Geräusche aus dem Tal waren zu einem Flüstern von Stahl und Stimmen geworden. Matteo sah sich nach Tzigone um. Der Schleier war verschwunden, und das Lied des Finsteren Feenhofs war verklungen. Vorsichtig streckte er die Hand aus, als wolle er die Stelle berühren, an der sich der Schleier befunden hatte und an der seine Freundin verschwunden war. Nichts war von den Finsteren Feen oder von dem Mädchen, das sie gebannt hatte, geblieben.

»Warum nur, Tzigone?« murmelte er.

Aus Gewohnheit wandte er sich Andris zu, um Antworten zu erhalten. Der Jordain kniete noch immer an der Quelle des Stroms. Das Wasser floß nicht mehr, die Quelle war versiegt.

Das Wehr war geschlossen.

Matteo begann zu verstehen und suchte nach dem Gurt, mit dem er den Beutel auf seinen Rücken festgebunden hatte. Der Beutel war fort, und mit ihm die magischen Objekte, die Basel ihm mitgegeben hatte, damit Matteo sie in die Quelle warf. Basel hatte so eine gewaltige Implosion auslösen wollen. Sie waren nicht sicher gewesen, ob das Wehr auf diese Weise hätte geschlossen werden können, doch nun wußten sie es.

Er schüttelte den Kopf, da er kaum glauben mochte, über welches Geschick und welche Nervenstärke Tzigone verfügt

hatte. Sie hatte es geschafft, ihm den Beutel während des Kampfs vom Rücken zu schneiden, während sie einen Zauber wirkte, und Basels Spruch in den ihren einzuweben. Das Ergebnis war eine Explosion gewesen, die nicht nur das Portal in das Reich der Finsteren Feen, sondern auch die winzige Öffnung zur Ebene des Wassers geschlossen hatte.

Einmal mehr hatte Tzigone Kivas Pläne durchkreuzt, aber diesmal hatte sie mit ihrem Leben dafür bezahlt.

Da Wut einfacher war als Trauer, nahm Matteo sein Schwert auf und ging zu Andris, setzte die Spitze seiner Klinge unter dessen Kinn und zwang den Verräter, den Kopf zu heben. »Wo ist Kiva?« fragte er.

»Sie ist tot.« Andris sah ihn mit seinen geisterhaften hellbraunen Augen an und hielt Matteos eindringlichem Blick stand. Durchscheinendes Blut tropfte von der Klinge und vermischte sich mit dem versiegenden Rinnsal der Quelle. »Kiva ist auf die Ebene des Wassers vorgedrungen, um sich Akhlaur zu stellen und ihn zu töten. Ob ihr das gelingt oder nicht, ist ohne Bedeutung. Das Portal ist geschlossen, und ihr Schicksal ist besiegelt.«

Matteo fand das nicht annähernd so tröstlich, wie er erwartet hatte. Dieser seit langem herbeigesehnte Sieg konnte nicht die gähnende Leere ausfüllen, die durch Tzigones Verlust entstanden war. Doch weder der Sieg noch der Verlust konnten ihn von seiner Pflicht entbinden. Er zog das Schwert langsam von Andris' Kehle zurück.

»Du wirst mir das schwören?«

»Du kannst von Azuths Tempel die mächtigsten Bluthunde kommen lassen. Ich werde mich ihrer Inquisition

unterwerfen, so wie ich mich dir als dein Gefangener unterwerfe.«

»Einfach so?«

»Einfach so«, erwiderte Andris müde. »Meine Rolle bei alledem ist beendet.«

Matteo ließ ihn aufstehen, hielt aber sein Schwert bereit, während sie zu den verbliebenden Kämpfen ins Tal hinunterstiegen. Kiva war vielleicht tot, aber Matteo vermutete, daß sie noch längst nicht erledigt war.

*

*

*

Die *Avariel* umflog die Berge im Osten und näherte sich rasch den Invasionstruppen. Andris war in einer Kabine unter Deck eingesperrt worden, und Basel Indoulur und Matteo standen in apathischem Schweigen am Bug des Himmelsschiffs. Mit Augen, die nicht wirklich etwas erfaßten, sahen sie hinab auf das unwirtliche Terrain. Sie hatten fast das Schlachtfeld erreicht, als der Magier den Verlust in Worte faßte, den sie beide empfanden.

»Wenigstens hat sie Dhamari mitgenommen.«

»Ja.« Matteo versuchte zu lächeln. »Ich frage mich nur, wen er mehr wird fürchten müssen: Tzigone oder die Finsternen Feen.«

»In der Tat.«

Wieder verfielen sie in Schweigen. Matteo starrte in dem verzweifelter Bestreben, sich auf die vor ihm liegende Aufgabe zu konzentrieren, zu Boden. Die Invasionsarmee kam nun in Sicht. Heerscharen von schwarzgekleideten Soldaten,

die aus dieser Höhe wie Ameisen wirkten, walzten die in markantes Grün gewandeten halruaanischen Soldaten nieder, als seien sie Gras, das sie niedertrampelten.

»Zu wenige«, murmelte Matteo.

»Und zu nah«, fügte der Magier an und machte ein besorgtes Gesicht. »Ich kenne keinen Kampfzauber, der einen Nahkampf gezielt durchdringen kann.«

»Was wir benötigen, sind mehr Truppen.« Etwas Merkwürdiges kam Matteo in Erinnerung: Tzigone, wie sie einen Bund stinkender Pilze in der Hand hielt, gekleidet wie ein Straßenbalg, damit sie durch einen Streich ihrem langweiligen Auftrag, Einkäufe zu erledigen, etwas Abwechslung bescheren konnte.

»Die Fagoila-Pilze, die Tzigone vor kurzem gekauft hat – habt Ihr die Sporen hier an Bord?«

Basel sah ihn aufmerksam an, und sein Blick wurde hart. »Das habe ich, und ich habe auch einen Zauber vorbereitet, der im Handumdrehen eine Armee erschaffen wird. Ein guter Gedanke, aber es sieht nicht nach Regen aus.«

»Streut die Sporen dennoch aus, und dann bringt die *Avariel* über die Wolken.«

Während der Schiffsmaat die Befehle an die Mannschaft weitergab, nahm Basel den Platz am Steuer ein. Mit geschlossenen Augen, die Lippen in hektischer Bewegung, legte er beide Hände fest um die magische Ruderpinne, mit der dem Schiff Schub und Auftrieb verliehen wurde.

Das Himmelsschiff begann einen steilen Aufstieg, während zwei niedere Magier damit beschäftigt waren, kleine Säcke mit stechend riechendem Pulver über Bord zu werfen.

Die Matrosen waren unterdessen mit Seilen und Segeln beschäftigt, um das Schiff in den schnellen und unberechenbaren Winde auf Kurs zu halten.

Es war ein gefährlicher Schachzug, das war allen an Bord klar. Das Himmelsschiff war nicht für solche Höhen ausgelegt, und Basel brachte seine physikalischen und magischen Vorrichtungen an den Rand ihrer Belastbarkeit. Wenn sie diese Grenze überschritten, würde das Schiff auseinanderbrechen und wie ein von einem Pfeil getroffener Schwan hinabstürzen.

Das Deck bekam Schräglage und zitterte, während Matteo sich an der Reling entlanghangelte und den Himmelsmatrosen zeigte, wie der Sand aus den Ballastsäcken auf den Wolken ausgestreut werden sollte. Von dem Gewicht befreit, stieg das Schiff weiter. Es wurde von heftigen Luftströmungen erfaßt und durchgeschüttelt wie die Beute eines Hundes. Matteo klammerte sich an die Reling und beugte sich weit hinüber, um einen Blick auf die Wolken unter ihnen zu erhaschen. Zu seiner Erleichterung begannen sie, sich zusammenzuballen und zu verdunkeln.

»Es funktioniert«, rief Matteo über den anschwellenden Wind. »Wir müssen so schnell wie möglich wieder nach unten.«

Basel nickte knapp und sagte etwas zu dem Bootsmann, der ein leuchtendes Horn nahm, an die Lippen setzte und dann ein einziges Wort brüllte: »Festhalten!«

Während die magische Warnung über das Deck schallte, ließ Matteo sich fallen und klammerte sich an einem festgenagelten Faß fest. Die Himmelsmatrosen, deren Füße durch

die Magie des Horns an Deck gehalten wurden, begannen in aller Eile, die Segel zu streichen.

Die *Avariel* schoß auf die Wolken zu und beschrieb langsame Kreise, als sie sich ihren Weg durch den rumpelnden grauen Nebel bahnte. Tuchplanen wehten knallend im Wind, während die Matrosen sich mit den Segeln abmühten. Ihre Bemühungen wurden durch heftigen Hagel gestört, nachdem sich in den mit Sand bestreuten Wolken Eisstückchen bildeten, die vom Wind so lange mitgetragen wurden, bis sie zu schwer wurden.

Das Schiff wurde wieder in Licht getaucht, als es die Wolkendecke durchdrungen hatte. Der Sturm setzte fast im selben Moment ein, und Hagel begleitete die *Avariel* auf dem Weg zum Schlachtfeld tief unter ihnen. Er begann während seines Falls zu schmelzen und sobald die Tropfen die Erde berührten, setzte die Wirkung von Basels Zauber ein.

Bewaffnete Männer, die das blasse Blaugrün der halruaanischen Miliz trugen, schossen wie Pilze im Sommerregen aus dem Boden. Unter den belagerten Truppen machte sich mit einem Mal Hoffnung breit, und die Invasoren in ihren dunklen Uniformen waren plötzlich in der Unterzahl, so daß sie zurückweichen mußten.

Basel nickte zufrieden. »Ein kleiner, aber wichtiger Schritt.« Er streckte die Hand aus, um die leuchtende Mondsteinkugel zu berühren, die dicht neben dem Steuer montiert war. Das Licht in ihr teilte sich und gab König Zalathorm selbst als denjenigen zu erkennen, der ihn rief.

Das Gesicht in der Kugel war kaum als jener gütige Mann zu erkennen, der endlosen Sitzungen geduldig beiwohnen

konnte. Dieser Mann hatte den feurigen Blick eines Kriegers und trug eine nach antiker Vorlage geschnittene Kampfroß in grellen, barbarischen Farben.

»Gut gemacht, Basel! Wenn Ihr noch mehr Ideen dieser Art habt, laßt sie jetzt hören.«

»Es war nicht mein Plan, sondern der von Matteo.«

Auf dem Gesicht des Königs war für einen kurzen Augenblick ein innerer Kampf erkennbar. »Wo ist der Jordain?«

»An Bord der *Avariel*, Sire.« Basel machte eine Geste, und Matteo trat vor die Kugel, damit der König ihn sehen konnte.

Der König nickte kurz. »Schickt ihn zu mir. Wenn sein Gewissen eine Ausnahmegenehmigung für die Benutzung eines Transportzaubers benötigt, sagt ihm, daß er nicht der einzige ist, der zum Wohle Halruaas schwere Entscheidungen treffen mußte. Basel, ich entbinde Euch von Eurem Schweigegelübde.«

Das Gesicht des Königs verschwand aus der Kugel. Matteo sah den Beschwörer fragend an.

Basel suchte in seinem Zauberbeutel nach den erforderlichen Komponenten und sah dem Jordain nicht in die Augen. »Ich würde dich bei mir halten, wenn ich es könnte, mein Sohn. Aber der König braucht deinen Rat. Komm nach dem Kampf zu mir, dann werden wir uns unterhalten.«

Er schloß seine Augen und begann mit dem Zauber. Matteo trat in einen kleinen Windtunnel von blutroter Farbe, der in Basels Händen seinen Ursprung nahm. Im nächsten Moment wurde er in eine weiße Welt ohne Geräusche fortgerissen, doch die Worte des Magiers – und die Möglichkeiten, die damit verbunden waren – folgten ihm in die Leere.

Procopios Hände umschlossen die Reling der *Stemenschlange*, seines persönlichen Himmelsschiffs und zugleich des Flaggschiffs der Miliz von Halarahh. Er betrachtete den Kampf, der unter ihm tobte, und suchte fanatisch nach etwas, das ihr Kampfgeschick wenden und Halruaa und somit auch ihm den Sieg bringen konnte.

Es lief nicht gut. Mehrere Legionen hätten nördlich von Halarahh aufmarschieren sollen, doch wie es schien, wurden sie von der metallenen Armee der Königin aufgehalten. Basel Indoulurs Pilzarmee hatte ein gewisses Gleichgewicht hergestellt, doch solche Krieger hielten nie lang genug. Zu viele Krieger waren im Nath gestorben. Drei Himmelsschiffe lagen brennend im Gebirge, und eine große Zahl Magier war dabei gefallen. Dennoch wurde Procopios Feldzug als Sieg angesehen, und sein Schiff flog fast an der Spitze von Zathorms Flotte.

Wie ein Schwarm rachsüchtiger Drachen glitten die halruaanischen Schiffe auf die Invasoren zu. Sie wahrten eine sorgfältige Keilformation, um den Weg für die Zauber freizuhalten, die von den Magiern auf jedem Schiff gewirkt wurden. Feuerbälle und Blitze schossen umher wie ein Feuerwerk bei einer Festlichkeit – und verpufften auch genauso harmlos. Die Invasoren hatten sich gut auf konventionelle Kampfmagie eingestellt.

Bedauerlicherweise hatte Procopio jahrelang gerade diese konventionellen Taktiken studiert, obwohl er jetzt etwas anderes benötigte, etwas, das niemand erwartete!

Ein heller, schriller Ton war von einem der Himmelschiffe zu vernehmen – ein metallener Fanfarenstoß, der den Höhepunkt eines gewaltigen Zaubers ankündigte. Die Musik spielte immer weiter, bis Procopio sich die Ohren zuhielt. Im Osten begannen zwei der höchsten Berge, deren Gipfel auch im Sommer noch schneebedeckt waren, zu beben. Die Schneedecke zersprang wie ein Glaskelch, der von einer einzigen hohen, reinen Note getroffen wird. Lawinen wälzten sich ins Tal und begruben die neueste Invasionswelle der Mulhorandi unter sich, als diese den Paß überquerte. Auch der Paß wurde verschüttet.

Doch die Mulhorandi waren noch lange nicht geschlagen. Wolken formten sich aus Schnee und Nebel und nahmen die Gestalt eines Mannes an. Eine titanenhafte Figur in blau, weiß und grau erhob sich, die Füße tief im Schnee vergraben, die gewaltigen Fäuste hoch in den Himmel gereckt. In der Hand hielt die Gestalt ein eisfarbenes Schwert, lang wie ein Schiffsmast.

Die Waffe fuhr herab und schnitt sich durch die Segel eines der Himmelsschiffe, dann fraß sie sich ins Deck. Das Geräusch von berstendem Holz ging in einer heftigen Explosion unter, als das magische Zepter sich löste, durch das das Schiff angetrieben wurde. Das Himmelsschiff neigte sich nach Backbord und begann, in einer spiralförmigen Flugbahn zu Boden zu sinken.

»Ein Sturmelementar«, murmelte Procopio und identifizierte den kaum bekannten Mulhorandi-Zauber.

Andere Wolkengestalten begannen sich zu bilden und nahmen der Lawine ihre Kraft. Bei einem der Giganten

entdeckte Procopio ein vertrautes Gesicht – das von Ameer Tukephremo, jenem mulhorandischen Magier, der ihm Tarnzauber im Tausch für das Versprechen halruaanischer Magie verkauft hatte.

Ein Schauer der Ungewißheit ging durch den Erkenntniszauberer. Procopio hatte nicht die Möglichkeit in Erwägung gezogen, daß die Mulhorandi tatsächlich auf das Land vordringen würden. Das war nun geschehen. War es möglich, daß sie sogar siegen konnten? Daß er nicht nur den Thron, sondern auch seine Heimat verlieren würde?

Einen Moment lang dachte der Magier über seine weitere Vorgehensweise nach. Er konnte alles gestehen, was er getan hatte. Er konnte die anderen halruaanischen Magier wissen lassen, welche Geheimnisse und Vorteile ihre Gegner besaßen. Procopio hatte sich seit Jahren mit der Magie der Mulhorandi beschäftigt, und die Magier konnten dieses Wissen gegen die Invasoren nutzen.

Oder konnte er es vielleicht nutzen, um seine eigene Position zu stärken?

Letztendlich fiel ihm die Wahl leicht. Procopio begann einen Wolkenformungs-Zauber zu rezitieren und schuf damit ein Monster, das es mühelos mit zweien der Mulhorandi-Giganten auf einmal aufnehmen konnte. Der Anblick seines eigenen Gesichts auf dieser gottgleichen Gestalt begeisterte ihn, und er lachte laut, als er seinen Elementar-Doppelgänger in den Kampf gegen Ameer Tukephremo schickte.

Die Himmels Giganten begegneten sich wie zwei widerstreitende Stürme. Procopios Kreatur hielt ein Schwert, das länger war als eine Bergpinie. Ameers geschwungener Säbel

leuchtete am Himmel wie ein neuer Mond.

Während der Erkenntniszauberer den Kampf beobachtete, wandte er sich einer anderen Zaubersequenz zu. Er beschwor einen Feuerball herauf und ließ einen Zauber folgen, der diesen Ball um ein Vielfaches vergrößert in der Hand seines Wolken-Avatars plazierte.

Das Licht aus dem magischen Geschoß schien durch die substanzlose Gestalt hindurch und verlieh ihr das Feuer und den Glanz der Wolken bei Sonnenuntergang. Das titanenhafte Abbild Procopios schleuderte den Feuerball, der sich wie ein Speer in die Wolkenform des Mulhorandi bohrte. Das Elementar taumelte zurück und begann bereits, sich an den Rändern in kleine Wolkenfetzen aufzulösen. Procopio ließ einen Blitzschwert-Zauber nachfolgen. Die Waffe seines Elementars verwandelte sich in eine böseartig gezackte Klinge von fahlblauer Färbung. Procopio ließ das Elementar wieder und wieder auf die Wolkenform seines Feindes und Partners einschlagen.

Schließlich löste sich das gigantische Abbild von Ameer völlig auf. Procopio hielt den Zauber aufrecht, und einen Moment ragte sein Sturmelementar wie ein Rachegott in den Himmel auf, das Blitzschwert drohend erhoben, so als wolle es die anderen Wolkengestalten herausfordern.

Keines der anderen Elementare nahm die Herausforderung an. Sie lösten sich auf, als die mulhorandischen Magier den Rückzug antraten und ihre Energie auf andere, weniger riskante Zauber verwendeten. Procopio entließ die Wolkenform und bückte sich, um das kleine Buch aufzuheben, das mitten aus der Luft erschienen und vor seinen Füßen auf

dem Deck gelandet war. Er würdigte es kaum eines Blickes, als er es in den verzauberten Beutel steckte, der es sofort in seine Bibliothek schicken würde. Er wußte, um welches Buch es sich handelte und was seine Rückkehr bedeutete. Es war das Zauberbuch, für das Ameer Tukephremo so viel auf Spiel gesetzt hatte, um es zu bekommen. Daß es zu Procopio zurückkehrte, bedeutete, daß der Magier tot war.

Procopio ließ sich auf eine Bank sinken. Der Zauber hatte ihn erschöpft, doch er lächelte. Halruaa würde so schnell nicht das Gesicht des titanenhaften Procopio vergessen, der über alle Herausforderer gesiegt hatte. Er hatte zwar nicht alles erreicht, was er sich vorgenommen hatte, doch dieser Triumph konnte vielleicht schon genügen.

*

*

*

Kiva erhob sich und schloß ihre Finger um den Smaragd. Sie hörte die hundert Seelen, die schrieten, weil sie freigelassen werden wollten. Die Elfe spürte ihren Schmerz wie aus weiter Ferne. Ihren eigenen Schmerz hatte sie vor langer Zeit verloren, und ihr Herz war in etwas eingeschlossen worden, das weitaus härter war als grüner Stein.

Die kalten Finger des Nekromanten schlossen sich um ihre, und die Magie, an der sie fast zweihundert Jahre lang gearbeitet hatte, erfaßte sie und riß sie fort.

Sie flogen durch die flüssige Magie, als würden sie in einen aufsteigenden Strudel gezogen. Sie wurden nach oben gerissen, gefangen in einem mächtigen Zauber, der sie über die Welten und durch das Portal schleuderte. Einem Pfeil

gleich, der plötzlich abgeschossen wurde, wurden sie durch die dünne, leere Luft gewirbelt. Hinter ihnen schloß sich das Portal mit durchdringender Endgültigkeit.

Die schiere Macht des Zaubers bahnte sich ihren Weg durch Kivas Knochen und explodierte in einem weißglühenden Schmerz. Dann hörten Licht, Geräusche und Wahrnehmung schlagartig einfach auf zu existieren.

Später – Kiva vermochte nicht zu sagen, wieviel Zeit genau verstrichen war – erwachte die Welt allmählich wieder zum Leben. Sie öffnete behutsam die Augen und lauschte, wie das Klingeln in ihren Ohren langsam nachließ. Während ihre Sinne nach und nach zurückkehrten, erkannte sie, daß der Boden unter ihr weich war und ihrem Druck nachgab.

Sie setzte sich auf und blickte wild umher. Sie befand sich nicht auf der steinigen Lichtung, wo Wasser aus dem fast geschlossenen Portal der Quelle ausgetreten war, sondern saß auf einem riesigen Teppich, der seinerseits sanft auf einer Wolke schaukelte.

Der Nekromant saß im Schneidersitz da und betrachtete sie beinahe respektvoll. »Ich hätte keinen so mächtigen Zauber erwartet. Du hast schwer gearbeitet, kleine Elfe, und du hast dich in der Kunst weiter gebildet, als ich es für möglich gehalten hätte. Später wirst du mir diesen Zauber zeigen.«

Mit dem »später« würde sie sich befassen, wenn es soweit war. Bis dahin würde sie vielleicht herausfinden, welche Magie sich um das Portal angesammelt hatte, daß es sie mit solcher Kraft aus der Ebene des Wassers hatte herausschleu-

dern können.

»Die Schlacht?« wollte Akhlaur wissen.

Sie riß sich zusammen und wies ihm den Weg zu dem Punkt, an dem die Invasion stattfand. Sie trafen gerade noch rechtzeitig ein, um die gewaltigen Wolkenformen zu sehen und um den Sieg eines Sturmelementars mit kurzgeschorenen Locken und dem Gesicht eines Falken mitzuerleben.

»Sehr geschickt«, murmelte Akhlaur. »Ich bewundere einen Mann, der sich mit der Magie seiner Feinde beschäftigt.«

Die Mulhorandi-Streitkräfte waren den halruaanischen Kämpfern am Boden immer noch weit überlegen. Eine Welle dunkel gekleideter Infanteristen schwappte vorwärts, und durch die Reihen der wartenden Kavallerie ging ein erwartungsvolles Beben.

»Die halruaanische Armee wird vernichtet werden«, sagte Kiva.

»Nicht zwangsläufig. Ein Wasserelementar könnte die Flut zurückhalten – eine wahrhaft gigantische Kreatur, die die Kavallerie zermalmen könnte.«

Kiva machte eine ausholende Geste. »Hier ist kein Wasser in Sicht, Herr.«

»Nein?« Er lächelte herablassend. »Du hast deine Lektionen vergessen, kleine Elfe. Der Mensch besteht aus Fleisch und Blut – unendlich manipulierbarem Fleisch und Blut. Und was ist der wichtigste Bestandteil von Fleisch und Blut?«

Sie nickte, da sie mit einem Mal verstand. »Wasser! Natürlich!«

Akhlaur hob die mit Schwimmhäuten behafteten Hände

und begann, monoton zu skandieren. Eine graue Wolke braute sich grollend und zuckend über ihnen zusammen. Eine heftige Explosion war zu hören, und dann begann es zu regnen – vom Boden in die Wolke *hinauf*.

Die Krieger, die sich unmittelbar unter dem Zauber befunden hatten, begannen sich aufzulösen, bis nur noch trockene Knochen übrig waren, während bei anderen das Skelett noch von der verbliebenen Haut zusammengehalten wurde. Wie die Wellen eines riesigen Steins, den man ins Wasser warf, breitete sich die verheerende Wirkung des Zaubers aus. Die Armee der Mulhorandi fiel zu hunderten und tausenden. Ihre Körperflüssigkeiten, Grundlage ihres Lebens, strömten nach oben in die wartende Wolke.

So rasch wie erwartet begann die Wolke Gestalt anzunehmen. Beine vom Umfang eines Magierturms senkten sich herab und rammten sich mit gewaltiger Kraft in die Erde. Knochensplitter wirbelten umher, als Dutzende von Skeletten zermalmt wurden. Die Wolkenkreatur wandte sich um und begann, durch die Reihen der Invasoren zu pflügen.

Die Mulhorandi-Magier schleuderten dem Wasserelementar Zauber über Zauber entgegen, während es einen nach dem anderen zertrat oder aber vom Boden aufhob und verschlang. Ertrinkende Männer trieben in der Flüssigkeit ihrer gefallenen Kameraden umher und schlugen in Panik auf die magische »Haut« des seltsamen Elementars ein.

»Da siehst du es«, sagte Akhlaur zufrieden. »Das Elementar wird erst die Mulhorandi vernichten und sich dann gegen die Halruaaner wenden. Ich bin sehr gespannt, was Zalthorm gegen dieses Monster unternehmen wird.«

Matteo stand bei König Zalathorm und starrte das furchtbare Elementar fassungslos an. »Wer bei allen neun verdammten Höllen hat das herbeigerufen?«

»Niemand, den ich kenne, kann so etwas vollbringen«, sagte der König. »Aber wenigstens kämpft es für uns.«

»Im Moment schon. Doch wenn es sich gegen uns wendet, müssen wir bereit sein.«

Noch während er sprach, wandte das Elementar sich der halruaanischen Verteidigungslinie zu.

Matteo fluchte leise. »Welches ist die größte Kreatur, die Ihr herbeirufen könntet?«

»Das größte Geschöpf zu Lande wäre ein Roc«, sagte Zalathorm und meinte damit jene adlerähnlichen Monster, deren Größe ausreichte, einen Elefanten in ihren Klauen zu tragen. »Doch der nächste von ihnen lebt in den Wüsten von Calimshan.«

Der Jordain überlegte rasch. »Beherrscht Ihr einen Feuermanipulationszauber?«

»Natürlich.«

»Nehmt mit jedem Magier in der Luft und auf dem Lande Kontakt auf. Auf mein Zeichen soll jeder von ihnen den größten ihm bekannten Feuerball-Zauber wirken und ihn direkt auf das Elementar werfen. Ihr werdet die Verwandlung wirken.«

»Dieser Zauber wird nur *ein* Feuer verwandeln«, erinnerte der König ihn.

»Ein Feuer«, bestätigte Matteo. »Erfabt die Feuerbälle,

wenn sie sich zu einer einzelnen Flamme zusammenschließen.«

Der König schnaubte. »Du hast eine hohe Meinung von meinen Fähigkeiten und der Treffsicherheit meiner Magier.«

»Sie müssen gut aufeinander abgestimmt werden«, räumte Matteo ein. »Aber auch vereinzelte Feuerbälle werden das Elementar schwächen.«

Der König nickte und legte eine Hand auf die bernsteinfarbene Kugel des Ältestenrates. Er gab den Befehl, und Matteo begann zu zählen. Auf sein Zeichen hin flammten Feuerbälle an Bord jedes Himmelsschiffs auf, wurden von den Rücken fliegender Reittiere und von Magiern am Boden abgefeuert. Sie schossen von allen Seiten auf das Elementar zu. Als Matteo die Hand herunternahm, rief der König ein einziges Wort.

Das Feuer in der Luft verschmolz zu einem flammenden Roc. Eine Hitzewelle fegte über das Tal hinweg, als der Feuervogel das Wasserelementar mit seinen Krallen packte und davontrug. Beide Kreaturen vergingen in einem dampfenden Geysir – einem erdgebundenen Kometen, der im Sonnenuntergang orange und purpurn glühte.

Zalathorm stieß einen triumphierenden Schrei aus. »Der Feuerroc trägt es fort von uns!«

»Wir verfügen nicht über genügend Waffen, um eine so vielversprechende zu verschwenden. Befehligt dem Feuervogel, das Elementar auf die mulhorandische Kavallerie zu werfen.«

Der König warf Matteo einen raschen, erstaunten Blick zu, dann nickte er. »Sag mir, wann.« Er begann den Zauber

und hielt ihn zurück, bis der Jordain ihm das Zeichen gab.

Mächtige Magie ließ sich nicht so einfach zurückrufen, wenn sie erst einmal entfesselt war. Der feurige Roc stieß einen lauten, widerstrebenden Schrei aus, änderte dann jedoch seine Flugrichtung und kehrte zurück, da er sich dem Ruf des halruaanischen Magierkönigs nicht entziehen konnte. Der Roc ließ das Elementar fallen und löste sich einem Feuerwerk gleich am Himmel auf.

Das Elementar drehte sich im Fall um seine eigene Achse. Aus dieser Entfernung erinnerte es an einen Mann, der aus einem Himmelschiff stürzte. Obwohl es an Größe verloren hatte, erreichte das Elementar noch immer fast die Länge eines ausgewachsenen Drachen.

Das flüssige Monster schlug auf und zerplatzte wie eine Wasserblase. Männer und Pferde wurden schreiend von dem Aufprall niedergerissen, und Blut mischte sich in das Wasser, das die Ebene überspülte. Die Hufe der in Panik geratenen Reittiere verwandelten den Boden rasch in Schlamm.

Matteo wurde übel bei dem Gedanken, daß all diese Toten sein Werk waren, dennoch erstattete er Bericht. »Das Elementar scheint fast ein Drittel der Kavallerie ausgelöscht zu haben.«

»Schickt die Fußtruppen los«, befahl der König. Der Befehl wurde weitergegeben, und der Klang von Hörnern schallte über die Ebene. Halruaanische Truppen stürmten von beiden Seiten heran und überwältigten einen großen Teil des zahlenmäßig unterlegenen Gegners. Einige der berittenen Mulhorandi versuchten, die Flucht anzutreten, doch auf dem morastigen Boden fanden ihre Pferde keinen Halt

und glitten aus.

Dennoch waren Fußtruppen berittenen Kämpfern gegenüber deutlich im Nachteil. Nach dem ersten wüsten Ansturm schlug der Kampf einmal mehr zugunsten der Invasoren um.

»Was ist dein Rat, Jordain?« wollte Zalathorm wissen.

Matteo verzog das Gesicht. »Er wird Euch nicht gefallen.«

»Nichts von alledem hat mir gefallen«, gab der König zurück, »aber wenn du sagst, daß es zum Wohle von Halruaa ist, dann werde ich dir glauben. Möge Mystra uns allen beistehen.«

Akhlaur applaudierte begeistert, seine langen, fischartigen Hände erzeugten ein scheuerndes Geräusch. »Hervorragend gelöst! Gerade diesen Zauber hätte ich Zalathorm nicht zugetraut. Seine Streitkräfte zu Land schlagen sich hingegen nicht so gut.«

»Er wird verlieren«, sagte Kiva befriedigt.

»Noch nicht. Und nicht hier.«

Ein lautes Klappern erfüllte die Luft. Tausende von Skeletten, Überbleibsel des ersten Angriffs durch den Nekromanten, erhoben sich. Eine Armee aus Skeletten marschierte klappernd auf ihre ehemaligen Kameraden zu, unerbittlich wie eine Heuschreckenplage. Sie stürmten gegen die um ihr Überleben kämpfende Kavallerie an, zerrten die Mulhorandi von ihren Pferden und zerfetzten Roß und Reiter.

»Kein Zauber sollte nur einem einzigen Zweck dienen«, sagte Akhlaur. »Wasser von den Lebenden, Krieger von den Toten. Das ganze besitzt eine gewisse Eleganz, findest du nicht?«

Unter ihnen ergossen sich Ströme farbigen Lichtes aus dem Himmelsschiff des Magierkönigs. Sie wehten über das Schlachtfeld, als handle es sich um zarte, leuchtende Bänder, die die untoten Soldaten umschmeichelten und sie von der Kampfeslust befreiten.

»Gewährt ihnen Ruhe und Respekt«, murmelte Akhlaur verächtlich. Kiva erinnerte sich daran, daß Zalathorm vor langer Zeit dieselben Worte gesprochen hatte. Ihre Lippen verzogen sich zu einem abfälligen Grinsen, einem Spiegelbild der Miene des Nekromanten.

Zalathorm hatte zwar die Skelette von ihrem Zwang freigesprochen, doch ihre Arbeit war bereits getan. Die Reste der mulhorandischen Truppen machten kehrt und flohen in vollem Rückzug in Richtung Paß.

Halruaanische Hörner bliesen zum Angriff, doch es waren nur wenige verblieben, die die Verfolgung aufnehmen konnten.

Das Schlachtfeld war übersät mit Gefallenen. Die Überlebenden taumelten umher, zu benommen, um zu verstehen, daß der Kampf vorüber war. Das Stöhnen und Schreien Verwundeter und Sterbender erfüllte die Luft über dem Schlachtfeld.

Dann erhob sich ein einzelnes triumphierendes Brüllen vom Schlachtfeld, ein volltönender, wortloser Siegeschrei, der sich wie ein Phönix aus dem Feuer emporschwang. Wie ein Funke fing er Feuer und ging in Flammen auf.

Die überlebenden Halruaaner standen einzeln oder paarweise zusammen, nicht selten ihre Kameraden stützend. Sie erhoben ihre Fäuste und Schwerter und schrieen ihren Tri-

umph in den Himmel hinaus.

»Also haben die Halruaaner wieder einmal ihre Heimat gegen die Gefahren von außen verteidigt«, sagte Kiva. »Wieder einmal schließt sich der Kreis.«

Der Nekromant blickte sie an. »Du bist großzügig heute, kleine Elfe. Erst bringst du mir den Schlüssel zu meiner Freiheit, dann präsentierst du mir dieses hübsche unterhaltsame Spektakel, und nun bietest du mir auch noch ein Rätsel an?«

»Es ist kein Rätsel für diejenigen, die das sich drehende Rad der Geschichte beobachten. Halruaa hat oft Gefahren von außen abwenden müssen. Starke Anführer erheben sich, um sich ihnen zu stellen. Auf diese Weise ist Zalathorm an die Macht gekommen, und seit vielen Jahren hat er nun den Thron innegehabt.«

Akhlaur nickte und begann zu verstehen. »Andere Magier haben sich heute gut geschlagen. Derjenige, der das Sturmelementar beschworen hat, scheint recht beeindruckend zu sein.«

»Seid nicht zu beeindruckt«, gab Kiva zurück. »Dieser eine ist kein Fuchs, sondern eine abtrünnige Henne im eigenen Hühnerstall. Er wußte von dem bevorstehenden Angriff der Mulhorandi, und er wußte von den Schilden, die andere halruaanische Magier davon abhielten, die Truppen an ihrer Grenze zu erkennen.«

»Er hat also die kommende Bedrohung gesehen, während Zalathorm sie nicht erkannte. Ein geschickter Zug!«

Die Elfe schnitt eine Grimasse. »Er hätte sogar noch viel besser sein können. Ich hatte gehofft, daß diese Schlacht dem Ansehen Zalathorms weitaus stärkeren Schaden zufü-

gen würde. Das hätte sie auch, wenn Ihr nicht eingegriffen hättet. Die meisten Halruaaner werden glauben, der König habe sowohl das Wasserelementar als auch den Feuerroc herbeigerufen. Die Nekromanten an seinem Hof werden die Armee aus Skeletten noch rasch als ihre Leistung darstellen. Es wird schwierig werden, einen so starken Helden abzusetzen.«

»Du erkennst nicht den entscheidenden Punkt.«

»In der Tat, das tue ich nicht! Meine Absicht war es, Zalathorm zu schwächen und ehrgeizigen Magiern die Hoffnung zu geben, sie könnten ihm nachfolgen, so daß sie sich untereinander bekämpft hätten! Ich wollte einen Funken zünden, der einen weiteren Magierkrieg hätte entfachen können!«

»Das hast du. Denk nach, kleine Elfe, und sag mir, was das wichtigste ist.«

Nach einem Augenblick nickte Kiva langsam. »Ganz gleich, was alle anderen denken, Zalathorm selbst weiß, daß es nicht sein Zauber war.«

»Gut erkannt. Wenn wir davon ausgehen, daß wir Zalathorm gut kennen, was wird er wohl als nächstes tun?«

Die Augen der Elfe leuchteten auf. »Er wird keine Ruhe geben, bis er weiß, wessen Zauber es war. Sobald er es herausgefunden hat, wird er versuchen, Euch ausfindig zu machen!«

Akhlaur warf einen Blick auf das Schlachtfeld. »Das war eine wirklich vorzügliche Unterhaltung, kleine Elfe. Aber ich glaube, du und ich, wir können uns eine noch bessere leisten.«

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Die Feier begann am Tag nach der Schlacht. Die Stadt war erfüllt von Musik, und an jeder Straßenecke präsentierte man voller Stolz magische Kunststücke. Als die Nacht hereinbrach, wurde ein Feuerwerk entzündet, und viele der explodierenden Feuerwerkskörper malten die Silhouette eines großen Vogels an den Nachthimmel. Das Bild des Feuerroc war überall – als Stickerei auf Bannern, als Tätowierung auf den Armen der Krieger, in den feurigen Farben der Blumenbeete, die über Nacht entstanden waren. Zatlathorm war ein Held, und der Feuervogel war das neue stolze Symbol für die Macht des Magierkönigs.

Doch überall im Land flüsterte man hinter dem Rücken des Königs, und die Nachricht von der Festnahme der Königin und ihrem bevorstehenden Gerichtsverfahren machte die Runde. Viele waren im Kampf gegen ihre mechanischen Kreaturen gestorben. Hinter vorgehaltener Hand wurde debattiert, wie es sein konnte, daß der König eine solche Gefahr in seinem eigenen Palast hatte übersehen können – und wie, so fragten sich die Menschen weiter, war es möglich gewesen, daß der König die Invasion der Mulhorandi nicht vorhergesehen hatte?

Allen Zweifeln zum Trotz kam das ganze Volk Halarahhs in dieser Nacht auf einem riesigen öffentlichen Platz zusammen, um seine Helden zu feiern. Procopio Septus stand bei

ihnen in hohem Ansehen, weil er die Crinti zum Rückzug gezwungen und dann die Wolkenavatare der Mulhorandi zurückgedrängt hatte. Das war kein halruaanischer Zauber gewesen, und die Einwohner von Halarahh zeigten sich erfreut und stolz, daß ihr Oberbürgermeister umsichtig genug gewesen war, die Magie des Feindes zu erlernen.

Als Procopio an der Reihe war, vor den König zu treten, zählte Zalathorm die Leistungen des Magiers auf und fragte ihn, welche Belohnung er sich wünsche. Procopio sprach mit klarer Stimme, die durch Verstärkungszauber laut und deutlich in alle Teile der Stadt übertragen wurde. »Ich möchte nur weiter dem Land als Meister der Erkenntniszauberei dienen, mein König, so wie Ihr es selbst all die Jahre getan habt.«

Das Volk brach in Beifall und Jubelrufe aus. Ein Stück weiter hinter Procopio stand Basel Indoulur in der Reihe der Kriegshelden und lächelte schwach, während Matteos Gesicht nichts von dem verriet, was in ihm vorging. Nach außen hin war die Bitte des Oberbürgermeisters von bewundernswerter Bescheidenheit, doch die Herausforderung war nicht zu tief darin verborgen.

»Damit ist die Saat gesät«, murmelte Basel. »Ist dir vielleicht aufgefallen, wie sehr Procopios Sturmelementar und dessen windiger Gegner miteinander vertraut zu sein schienen?«

»Dieser Gedanke ist mir wahrhaftig gekommen«, erwiderte Matteo. »Lord Procopio war insgesamt außerordentlich gut vorbereitet. Er hatte die Kampftaktiken der Crinti studiert, und er hat ein erstaunliches Talent für die Magie der

Mulhorandi.«

»Ja, das ist mir auch aufgefallen«, sagte Basel. »Er sollte weiter beobachtet werden. Die Grenzen von Halruaa sind wieder gesichert, doch ich fürchte, daß Halruaa mehr von den eigenen Magiern zu befürchten hat.«

Der Applaus für Procopio ebte schließlich ab, und der Herold des Königs rief den nächsten Namen. Als Basel an der Reihe war, deutete er mit einer leichten Verbeugung auf Matteo. »Ihr seht meine Bitte vor Euch, Sire. Ich bitte Euch, diesen Jordain in meinen Dienst nehmen zu dürfen.«

König Zalathorms Blick schweifte zu Matteo und dann wieder zurück zu Basel. »Ich fürchte, diese Bitte kann ich Euch nicht gewähren, alter Freund. Aber ich werde in Eurer Stadt eine Schule für Beschwörung gründen, wie Ihr es schon seit langer Zeit wünscht.«

Matteos Kehle schnürte sich zu. Legte der König wirklich Wert auf klare und ehrliche Worte? Oder wollte er sich nun an Matteo für seine Rolle bei der Festnahme der Königin rächen?

Der König betrachtete Matteo ernsten Blickes. »Und du, Jordain. Willst du in meinen Dienst treten – als Belohnung für deinen Beitrag zu dieser Schlacht?«

»Das ist nicht ganz die Bestrafung, die ich erwartet habe«, sagte er leise, damit der Verstärkungszauber seine Worte nicht übertragen konnte, »aber es ist auch nicht ganz meine Vorstellung von einer Belohnung.«

Zalathorm verzog den Mund zu einem ironischen kleinen Lächeln. »Nun, dann verstehst du die Aufgabe vor uns besser als die meisten anderen.« Dann erhob er seine Stimme

und verkündete. »So soll es sein. Der Jordain Matteo soll ab heute als der Ratgeber des Königs gelten.«

Er gab dem Herold ein Zeichen, der daraufhin den nächsten Namen aufrief. Matteo und Basel verbeugten sich und verließen das Podium.

Der Beschwörer lächelte Matteo bedauernd an. »Der König wird in der kommenden Zeit guten Rat nötig haben. Ich nehme an, daß du sehr beschäftigt sein wirst.«

»Und was ist mit Euch, Lord Basel?«

Basel atmete tief durch und seufzte laut auf. »Ich werde mich mit dem Wissen befassen, das wir über die Finsternen Feen haben. Wenn es einen Weg gibt, Tzigone von dort zurückzuholen, dann werde ich ihn finden.«

Ein kleiner Hoffnungsschimmer fand seinen Weg in Matteos Herz. »Ihr werdet es mich wissen lassen, wenn ich Euch dabei helfen kann?«

»Du wirst es als erster erfahren. Geh davon aus, daß du schon bald von mir hören wirst, da es Dinge zwischen uns gibt, die gesagt werden müssen. Möge Mystras Segen mit dir sein, mein Sohn.«

Diese Anrede wurde oft zwischen einem Mann von Basels Alter und einem von Matteos Alter benutzt. Vielleicht hatte sie nichts zu bedeuten, vielleicht aber auch alles. Es war eine weitere Sache, die ein Jordain nicht wissen konnte.

»Mystras Segen«, wiederholte er leise.

Als die Feiern vorbei waren, begab Matteo sich in seine neuen Gemächer im Palast des Königs. Zu seiner Überraschung erwartete dieser ihn. Er hatte sich erschöpft in einem der Sessel niedergelassen, die Matteos Vorgängerin Cassia im

Raum verteilt hatte.

»Ich brauche deinen Rat, Jordain«, sagte der König mit schwacher und von Überanstrengung heiserer Stimme.

Matteo nickte und wartete, daß der König fortfuhr.

»Bevor wir aber diese Sache besprechen, muß ich dich etwas fragen. Gegen Ende der Schlacht, als sich die Skelette erhoben, wolltest du mir einen Rat geben, von dem du glaubtest, ich würde ihn nicht gerne hören.«

»Dazu besteht jetzt keine Notwendigkeit mehr«, sagte Matteo zerknirscht. »Und wo wir gerade dabei sind, es gab auch zu jenem Zeitpunkt keine Notwendigkeit! Ihr habt gesehen, was erforderlich war, und Ihr seid zur Tat geschritten, ohne meinen Rat abzuwarten. Es ist keine angenehme Arbeit, Skelettkrieger auferstehen zu lassen, und ganz Halruaa ist dankbar, daß Ihr diese Aufgabe selbst übernommen habt.«

»Hast du gesehen, wie ich den Zauber gewirkt habe?«

Der Jordain zögerte. »Nein, aber keiner Eurer Nekromanten ist vorgetreten, um diesen Zauber für sich in Anspruch zu nehmen, also nahm ich an, daß es ein vorbereiteter Zauber war, der von irgendeinem magischen Gegenstand gelöst wurde.«

Zalathorm kommentierte diese Worte nicht. »Die Feiern werden zehn Tage andauern. Danach wird die Königin vor Gericht gestellt werden. Wenn man sie verurteilt, wird sie im Licht des zunehmenden Mondes hingerichtet werden. Du hast zwanzig Tage Zeit, um ihre Unschuld zu beweisen.«

Matteo hatte große Mühe, seine Miene leidenschaftslos zu halten. »Vergebt mir meine Vermessenheit, Sire, aber ich

weiß, was es bedeutet, einen geliebten Menschen zu verlieren. Ich habe die beiden besten Freunde verloren, die ich jemals gekannt habe, und ich kann die Wirklichkeit dessen noch immer nicht akzeptieren.«

»Was würdest du tun, um diese Freunde zu retten?«

In Matteos Gedanken entstand ein Bild des Schleiers zwischen den Welten, und er sah die glühenden Augen der Finsteren Feen dahinter. »Wenn ich könnte, ich würde ihnen durch die Hölle folgen.«

»Das habe ich mir gedacht. Aus dem Grund übertrage ich dir diese scheinbar unlösbare Aufgabe.«

Matteo atmete langsam aus. »Wir haben Kiva gehört, wie sie die Königin für die Schaffung einer mechanischen Armee gepriesen hat. Was könnte dieses Argument entkräften?«

»Es gibt sicher andere Umstände, die den Rat umzustimmen vermögen.«

»Ich werde keine Tatsachen beschönigen, um die Königin zu retten«, sagte Matteo leise.

Der König nickte, als hätte er mit dieser Antwort gerechnet. »Das Wohl Halruaas steht an erster Stelle in deinem Herzen. Gerade deswegen benötige ich deine Dienste. Bedenke jedoch immer, daß auch ein ehrlicher Mann sich selbst von einer zweifelhaften Wahrheit zu überzeugen vermag und daß auch der beharrlichste aller Paladine zu seinem Entsetzen feststellen kann, daß der heilige Zweck, dem er dient, nicht jede seiner blutigen Taten rechtfertigt.«

»Ich werde daran denken, Herr. Doch offengestanden verstehe ich Euren Punkt noch immer nicht.«

Zalathorm stand auf und sah dem jungen Jordain tief in

die Augen. »Ich habe seit dem Ende der Schlacht vieles erfahren. Ich kann dir nicht sagen, wie ich an dieses Wissen gelangt bin, doch soviel sollst du wissen: Königin Beatrix war einst unter dem Namen Keturah bekannt, jene Frau, die deine Freundin Tzigone so verzweifelt gesucht hat. Kein Lebender außer mir weiß das, nicht einmal die Königin selbst. Nun sag mir, Jordain, was wirst du tun?«

Der Boden schien sich unter Matteos Füßen zu bewegen, und in seinem Kopf schwirrte es, als hätte sich ein Schwärm Bienen dorthinein verirrt. Er schluckte. »Daßelbe, Sire.«

»Und wenn ich dir sage, daß Keturah für dich jede Tür öffnen kann, damit du deiner Freundin durch die Hölle folgen kannst?

Würdest du dich versucht fühlen, sie beide um jeden Preis zu retten, oder würdest du auch dann der Wahrheit treu bleiben?«

»Selbst dann«, flüsterte er erstickt.

Der König nickte langsam. »Nun, dann hast du vielleicht eine Chance, erfolgreich zu sein. Du hast zwanzig Tage.«

Zalathorm wandte sich und ging rasch fort, da er den brennenden Blick des jungen Mannes nicht länger ertragen konnte. Er verstand den Schmerz, der in ihnen geschrieben stand, nur zu gut.

Keturahs Tochter. Er schloß die Augen und ließ in seinem Geist das Bild der jungen Frau mit den kurzgeschorenen Locken und dem spitzbübischen Grinsen entstehen, wie er sie an der Seite von Basel Indoulur gesehen hatte. Sie war es gewesen, die die Worte in der Werkstatt der Königin aufgefangan und damit einen Beweis in ihre Finger bekommen

hatte, der ihre eigene Mutter des Verrats schuldig machte. Hätte sie es auch getan, wenn sie es gewußt hätte? Oder wäre sie ihren Prinzipien so treu geblieben wie Matteo?

Seufzend stieg Zalathorm die verborgene Treppe hinunter, die in den am tiefsten gelegenen, geheimsten Teil des Palastes hinunterführte. Während er ging, wirkte er eine kraftvolle magische Tarnung auf sich selbst. Ohne diese Tarnung begab er sich niemals in die Nähe dieser verborgenen Kammer, auch wenn schon viele Jahre vergangen waren, seit er zum letzten Mal dieses Gesicht außerhalb des Palastes getragen hatte. Die Nekromanten, die wie Wächter in Reihen vor der Tür standen, kannten ihn nur mit diesem Gesicht und nickten ihm zu, als er an ihnen vorüberging.

Zalathorm schloß und versiegelte die Tür, um sich dann dem gewaltigen Edelstein zuzuwenden, der genau in der Mitte des Raums schwebte. Er hatte in etwa die Form eines Sterns, glühte in einem tieferen Rot als Granat und wies Hunderte von glatten, glitzernden Seiten auf. In seinem Inneren pulsierte ein Licht.

Der König neigte das Haupt vor dem lebendigen Stein, eher entschuldigend denn aus Demut. Dann flüsterte er: »Das Herz Halruaas ersucht um Rat.«

Nach einem Kampf
wollen manche Krieger nur noch nach Hause.
Andere wollen Rache.

Die Schlacht in Akhlaurs Sumpf ist vorbei, und ihre Helden trennen sich. Die eine wird Zauberlehrling und versucht, ihre geheimnisvolle Herkunft zu klären. Der andere kehrt zu seiner Königin zurück, nur um festzustellen, daß nichts mehr ist, wie es war.

Verborgen vor beiden brütet die Bluthündin. Sie kann denen nicht vergeben, die sie ihrer Macht beraubten, und sie macht vor nichts Halt, um ihre Rache zu bekommen. Ihre Bitterkeit garantiert, daß Akhlaurs Sumpf für alle Beteiligten erst der Anfang war.

©2002 Wizards of the Coast, Inc.



ISBN 3-935282-65-6



9 783935 282659

EUR 9,95
F&S 11302